Rümelin,
Reden und Aufsätze.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Reden und Aufsätze

Dritte Folge.

Reden und Aufsätze

Dritte Folge

von

Gustav Rümelin,
† Kanzler der Universität Tübingen.

Nebst Professor Chr. Sigwarts Gedächtnisrede
auf Gustav Rümelin.

Freiburg i. B. und Leipzig, 1894.
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck).

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

Druck von C. A. Wagner in Freiburg i. Br.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Gedächtnisrede I

I. Reden.

Ueber die Temperamente. 1881 3

König Friedrich von Württemberg und seine Beziehungen zur Landesuniversität. 1882 37

Die Entstehungsgeschichte der Tübinger Universitätsverfassung. 1883 76

Ueber die Lehre vom Gewissen. 1884 111

Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz. 1885 . 148

Ueber die Berechtigung der Fremdwörter. 1886 . . 179

Ueber die neuere deutsche Prosa. 1887 222

Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre. 1888 248

Ueber den Zufall. 1889 278

II. Aufsätze.

Justinus Kerner. 1862 303

Der württembergische Volkscharakter. 1863. 1884 . . 375

Gedächtnisrede

auf den

Kanzler der Universität Tübingen

Gustav Rümelin

gestorben den 28. Oktober 1889.

Am Tage
der akademischen Preisverteilung, 6. November 1889
in der Aula gehalten

von

Christoph Sigwart,
o. ö. Professor der Philosophie.

Hochgeehrte Versammlung!

Tief ergriffen von schmerzlicher Trauer treten wir heute zu der gewohnten akademischen Feier zusammen; unser Kanzler, dessen ehrwürdige Gestalt sonst zu dieser Stelle schritt, ist uns entrückt, und der Mund ist verstummt, dessen beredte Worte diesem Tage seine besondere Weihe gaben und ihn zu einem der Höhepunkte unseres gemeinsamen akademischen Lebens machten. Es war ihm versagt, die Reihe seiner Kanzlerreden, wie er sich gedacht hatte, mit der zwanzigsten abzuschließen, die er, schon von den Vorboten seiner Krankheit gewarnt, noch niedergeschrieben hat; und kein Anderer darf wagen, durch fremdartigen Ton den Reiz zu zerstören, den seinen Gedanken die schlichte Anmuth und ruhige Würde seines Vortrags und der ächte Klang innerer Theilnahme verlieh. Denn was er uns hier bot, war sein Bestes und Eigenstes; worüber er sprach, waren nicht Fragen, die wohl für die strenge Wissenschaft Bedeutung und Interesse haben, die ferner Stehenden aber kalt lassen, sondern Probleme, die Jeden in gleicher Weise fesseln und seine volle Theilnahme erwecken; und er hat in seine Reden seine persönlichste Ueberzeugung wie in Selbstbekenntnisse hineingelegt. Dadurch hat er nicht bloß äußerlich, kraft

seines Amtes, die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Glieder unseres Körpers vertreten, sondern mit seinem Wissen und Denken stand er uns allen gleich nahe, er verkörperte uns gemeinsame Aufgaben aller Forschung und stellte in sich ein lebendiges Band der verschiedenen Wissensgebiete und Geistesrichtungen dar; so sind wir alle in gleicher Weise von seinem Hingang getroffen, und gerade an diesem Tage drängt es uns, der Liebe und Verehrung, die er als Lehrer unserer Universität und in der Führung seines schwierigen und verantwortungsvollen Amtes sich erworben, vollen Ausdruck zu geben. Es läge der Stimmung, in die uns dieser Verlust versetzt, am nächsten, und der Stoff wäre reichlich vorhanden, Lob und Ruhm auf den Mann von seltener Begabung und starkem Charakter zu häufen; ich glaube ihn mehr zu ehren, wenn ich, soviel ich vermag, seinem Beispiele folge, und in schlichter und einfacher Weise uns zu vergegenwärtigen und zusammenfassend zu verdeutlichen suche, wie er in der Eigenart seines Wesens sich darstellte, was er insbesondere uns in der Zeit gewesen ist, in der wir ihn den Unsern nennen durften.

Als er vor 22 Jahren zuerst hier eintrat, um als Lehrer an der staatswissenschaftlichen Fakultät die Statistik zu vertreten, hatte er ein wechselvolles und reichbewegtes Leben hinter sich, und in sehr verschiedenen Richtungen hatte er seine Kräfte versucht und entfaltet. Der ehemalige Jünger der spekulativen Philosophie ein Lehrer der Statistik — darin allein schon lag der denkbar größte Gegensatz wissenschaftlicher Richtung und Methode ausgesprochen; und dieser Gegensatz ist zugleich typisch für die durchgreifende Wandlung des gesammten geistigen Lebens in Deutschland, deren Wendepunkt das Jahr Achtundvierzig bezeichnet — die Abwendung von philosophischer Kon-

struktion und ästhetisch litterarischen Bestrebungen zu exakter Naturwissenschaft und strenger geschichtlicher Forschung, und die Rückkehr von hochfliegenden politischen Idealen zu besonnener Arbeit in der realen Welt. Auf diesem allgemeinen Hintergrunde bewegt sich das einzelne Leben, von den wechselnden Strömungen in verschiedenem Grade beeinflußt, doch niemals ganz von ihnen unabhängig.

Als der Schönthaler Seminarist Gustav Rümelin von Heilbronn im Jahre 1832 in das evangelisch-theologische Seminar einzog, um Theologie zu studiren, fand er das Studium der Hegel'schen Philosophie in voller Blüthe. Die Repetenten Strauß, Vischer und Binder entzündeten durch zahlreich besuchte Vorlesungen gerade in den begabtesten Schülern eine hohe Begeisterung für eine Lehre, welche eine großartige, durch alle Wissensgebiete durchgeführte einheitliche Auffassung der Welt, der Natur wie des Geisteslebens bot, welche insbesondere für die geschichtlichen Erscheinungen durch ihren Begriff der Entwicklung neue und fruchtbare Gesichtspunkte aufstellte, und die Zuversicht erweckte, daß das lange Ringen des menschlichen Geistes mit den Problemen die ihn niemals ruhen lassen zum endgültigen Abschluß gekommen sei, daß die neueste Philosophie die Wahrheit aller früheren in sich aufgenommen habe. Lebendig schildert uns die erste zum hundertjährigen Geburtstage Hegel's gehaltene Kanzlerrede den Eindruck, den die großen und tiefen Gedanken auf den jungen Studenten machten; und der doppelte Gewinn, den er für sein ganzes Leben davon trug, war einmal das universelle Interesse, der Gedanke, daß alle Wissenschaften Glieder eines umfassenden Ganzen sind, und dann die tiefere Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe des Staates, als der in objektiven Formen und Gesetzen wirk-

lich gewordenen Vernunft, des Staates, in dem und für den zu leben der eigentliche Beruf und die sittliche Pflicht des Einzelnen sei.

Was neben dem Eifer für die Philosophie die gleichstrebenden Genossen erfüllte, war die Begeisterung für die Werke unserer großen Dichter, für die schöne Litteratur überhaupt. Schiller und Goethe wurden auf's Eifrigste schon im Seminar gelesen; vor allen Andern zeichnete sich Rümelin, der überhaupt einer der Reifsten und Vorgeschrittensten war, durch eine entschiedene Vorliebe für Goethe aus, und Faust war sein Lieblingsbuch, das er bei jeder Gelegenheit citirte. Stand doch dieses lebendige Interesse für die Dichtkunst in viel engerem Zusammenhange mit dem philosophischen Gedankenkreise, als bei der Ungleichartigkeit der Darstellungsmittel von Poesie und Philosophie auf den ersten Blick sichtbar wird. Denn auch der Hegel'schen Spekulation kam es vor Allem darauf an, die Bedeutsamkeit jeder einzelnen Erscheinung für eine erkennbare Harmonie des Ganzen zu erfassen, sie als Symbol einer allgemeinen Idee hinzustellen, nicht zu fragen aus welchen Ursachen sie geworden sei, sondern welche Stelle sie in dem großen Kunstwerke des absoluten Geistes einnehme; jede Form der Natur war die Erstarrung eines Gedankens, und jede geschichtliche Periode ein Akt in dem großen Drama der Selbstentwicklung des Weltgeistes. So fand in der Poesie die Philosophie ihre gefällige Ergänzung und Interpretation.

Ganz ohne Kritik freilich hat sich schon damals der Student nicht dem Zauber der Philosophie hingegeben, die ihm geboten wurde. Gegen die Methode, die nur aus allgemeinen Begriffen auf dem Wege der dialektischen Entwicklung alle Wahrheit ableiten wollte, ist er frühe mißtrauisch geworden.

Denn was ihn von Anfang an auszeichnete, war das Bedürfniß die Dinge in ihrer konkreten Wirklichkeit zu fassen, zu jedem Begriff sein Beispiel, zu jedem allgemeinen Satze seine Anwendung in der wirklichen Welt der einzelnen Dinge zu suchen. Dem Rathe „Im Ganzen haltet euch an Worte" haben Wenige so beharrlich und erfolgreich entgegengehandelt, wie er; einige seiner feinsten und scharfsinnigsten Untersuchungen gehen von dem Bestreben aus, vieldeutigen und schillernden Worten den bestimmten Gehalt zu geben, statt der verschwommenen Umrisse die festen Linien einer Definition zu ziehen; ein starkes logisches Bedürfniß klaren Denkens, ein ausgeprägter Sinn für die ganze und volle Wirklichkeit reizte ihn von frühe an, die Nebelschleier, welche vage Begriffe, überlieferte Meinungen, herrschende Theorien über die Dinge gezogen, bei Seite zu schieben, sie mit seinen eigenen Augen, im vollen Sonnenlichte, aber eben darum auch mit ihren natürlichen Schatten zu sehen; und für diese Richtung seines offenen scharfen Blicks auf die wirkliche Welt mit ihrer durch keine allgemeine Formel zu erschöpfenden Mannigfaltigkeit war Goethe für ihn der Führer und Meister. So hat ihn damals schon neben Philosophie und Aesthetik auch die Geschichte lebhaft beschäftigt.

Die Theologie dagegen zog ihn weniger an, und er widmete ihr in den späteren Semestern nur ungleichmäßigen Fleiß. Dem Versuche, Hegel'sche Philosophie und kirchliches Dogma zu versöhnen, nur als zwei Gestalten desselben Wahrheitsgehaltes in Form der Vorstellung und des Begriffs darzustellen, hatte Strauß seine unerbittliche Kritik entgegengesetzt, und sein Zuhörer stellte sich entschlossen auf die Seite der Wissenschaft. Unthätig war er darum nicht; im Jahre 1835 löste er mit Erfolg eine geschichtliche Preisaufgabe der philosophischen Fa-

kultät; er wendete sich auch nicht sofort von der Theologie ab; nachdem er sein Examen 1836 bestanden, war er anderhalb Jahre lang in seiner Vaterstadt im kirchlichen Dienste thätig, verließ ihn aber für immer, als er im Frühling 1838 als Repetent an dem Schönthaler Seminar angestellt wurde; und die begeisterte Anhänglichkeit seiner Schüler zeigte, daß er die richtige Bahn eingeschlagen.

Ueber ein Jahrzehnt ist er mit zwei Unterbrechungen im Schuldienste an humanistischen Lehranstalten gestanden. Es pflegt von der Thätigkeit des Lehrers wenig über die Schulstube hinaus und höchstens in die nächste Umgebung zu dringen, darum sei es mir gestattet, wenigstens eine persönliche Erinnerung hier einzuflechten. Während der letzten Krankheit des feinsinnigen und gelehrten Pauly (1845) erschien eines Tages als sein Stellvertreter vor uns Schülern im Stuttgarter Gymnasium ein junger Mann mit mächtigem Haupt, dunklem Haar, blassem und ausdrucksvollem Gesicht, von sichererem und vornehmerem Auftreten, als wir sonst von solchen Aushilfslehrern gewohnt waren, und begann Cicero's Briefe zu erklären. Und da zog es uns doch mächtig an, wie er diese Briefe nicht als Exempel zur Grammatik und Stilistik verwerthete, sondern bemüht war, uns die lebendigen Menschen in ihren persönlichen Beziehungen, in ihrer jeweiligen Situation aus den lateinischen Zeilen heraustreten zu lassen, und wie er es verstand, durch feine und geschmackvolle Uebersetzung eine Vorstellung von den Verkehrsformen der damaligen Welt, von dem Witz und der Laune des römischen Redners zu geben. Bald darauf übernahm er die Lateinschule in Nürtingen.

Aber seine Thätigkeit war doch nicht auf die bloße Praxis des Unterrichts beschränkt gewesen. Gewohnt, sich über alles,

was ihm als Berufsaufgabe entgegentrat, seine selbständige Ansicht zu bilden, zu untersuchen, was der Zweck und was die Mittel der Thätigkeit seien, und zu prüfen, ob das Bestehende vor seinem Nachdenken Stand halte, hat er im Jahre 1844 während einer längern Pause im praktischen Dienste das Schulwesen Württembergs einer ausführlichen Kritik unterzogen, indem er von den Zielen ausging, welche die Schulbildung auf den verschiedenen Stufen der Volksschule, Realschule und Gelehrtenschule anzustreben habe. Von dem reichen Inhalte der Schrift interessirt uns vielleicht am meisten der Gedanke, den das letzte Kapitel ausführt, daß die alte Einrichtung wieder hergestellt werden und ein Kursus von 3 Semestern an der philosophischen Fakultät mit freiester Auswahl unter ihren Vorlesungen das obligatorische Durchgangsstadium zum Eintritt in die übrigen der Berufsbildung dienenden Fakultäten sein sollte, damit der allgemein bildende im vollen Sinne humanistische Unterricht des Gymnasiums auf der Stufe der freien Wissenschaft wirklich abgeschlossen und die Universität davor bewahrt werde, bloße Beamtenschule zu sein.

Noch nicht lange hatte er der Nürtinger Schule gedient, eben seinen eigenen Hausstand gegründet, da wurde er aus der Stille der Landstadt auf den bewegten Kampfplatz des Frankfurter Parlaments berufen, und jetzt erst begann sein Name in weiteren Kreisen bekannt zu werden. In der leidenschaftlichen Erregung jenes Jahres war er, der Jüngsten einer, unter den Besonnensten; unbeirrt durch unklare und alle realen Möglichkeiten überfliegende Traumgesichte eines alle Deutschen umfassenden Staates oder einer demokratischen Republik; er, der aus dem engsten, aller Politik entlegensten Wirkungskreise heraustrat, zeigte sich wie ein gereifter Staatsmann vollkom-

men klar über die Bedingungen, unter denen die Aufrichtung eines einheitlichen deutschen Reiches allein möglich war, und vollkommen klar insbesondere über die militärische und politische Lage seines engeren Vaterlandes. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er, nachdem das Programm, für das er eingetreten, verwirklicht war, seine Frankfurter Kaiserrede wieder abdrucken lassen.

Seinem Austritt aus dem Parlament folgte, nach kurzer Thätigkeit an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, seine Berufung in den Studienrath, und die hervorragende Geschäftstüchtigkeit, die er hier bewies, führte ihn 1856 an die Spitze des Departements des Kirchen- und Schulwesens mit der Aufgabe, die nothwendig gewordene Neuordnung der Verhältnisse des württembergischen Staates zur katholischen Kirche durchzuführen. Der Weg, den er zu gehen unternommen, erwies sich als ungangbar; warum er, nach reiflicher Ueberlegung, sich entschloß ihn einzuschlagen, und ob er wirklich einen Theil des Tadels verdient, der damals so vielfach und zum Theil so heftig gegen ihn gerichtet wurde, darüber ließe sich ein gerechtes Urtheil nur von dem abgeben, der die ganze damalige Konjunktur vollständig übersähe; als er zu seiner Vertheidigung noch einmal auf diese Vorgänge zurückkam, konnte er sich jedenfalls das Verdienst zuschreiben, für den späteren Bau den Boden geebnet und die Bausteine bereit gestellt zu haben.

Im Frühjahr 1861 zog er sich von den heftigen Kämpfen, unter denen er rasch grau geworden war, zu einer der einsamsten und stillsten Beschäftigungen zurück. Auf seine Bitte wurde ihm die eben erledigte Vorstandschaft des statistischen Büreaus übertragen. Sofort warf er sich mit Eifer auf dieses Fach. Um es auch als Lehrer zu vertreten, siedelte er 1867

an unsere Universität über; mit Beginn des Wintersemesters trat er zum ersten Mal auf den Katheder. Sociale Statistik, europäische Staatenkunde, psychologische Untersuchungen, Rechtsphilosophie waren die Gegenstände seiner Vorlesungen. Er hat die Thätigkeit des Dozenten nicht leicht genommen und sie anfangs auch nicht leicht gefunden, aber seine sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen fanden weit über die Kreise seiner Fakultät hinaus dankbare und eifrige Zuhörer. Im Jahre 1870 endlich wurde er nach der Uebernahme des Kultusministeriums durch den seitherigen Kanzler Geßler mit dem Kanzleramte betraut.

Die Jahre, welche er so als Mitglied unserers Lehrkörpers unter uns weilte, hat er selbst als die glücklichste Zeit seines Lebens, als den befriedigenden und wohlthuenden Abschluß einer bewegten und zuweilen undankbaren Thätigkeit bezeichnet; hier hatte er das Gebiet gefunden, das seiner Natur am besten zusagte, denn seine stärkste Seite war doch die rein intellektuelle, die freie Ueberschau über die vielfachen Strömungen des Lebens, ihre ruhige Betrachtung und Ergründung, ihre kritische Prüfung. Im praktischen Beruf hat ihm zwar weder das klare Bewußtsein der Ziele, noch die Energie des Handelns und der Muth des Kampfes, noch die formelle Geschäftsgewandtheit gefehlt; was ihm weniger eignete, war die vorsichtige Rechnung mit den Interessen und Ueberzeugungen oder auch Vorurtheilen der ihm Gegenüberstehenden, und die Fähigkeit zu Kompromissen, ohne welche im öffentlichen Leben die Ziele manchmal nicht zu erreichen sind. Die Tugend, die Demosthenes den Athenern empfiehlt, die Tugend des Mißtrauens war in seiner Seele nicht angelegt. Die Ueberzeugung, die er gewonnen, stand ihm so fest, die Gründe dafür waren

ihm so klar und unwiderleglich, daß er das Vertrauen hatte, auch andere werden sich von ihnen überzeugen lassen; und was sich nicht in Verstand auflösen ließ, war er vielleicht geneigt zu unterschätzen, und ihm nicht nur das Recht, sondern auch die Macht abzusprechen. Aber eben diese Richtung seines Geistes war in der Welt, in die er nun versetzt war, seine Stärke; und ihr verdankt er nicht bloß ungetrübte persönliche Befriedigung, sondern warme und allseitige Anerkennung.

Und doch war seine intellektuelle Thätigkeit eine ganz eigenartige, und er stand unter uns mit keinem vergleichbar; keiner der Berufsnamen, mit denen wir die geistig Arbeitenden zu klassifizieren pflegen, wollte auf ihn passen, und die vierfache Doktorwürde, die ihn schmückte, war ein treffender Ausdruck dafür. Von dem lebendigsten Wissensdrang, von nie ermüdendem Interesse für die verschiedensten Fragen beseelt, hat er doch weder den systematischen Trieb empfunden, ein weites Wissensgebiet in allen seinen Theilen einer einheitlichen Ordnung zu unterwerfen, noch sich entschließen können, ein enger begrenztes Feld zu erschöpfender gelehrter Forschung sich abzustecken.

Wenn man die Größe des Schriftstellers nach der Zahl der Bogen messen wollte, die er überhaupt oder über einen bestimmten Gegenstand gefüllt hat, so würde er entschieden zu den kleineren gehören; seine Shakespearestudien sind das umfangreichste, was er über einen und denselben Gegenstand im Zusammenhang geschrieben hat. Seine Schriften sind der großen Mehrzahl nach Gelegenheitsschriften, zu denen entweder persönliche Beziehungen, wie bei den schönen Blättern über seinen Jugendfreund Julius Robert Mayer, oder amtliche Verpflichtung, oder irgend eine gerade an der Tagesordnung be-

findliche Frage die Aufforderung gaben; seine vielseitige Empfänglichkeit bedurfte eines bestimmten Reizes, um sich einem Gegenstande zuzuwenden. Wenn man die bunte Fülle der Themata, die er behandelt hat, übersieht, so könnte man den Eindruck eines unstät wechselnden Interesses gewinnen, und fast Mißtrauen fassen gegen eine so rasche Beweglichkeit. Und doch ist diese Zersplitterung nur scheinbar; die nach verschiedenen Seiten ausgehenden, bald diesen bald jenen Gegenstand mit eigenthümlichem Lichte hell beleuchtenden Strahlen weisen auf eine Lichtquelle zurück.

Sein vornehmstes Interesse war von Jugend auf, das staatliche und gesellschaftliche Leben in seiner bestimmten, geschichtlichen Form zu erfassen, aus seinen wirklichen Bedingungen und seinen treibenden Kräften heraus zu verstehen. Mehr und mehr allen hohlen Abstraktionen und verschwommenen Allgemeinheiten feind, hat er nicht aus großen Uebersichten vermeintliche Gesetze der Geschichte abzuleiten unternommen, sondern aus dem genauesten Studium des Einzelnen heraus Einsicht in die gesellschaftlichen Erscheinungen gesucht. Dem Realisten genügte nicht eine allgemeine Idee des Staates, welche sich im Laufe der Geschichte verwirklicht; er sieht vor allem die lebendigen Menschen mit all ihren natürlichen und erworbenen Unterschieden und Besonderheiten, welche die Gesellschaft und den Staat bilden, durch ihre Thätigkeiten stets erhalten, und unter sich in den verschlungensten Wechselwirkungen stehen.

Ein solches Ganzes in seiner konkreten Besonderheit, nach seiner bestimmten Zusammensetzung aus verschiedenen elementaren Einheiten zu erfassen dient zunächst die Statistik. Kaum hatte er die Leitung des statistischen Büreaus übernommen, so

hat er in einem Aufsatz über die Theorie der Statistik mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Schärfe das Wesen der Statistik gezeichnet, in dem schwankenden Doppelsinne des Wortes den Zweck, die Volksbeschreibung oder Demographie, und die Methode, die Massenbeobachtung durch das Hilfsmittel der Zählung nach bestimmten Merkmalen, unterschieden. Diese wenigen, später weiter ausgeführten Sätze sind es gewesen, die (an einen Versuch von Knies in derselben Richtung anschließend), zuerst den unklaren Begriff vollkommen aufgelöst, und möglich gemacht haben, dem statistischen Verfahren in der Lehre von den wissenschaftlichen Methoden eine bestimmte Stelle neben Induktion und Deduktion und im Verhältniß zu diesen anzuweisen.

Und wie meisterhaft hat unser Statistiker nun die Kunst geübt, die zunächst für Württemberg gesammelten Zahlen auch wirklich zu lesen und die Schlüsse aus ihnen zu ziehen, durch welche sie erst zur wirklichen Erkenntniß realer Zustände dienen!

Nachdem er gleich nach seinem Amtsantritt durchgesetzt, daß bei der Volkszählung von 1861, was in Deutschland nie zuvor geschehen war, das bestimmte Lebensalter aller Gezählten mit erhoben wurde, wie hat er in einem Aufsatz von 1863 verstanden, die Ergebnisse dieser Zählung zu deuten, auf ihre Ursachen zurückzuführen, sie als Symptome von tiefen Störungen in dem normalen Verlauf des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens darzustellen! Wer nicht die abergläubische Furcht vor Zahlen hat, von der manche allerdings besessen scheinen, für den sind die Berichte über die aufeinander folgenden Zählungen ein wahrer Genuß durch das anschauliche Bild von der wechselnden Lebens-Energie und Gesundheit des

Volkskörpers, das ihnen abgewonnen wird. Mit besonderem Interesse ergründete er die Bedeutung der Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik, die tief eingreifenden Folgen, welche bei verschiedenen Völkern verschiedene Proportionen der einzelnen Lebensalter, verschiedene Geschwindigkeiten des Zuwachses haben müssen, und mit ernster Besorgniß erfüllten ihn die Gefahren der Uebervölkerung. So hat er nicht bloß Werth und Bedeutung der Statistik in weiteren Kreisen zur Anerkennung gebracht, sondern auch durch die gründliche Durcharbeitung, welche ein beschränktes Gebiet ihm gestattete, die württembergische Statistik, die in seinem Sinne von verdienten Nachfolgern fortgeführt wurde, zu einem Muster für andere Länder erhoben.

Aber die Statistik ist nur eines der Mittel, sich genaue Kunde von dem gesellschaftlichen Leben zu verschaffen. Ihr zur Seite ging eine liebevolle Vertiefung in die ganze Geschichte unserer Heimath und unseres Volksstammes, die genaue Erforschung seiner Eigenthümlichkeit nach allen Seiten. Zu der Beschreibung des Königreichs Württemberg, die zum erstenmal unter seiner Leitung erschien, hat er einige der werthvollsten Beiträge geliefert; der anziehendste unter ihnen ist der Versuch einer Schilderung der geistigen Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Stammes; er war stolz, ihm anzugehören, und sah gerne seine eigene Geistesrichtung als Ausdruck der Stammesart. Auch hier hatte er übrigens gegen manche überlieferte Vorstellung anzukämpfen; die Zustände des vorigen Jahrhunderts, die Bedeutung der Regierung König Friedrichs suchte er in eine neue Beleuchtung zu rücken.

Den letzten Punkt in seinem Studium bildet die Aufgabe, das Volks- und Staatsleben, welches Statistik und Geschichte

in seinen bestimmten Formen uns vorführen, aus seinen letzten Gründen zu begreifen. Und diese Aufgabe führte ihn zur Psychologie. Denn nur in den Gedanken und Willensregungen der einzelnen lebendigen Individuen liegen zuletzt die wirksamen Kräfte des gemeinsamen Lebens. Die allgemeinen Gedanken können doch erst eine Macht ausüben, wenn sie wirklich gedacht und von den einzelnen befolgt werden; in allen gesellschaftlichen und geschichtlichen Erscheinungen haben wir es mit Massenwirkungen der Individuen zu thun, welche zu einem Volk und Staat verbunden sind, es gibt keinen Volksgeist, keine Volksseele in dem Sinne, in dem es eine individuelle Seele gibt. Darin hauptsächlich zeigt sich der Realist, der nur wirklich nachweisbare, erfahrungsmäßig erkennbare Faktoren zur Konstruktion verwenden will. Es war nicht das erste Mal, daß diese Aufgabe gestellt wurde, den Staat aus dem Zusammenwirken der Individuen zu begreifen; aber unser Kanzler hat sie in eigenthümlicher Weise angefaßt und zu lösen versucht.

Von den vorhandenen psychologischen Lehren genügte ihm keine; am meisten fand er sich von Lotzes feinsinnigen und gedankenreichen Ausführungen angezogen; aber auch diese schienen ihm nicht ganz das Richtige zu treffen. So war er darauf angewiesen, aus eigenem Nachdenken heraus und nach eigener Methode sich seine Ansicht über die Triebkräfte des menschlichen Lebens zu bilden. Was ihm eigene Beobachtung und Geschichte am deutlichsten zu zeigen schien, war, daß die Grundkräfte der menschlichen Seele in erster Linie praktischer Natur, Triebe und Willenskräfte seien, und der Intellekt sich nur dienend zu ihnen verhalte. Der Reichthum an treffenden Sätzen, in welchen gerade die psychologischen Arbeiten Be-

obachtungen und Schlüsse von überraschender Richtigkeit zum Ausdruck bringen, kann hier nur angedeutet werden. Besonders fruchtbar aber erscheinen einige Gesichtspunkte über die Hilfsmittel der psychologischen Forschung. Denn hier weist unser Psycholog, entgegen den oft hervorgehobenen Mängeln und Schwierigkeiten der individuellen Selbstbeobachtung, auf zwei Quellen psychologischer Erkenntniß hin. Einmal die Sprache; denn in ihr haben wir die übereinstimmende Selbstauffassung von Generationen niedergelegt; in ihr tritt uns eine Fülle von fein abgestuften Begriffen entgegen um den Reichthum unserer seelischen Erscheinungen und die vielfachen individuellen Schattirungen zu bezeichnen; in ihr haben wir das Resultat einer universellen Massenbeobachtung. — Die andere Quelle sind die allgemeinen Ueberzeugungen, die sich in unserer gesammten Lebensordnung aussprechen. In der Rede über einige psychologische Voraussetzungen des Strafrechts hat er diesen Weg eingeschlagen und er hat sich nicht gescheut, sich zu der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens zu bekennen, die freilich der mehr und mehr herrschenden Meinung gegenüber eine Ketzerei geworden ist.

In dem Bestreben überall die letzten Grundbegriffe aufzufinden, sie durch die sorgfältigste logische Bearbeitung klar zu legen, in den Zusammenhang des Ganzen, das Verhältniß der Natur und des Geistes, ihre Unterschiede und Beziehungen einzudringen, in der Weite seiner Gesichtspunkte und der Besinnung auf die allgemeinen methodischen Grundsätze liegt der hervorragend philosophische Charakter seiner Geistesart.

Aber er wollte nicht ein Philosoph in dem Sinne sein, daß er nun durch ein abgeschlossenes System alle Welträthsel zu lösen und das Ganze zu erklären und als nothwendig

nachzuweisen unternommen hätte. Seine Stärke war die Untersuchung; und er führte seine Untersuchung eben so weit, als er noch den festen Boden der Thatsachen des natürlichen und geistigen Lebens unter sich hatte. Die unabänderlichen Kausalgesetze, die das natürliche Geschehen bestimmen, aus gegebenen Bedingungen bestimmte Folgen abzuleiten gestatten, sind ihm der eine feste Punkt; der andere ist ihm das Gewissen, die Ueberzeugung von einem Soll, die Forderung sittlicher Durchbildung. Weit entfernt das menschliche Leben nur aus sinnlichen Motiven erklären zu wollen, hat er den Drang nach dem Idealen, nach harmonischer Unterordnung der niederen Triebe unter die höheren, das Streben unser Ich einem Reiche der höchsten Zwecke einzufügen, für die edelste unter unseren psychischen Kräften, das Sittengesetz für das mächtigste und höchste aller socialen Gesetze erklärt. Vor dem Versuche aber, nun den ganzen Bestand des Gegebenen in seiner Vielheit und Mannigfaltigkeit aus einem Grunde zu erklären, vor einer Weltkonstruktion, die uns nicht bloß die Vielheit der Formen der Natur, sondern auch den Verlauf der Geschichte mit ihrem wechselvollen Spiel freier individueller Kräfte als nachweisbar nothwendige Folgen eines obersten Prinzips aufweisen und uns lehren wollte, warum alles gerade so kommen mußte, machte er mit entschlossener Resignation Halt; seinem kritischen Sinne widerstrebte es, jenseits aller erfahrbaren Wirklichkeit einen Abschluß zu suchen, er wollte lieber das Unerklärliche als unerklärlich stehen lassen, als unbeweisbare Ahnungen für beweisbare Erkenntniß halten.

Die harmonische Lösung der Gegensätze, welche die wissenschaftliche Erkenntniß der Welt ihm unversöhnt ließ, fand er im Reiche der Poesie, in der Vertiefung in die Werke der großen

Dichter. Seiner jugendlichen Liebe zu Schiller und Goethe ist er sein Leben lang treu geblieben; nach dem schwersten Mißgeschick seines Lebens wandte er sich wieder den Dichtern zu, und die Shakespearestudien zeigen, wie er sich zu ihnen stellte. Bloß genießend sich zu ihnen zu verhalten, war ihm unmöglich; auch hier wollte er erkennen und begreifen, die Dichter in ihrer Eigenthümlichkeit aus ihrer besonderen Anlage und ihrer geschichtlichen Stellung verstehen, und darum auch ihre Schranken sich deutlich machen. Auch hier galt es ihm, falschen Nimbus zu zerstören, um den ächten Glanz der Poesie desto voller leuchten zu lassen. Denn eben in jenen geistvollen Ausführungen erkennen wir, was vor allem Goethe ihm gewesen ist; wie er in ihm den hohen Sinn für die Harmonie des Wirklichen und die ächte Lebensweisheit fand, die sich des Schönen und Guten, das die Fülle des Lebens bietet, in ruhiger Betrachtung dankbar freut, die nächste Aufgabe mit rüstiger Tüchtigkeit ergreift, die Unruhe der unerfüllbaren Wünsche aber mit heiterer Entsagung zum Schweigen bringt.

Aus der logischen Schärfe seines Denkens und dem feinen künstlerischen Sinn erwuchs denn auch, was ihn ganz besonders auszeichnet, die Kunst der Darstellung. Die erste Bedingung jedes guten Stils ist die Klarheit der Gedanken. Man sieht den Ausführungen, die uns durch ihre einfache Verständlichkeit gefangen nehmen, nicht mehr an, welche Arbeit des Vergleichens, Sonderns und Ordnens sie gekostet haben mögen; das eben war der Triumph seiner Darstellung, daß ganz natürlich und von selbst sich verstehend schien, was doch keiner noch in dieser Weise gedacht und gesagt hatte. Aber dazu kam nun die glückliche Wahl des treffendsten Ausdruckes und das feine Ohr für den Wohlklang der Sprache, der

immer gefällige, niemals aufdringliche Schmuck der geistreichen Vergleichung, der überraschenden Anspielung; unter denen die deutsch zu schreiben verstanden haben, wird er immer einen Ehrenplatz behaupten, auch wenn er die Fremdwörter nicht vermied.

Daß das einflußreiche Amt des Kanzlers gerade in einer Zeit, in der unsere Hochschule durch die Errichtung der Universität Straßburg und den dadurch bedingten raschen Personenwechsel sich in einer Art von Krisis befand, einem Manne von so universeller Bildung, so scharfem Urtheil, so vollkommener Erfahrung in der Geschäftsleitung anvertraut war, dafür sind wir unserem in Ehrfurcht geliebten Könige zu bleibendem Danke verpflichtet. Die rasch steigende, vorher nie erreichte und nie gehoffte Blüthe der Universität läßt zurückschließen, wie er die verschwiegene Funktion seiner Berichte und Gutachten erfüllt hat; ebenso können wir, jeder aus seiner eigenen Erfahrung, nur ahnen, wie viele Anliegen persönlicher Natur, wie viele Wünsche für Vermehrung der Unterrichtsmittel, für Hebung der Institute seine Fürsprache gesucht haben mögen; wir wissen aber, daß ihm von allen Seiten Vertrauen entgegengebracht wurde, daß er stets gleichmäßig wohlwollend und doch durchaus selbständig urtheilend uns begegnete. Die Universität hatte das unschätzbare Gefühl der Sicherheit, daß der Mann, der ihre Interessen vertrat, immer die Sache im Auge hatte, daß keine Nebenrücksichten irgend welcher Art, keine persönliche Gunst oder Ungunst seinen Rath beeinflußten, daß er mit weitem Blick und unwandelbarem Rechtssinn jede Frage beurtheilte, und daß er unbefangen genug war, auch da, wo seiner individuellen Ansicht nach etwa die Specialisirung des Wissens zu weit ging, dem allgemeinen

Zuge sich nicht starr entgegenzustellen. Als Vertreter der Universität im Landtage hatte er zwar, Dank der nicht hoch genug zu schätzenden Bereitwilligkeit, mit der die Stände den wohlwollenden Absichten Seiner Majestät und seiner Räthe entgegenzukommen pflegen, selten Veranlassung, für die besonderen Begehren der Hochschule sich zu wehren; um so mehr hat er durch die hohe Achtung, die er genoß, und durch das Gewicht das seiner Stimme die klar durchdachten Ausführungen über die verschiedensten Fragen verliehen, die Universität würdig repräsentirt. Und wo er einmal mit den Gliedern der Universität über eine Frage nicht übereinstimmte, hat er nie durch Meinungsverschiedenheit sich persönlich verletzt gezeigt, nie den edeln Gleichmuth verloren, der zu den schönsten Zügen seines harmonischen Wesens gehörte. Den Eindruck des bedeutenden Mannes hatte er, dem einfache Vornehmheit schon die Studiengenossen nachrühmten, nicht nöthig durch feierliche Manieren zu steigern, noch wollte er statt herzlichen Wohlwollens durch gesuchte Formen den Schein herablassender Freundlichkeit bieten; es war alles ächt an ihm; schlicht und natürlich gab er sich, wie er war, und er durfte es, weil er seiner selbst sicher war.

Er war ein glücklicher Mann zu nennen — stolz ein Bürger des neuerstandenen Reiches zu sein, mit hohen Ehren von seinem Könige ausgezeichnet, getragen von einem schönen und ungetrübten Familienleben, fest in sich gegründet, und gehoben durch das Bewußtsein des Ansehens, in dem er stand, und dessen reiche Zeugnisse ihm noch vor zwei Jahren bei seinem Doktorjubiläum entgegengebracht wurden; glücklich auch darin, daß er die Schwächen des Alters nicht erfahren hat, sondern ungebrochen, in unverminderter Kraft und Frische des

Geistes sich des liebgewordenen Berufes freuen durfte, bis in wenigen schmerzvollen Tagen ein jäher Krankheitsanfall ihn uns entriß.

Nur in untergeordnetem Sinne gilt das Wort, daß der Tod gleich macht; es ist richtiger, daß er die wahren Unterschiede erst voll erscheinen läßt. Die gewöhnlichen Menschen treten rasch in den Hintergrund unserer Erinnerung und schrumpfen zusammen wie die Gegenstände, die wir aus der Entfernung sehen; die hervorragenden und bedeutenden, zumal die, welche unseren Herzen theuer geworden sind, bleiben uns nahe, sie stehen vor uns in ihrer vollen Größe, und ihre Nähe thut uns wohl. Die Erinnerung an unseren Kanzler wird fortleben; sein Bild wird den heranwachsenden Geschlechtern überliefert werden als ein Vorbild des lebendigen Sinnes für Welt und Leben, der ruhigen Klarheit des Betrachtens und Denkens, als ein Vorbild vor allem unerschrockenen Muthes und furchtloser Wahrhaftigkeit.

Reden.

Ueber die Temperamente.

1881.

Die deutsche Sprache zählt über vierhundert bekannte und viel gebrauchte Adjectiva und noch einige Dutzend Substantiva, die uns ausschließlich dazu dienen, Personen zu charakterisiren und von andern zu unterscheiden, nicht nach ihren körperlichen Eigenschaften, nicht nach ihren äußeren Verhältnissen, in Stand, Beruf, Vermögen, nicht nach Erlebnissen und Schicksalen, nicht nach erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten, auch nicht nach bloß vorübergehenden Zuständen und Stimmungen, sondern nach festen und habituellen Zügen ihres Seelenlebens, die nicht allen Menschen gemeinsam sind, sondern dem einen zukommen und dem andern fehlen. Es gibt freilich daneben auch noch eine ganz unzählbare Menge dem gleichen Zweck dienender Bezeichnungen, die nicht in einem einzigen Worte, sondern in einem zusammengesetzten Ausdruck oder einem ganzen Satz bestehen, aber wir dürfen wohl mit Recht davon ausgehen, daß das die einfachsten, der Beobachtung zuerst und am häufigsten sich aufdrängenden Begriffe sind,

welche die Sprache durch ein besonderes Wort auszuzeichnen ein Bedürfniß empfindet, während sie das Fernerliegende und Complicirtere der umschreibenden Ausdrucksweise der freien Rede anheimstellt. Die verschiedenen Sprachen zeigen uns darin interessante Abweichungen von einander, indem jede für einzelne Merkmale des Seelenlebens eigene Worte bildet, die eine andere Sprache oft kaum mit aller Umschreibung richtig wiederzugeben vermag, wofür schon Goethe das Beispiel namhaft macht, daß das französische Wort perfide im Deutschen unübersetzbar sei und unser „treulos" sich wie ein unschuldiges Kind dazu verhalte.

Allein auch wenn wir uns auf die deutschen und die einfachen Eigenschaftswörter beschränken, ist der Reichthum an Bezeichnungen noch überraschend groß, und es liegt der Gedanke nahe, diesen Schatz auch für die psychologische Erkenntniß zu verwerthen, die einzelnen Ausdrücke darauf anzusehen, auf welche Seite des menschlichen Seelenlebens sie Bezug haben, sie darnach zu sichten, zu ordnen, in Gruppen des Zusammengehörigen einzutheilen und die mögliche Ausbeute aus solchem Verfahren auch für die Zwecke der Wissenschaft zu prüfen. Jeder, der dies versuchen wird, dürfte, wie ich glaube, auch die Erfahrung machen, daß, welches Eintheilungsprincip er aufstellen, welche Rubriken immer er bilden mag, stets ein ansehnlicher Rest von Begriffen übrig bleiben wird, welche in mehrere seiner Rubriken zugleich oder auch in gar keine derselben passen. So mannigfaltig verschlungen, so un-

erschöpflich sind die Gesichtspunkte, unter welchen sich die individuellen Verschiedenheiten der Menschenseele stellen lassen. Allein die Unlösbarkeit einer Aufgabe entbindet noch nicht von dem Versuch einer annähernden Lösung, und wenn die Wissenschaften alle die Fragen beruhen lassen wollten, für welche eine ganz befriedigende Antwort nicht zu erwarten ist, so würde sie noch wenig erzielt haben und dem Knecht im Evangelium gleichen, der sein Pfund im Schweißtuch aufbewahrt hat. So ist auch das kleinere Bemühen, jene sprachlichen Bezeichnungen psychischer Eigenschaften zu sichten, kein fruchtloses, da trotz mancher zweifelhaft bleibenden Einzelheiten doch einige Gruppen von zusammengehörigen Prädicaten leicht und deutlich hervortreten.

So begegnen uns alsbald als leicht erkennbar diejenigen Ausdrücke, die den Besitz oder Mangel intellectueller Eigenschaften ausdrücken, wie verständig, gescheidt, witzig, scharfsinnig, geistreich oder dumm, beschränkt, confus, einfältig u. s. w. Eine zweite Gruppe bezeichnet die bei Jemand entweder besonders hervortretenden oder in auffallendem Maße unwirksamen Triebreize, die Ziele seines Wollens, das, wofür er Interesse hat, was ihm die Quelle specifischer Lust- oder Unlustgefühle bildet, wie die Ausdrücke sinnlich, genußsüchtig, gesellig, ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig, wohlwollend, wißbegierig, wahrheitsliebend, gewissenhaft, kunstsinnig, religiös erregbar. Eine dritte umfassende Gruppe enthält nicht Merkmale, welche wir, wie die zuvor genannten als unmittelbar der Seele

zukommende Züge betrachten, sondern Werthurtheile, in welchen die Gesellschaft den Gesammteindruck einer Persönlichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus lobend oder tadelnd charakterisirt, sei es in einer allgemein sittlichen Würdigung, wie mit den Prädicaten gut und schlecht, rechtschaffen, ehrenhaft, gemein, oder nach Vorzügen und Mängeln des sittlichen Verhaltens, wie liebenswürdig, widerwärtig, unterhaltend, langweilig, höflich, geziert, anmaßend, bescheiden u. s. w., oder nach dem Maß der Tüchtigkeit im praktischen Leben, wie anstellig, gewandt, fleißig, brauchbar, geschickt und die Gegentheile solcher Eigenschaften.

Es bleibt aber noch eine vierte und zahlreiche Classe von Ausdrücken übrig, mit welchen ich mich eingehender und ausschließlich zu befassen gedenke. Ich meine Prädicate, wie lebhaft, reizbar, hitzig, oder still, gelassen, kaltblütig, ängstlich, sorglich, vorsichtig, oder muthig, kühn, zuversichtlich, bedächtig, besonnen, beharrlich, oder zerstreut, veränderlich, unbedacht, flüchtig, frohsinnig oder mißmuthig, fest oder lenksam, offenherzig oder verschlossen, heiter oder ernst. Was ist es nun, das wir mit Ausdrücken dieser Art, deren noch eine Menge aufzuzählen wären, zu schildern gemeint sind? Sie wollen weder Tugenden noch Laster bezeichnen, weder Lob noch Tadel aussprechen. Es sind Eigenschaften, die uns mit jedem Maß geistiger Begabung, mit jedem Charakter, wenn wir darunter die festgewordenen Richtungen des Wollens verstehen, vereinbar erscheinen. Die Worte bezeichnen fast alle zunächst und

zugleich bloße Stimmungen und Seelenzustände, die Jeder aus eigener Erfahrung kennt. Denn wer ist nicht gelegentlich auch einmal reizbar und lebhaft oder ruhig und still, heiter oder ernst, ängstlich oder zuversichtlich u. s. w. Aber die Einzelnen unterscheiden sich in augenfälliger Weise dadurch von einander, daß sie für die eine oder andere Art jener Stimmungen und Seelenzustände in besonderem Grade zugänglich und geneigt erscheinen, und so werden diese verschiedenen Dispositionen zu habituellen Zügen und charakteristischen Merkmalen der Individualitäten; jene Ausdrücke sind für uns unentbehrlich, um das volle Bild einer Persönlichkeit zu gewinnen. Fragen wir nun aber nach einem Namen, der die Seite des Seelenlebens, die wir mit jenen Ausdrücken schildern wollen, deutlicher hervortreten läßt, so bietet sich uns zwar das vielfach in diesem Sinne verstandene Wort Naturell dar; der Sprachgebrauch gibt demselben aber eine erweiterte Anwendung und erstreckt es auf alle angeborenen und vererbten Besonderheiten, auch auf die vorherrschenden Triebreize und geistigen Anlagen. Ebenso legen wir der Gemüthsart eine umfassendere Bedeutung bei und denken dabei insbesondere an das Maß der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe, an die im Verkehr mit Andern erkennbare Wärme der Empfindung. Ich glaube zu der richtigen Bezeichnung zu gelangen, wenn ich zu den obengenannten deutschen Ausdrücken auch noch einige fremdsprachige hinzufüge, nämlich sanguinisch, phlegmatisch, cholerisch, melancholisch. Diese führen seit Jahrhunderten den bekannten Namen der

vier Temperamente; es ist aber gar nicht einzusehen, wie sie einer andern Gattung von Begriffen angehören und eine andere Benennung sollten ansprechen können, als die Worte lebhaft, still, leidenschaftlich, mißmuthig und ähnliche.

Ich unterlasse hier näher darauf einzugehen, was unter diesen vier aus dem Alterthum stammenden Begriffen von ihrem Urheber, dem Arzt und Philosophen Galenus, ursprünglich verstanden war, wie dieselben dann im Lauf der Jahrhunderte allmählich in den mannigfaltigsten Formen gedeutet und bis zur Unkenntlichkeit umgeformt und verschoben wurden. Es ist dies ganze Thema neuerdings von berufenster Seite so lichtvoll und abschließend besprochen worden, daß ich nichts dazu noch davon zu thun wüßte. Ich schließe mich auch ganz dem Ergebniß eben dieser Untersuchungen an, wonach es an der Zeit wäre, über diese ganze Viertheilung der menschlichen Temperamente zur Tagesordnung überzugehen. Sie führt auch nur noch ein Scheinleben in der Schule und den Lehrbüchern der Psychologie fort; der deutsche Sprachgebrauch hat sie schon lange außer Curs gesetzt und die vier Ausdrücke in Reih und Glied mit andern gestellt. Noch in meinen Knabenjahren konnte man in Schul- und Jugendschriften lesen, daß alle Dinge in der Welt aus den vier Elementen Erde, Feuer, Luft und Wasser geworden oder gemacht seien, und daß alle Menschen und Völker in der Welt entweder Sanguiniker oder Phlegmatiker, oder Choleriker, oder Melancholiker seien. Die Italiener, sagte man uns, vertreten das cholerische, die Franzosen das sangui-

nische, die Deutschen das phlegmatische, die Engländer das melancholische Temperament. Es besteht sogar ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen jenen beiden Viergespannen von Begriffen, den Elementen und Temperamenten, sofern sie ursprünglich auf die Gegensätze des Heißen und Kalten, Feuchten und Trockenen, die in der Physik des Alterthums eine so große Rolle spielten, zurückweisen, das Cholerische dem Heißen und dem Feuer, das Sanguinische dem Feuchten und dem Wasser, das Phlegma dem Trockenen und der Erde, am wenigsten freilich das Melancholische dem Kalten und der Luft zu entsprechen schien. Heutzutage hat der Sprachgebrauch alle solche Systematik und Spielereien fallen gelassen; wir verstehen unter einem sanguinischen Menschen etwa noch den leicht beweglichen, der ganz in der Gegenwart, unter den Eindrücken des Augenblicks und in luftigen Illusionen über das, was die Zukunft bringen mag, lebt; der Phlegmatiker ist der stille, ruhige, wenig erregbare, zur Indolenz geneigte; unter einem Choleriker verstehen wir den leicht in den Zustand heftiger Aufwallung zu Versetzenden, den Zornmüthigen, während der vierte dieser Termini auf dem Wege ist, von der Sprache ganz aus dieser Gesellschaft ausgeschieden zu werden. Denn wir werden nicht mehr leicht einen gesunden Menschen als Melancholiker bezeichnen; melancholisch nennen wir eine als vorübergehend gedachte Stimmung, in der wir zu düstern und hoffnungslosen Betrachtungen der Welt im Allgemeinen und unserer eigenen Zustände geneigt sind, und übertragen dann das

Wort auch auf die Dinge, die eine solche Stimmung erregen; so reden wir von einer melancholischen Gegend, Unterhaltung, Lectüre, und würden unter einem melancholischen Menschen eher einen solchen verstehen, in dessen Gesellschaft man melancholisch werden könnte, als der selbst dauernd in dieser Stimmung ist. Wir würden jetzt einen solchen eher einen Hypochonder nennen. Allein das fällt uns gar nicht mehr ein zu meinen, daß jeder Mensch eines dieser drei oder vier Prädicate haben müßte; es sind nur typische Gestalten, die uns im Leben nicht selten begegnen, neben welchen aber eine unbestimmte Menge anderer Ausdrücke von gleicher Berechtigung Platz findet. Es ist ja überhaupt nicht zu erwarten, daß ein einziges Wort hinreichen sollte, das, was man hier im Auge hat, richtig auszudrücken.

Wenn wir aber so den alten Schulbegriff von den vier Temperamenten gänzlich bei Seite lassen, so können wir doch der weiteren und schwierigeren Frage nicht ausweichen, was an dessen Stelle zu treten hat, welche Seiten des Seelenlebens wir ins Auge fassen, was wir überhaupt dabei eigentlich meinen, wenn wir von dem Temperament eines Menschen reden, in welche besonderen Theile und Unterarten sich dieser allgemeine Begriff gliedert. Ich erlaube mir eine Ansicht hierüber in der Kürze vorzutragen.

Wir sind uns neben aller unabsehbaren Mannigfaltigkeit und Verschlingung unserer inneren Erlebnisse doch eines einheitlichen Centrums, eines Sammel-, Mittel- und Durchgangspunktes bewußt, vor welchem und in welchem

sich Alles abspielt. Die Philosophen nennen es unser Ich oder Selbstbewußtsein; wir selber aber pflegen ihm keinen Namen zu geben, weil wir uns mit demselben identisch wissen und man ein Bedürfniß der Benennung nur für Anderes, niemals für sich selber haben kann. Es verknüpft Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem einheitlichen Ganzen unseres Lebens. Es hat immer dreierlei Zustände gleichzeitig neben einander; es nimmt Eindrücke von äußeren oder inneren Wahrnehmungen und Gebilden in sich auf; es begleitet diese Eindrücke mit Empfindungen ihres specifischen Werthes und Inhaltes; es übt begehrend oder wollend Rückwirkungen auf seine Organe aus. Unser ganzes Seelenleben besteht in einem unausgesetzten Rapport zwischen jenem inneren Centrum und den Reizen, die an es herankommen und von ihm ausgehen. Die bewegende Grundkraft des Ganzen ist dabei der unabläßige innere Drang nach Glückseligkeit, die aus der erfolgreichen Bethätigung unseres Trieblebens fließt. Die Triebe geben dem Ich seinen Inhalt und bestimmte Richtungen seiner Thätigkeit.

Allein jenes beständige Wechselspiel zwischen eingehenden Reizen und ausgehenden Strebungen läßt sich auch, abgesehen von der Verschiedenheit in den Zielen des Willens und den für sie thätigen intellectuellen Kräften, nach seiner rein formalen Seite betrachten. Zwei Personen von gleichen Anlagen und Triebreizen können in jenem Verhalten des Centrums zu den ein- und ausgehenden Reizen himmelweit von einander abstehen, zwei andere

darin einander sehr ähnlich sein, wenn sie auch sonst noch so verschieden sein mögen in den Zwecken, die sie verfolgen und in den geistigen Mitteln, die ihnen dabei zu Gebot stehen.

Es ist ungefähr, wie wenn wir bei einer berathenden Versammlung absehen von dem Inhalt und der Bedeutung der Gegenstände und der dabei zu Tage tretenden Einsicht und Sachkunde, und nur darauf achten würden, wie es bei der Berathung zugeht, ob lebhaft, lärmend, aufregend oder ruhig, gemessen, trocken und welche Formen der Geschäftsordnung dabei in Anwendung kommen.

Eine noch anschaulichere Analogie bietet uns die Betrachtung der Thierwelt. Wir finden auch in deren höheren Ordnungen keine erhebliche Mannigfaltigkeit und Abweichung des Trieblebens. Alle sind auf ihre Nahrung, die ihnen zusagenden Wärmegrade, den Wechsel von Bewegung und Ruhe, das Geschlechtsleben und die Aufzucht der Jungen bedacht. Aber wie verschieden sind die einzelnen Gattungen dabei in ihrem Gebahren, in den Bethätigungsformen der gleichen Bestrebungen. Die einen sind scheu, furchtsam, vorsichtig, andere keck, frech, zudringlich. In der gefiederten Thierwelt hüpfen die einen unabläßig, munter singend und zwitschernd von Zweig zu Zweig, andere sitzen stundenlang ernst und gravitätisch auf dem gleichen Fleck. Von den Raubthieren geht der Bär plump mit blinder Tapferkeit geradezu auf seinen Gegner los; die Katzenarten schleichen lauernd heran, um mit wildem Sprung ihre Opfer zu erfassen; Meister Reinecke

wechselt zwischen List und Gewalt und ändert seinen Plan nach den Umständen, während der Wolf von der einmal gewählten Fährte um keinen Preis wieder abläßt. Es sind aber diese fest ausgeprägten und constanten Formen des Gebahrens bei gleichen Zwecken, die uns, wie schon Lessing gezeigt hat, die Thierfabel so anziehend machen, die zu so unzähligen Vergleichungen menschlicher Eigenarten mit den thierischen in mehr oder minder schmeichelhafter Weise Anlaß geben.

Um nun aber aus dem Element allgemeiner Theorien und bloßer Vergleichungen herauszutreten, möchte ich die Ansicht aufstellen und begründen, daß wir, wenn wir vom Temperament eines Menschen reden, immer dabei drei verschiedene Dinge oder Gesichtspunkte im Auge haben. Jene im Unterschied von den sachlichen Motiven und Richtungen unseres Denkens und Wollens formal zu nennenden Abweichungen in dem Verhalten des Ichs zu dem, was in ihm vorgeht, lassen sich in drei Classen oder Gruppen zerlegen. Die erste betrifft die allgemeinen Erregbarkeitsgrade, das Maß der Kraft, Intensität und Lebenswärme aller psychischen Functionen; die zweite das davon verschiedene Maß der Empfänglichkeit für Lust- und Unlustgefühle; die dritte das Maß und die Grade der inneren Sammlung oder Concentration, wofür ich mir erlauben werde, den Ausdruck der Centralität zu gebrauchen. Bevor ich aber näher darauf eingehe, muß ich noch eine allgemeinere Erinnerung vorausschicken. Unter jenen vierhundert Eigenschaftswörtern, die uns zur Charakterisirung

von Personen dienen, ist keines, das allen Menschen oder auch nur der großen Mehrzahl beizulegen wäre. So wenig wir alle Menschen in große und kleine, magere und fette, arme und reiche, dumme und geschickte eintheilen, ebenso sind auch nicht alle oder die meisten entweder lebhaft oder still, muthig oder verzagt, heiter oder erregt, vorsichtig oder keck, Optimisten oder Pessimisten, sondern alle diese Ausdrücke, die sich meist paarweise gegenüberstehen, bezeichnen etwas von einem vorausgesetzten Mittel- oder Durchschnittsmaß nach zwei Richtungen hin, einer mehr activen und passiven, einer Plus- und einer Minusseite Abweichendes. Für dies in der Mitte Liegende bietet uns die Sprache keine für jedes dieser Verhältnisse abgesonderten Ausdrücke, sondern ob wir von dem, der weder groß noch klein, oder. weder klug noch thöricht, weder feig noch muthig ist, reden wollen, stehen uns immer nur die gleichen Worte des Mittleren, Gewöhnlichen, Durchschnittlichen zu Gebot, und es ist darum gar nicht immer leicht zu sagen, auf welchen Grundbegriff jene gegensätzlichen Paare eigentlich Bezug haben. Jenes Mittlere, das wir stillschweigend als das normirende Maß voraussetzen, ist aber nicht ein Nullpunkt, ein dünner Strich, wie bei einem Thermometer, sondern eher einem breiten Streifen zu vergleichen, der selbst schon eine Menge kleiner Schattirungen in sich umfaßt, die uns nur noch nicht bedeutend und augenfällig genug erscheinen, um sie durch besondere Namen auszuzeichnen. Sodann aber ist auch dies mittlere Niveau selbst nichts Festes und Unwandelbares, sondern

auch wieder relativ, nach Zeiten, Orten, Völkern, Umständen wechselnd. Wer in Italien von mittlerer Größe ist, hieße in Niedersachsen klein; wer bei uns schon für reich gelten kann, ist in England oder Holland kaum bemittelt. Wer in einem Landstädtchen das große Wort führt und als Orakel gilt, kann in anderen Kreisen als thörichter Schwätzer erscheinen. Unter den Blinden ist der Einäugige König. So haben wir auch in der Temperamentenlehre, wie bei andern psychischen Erscheinungen nur eine Scala, bei der die Mitte selbst, von welcher aus das Plus und Minus gemessen wird, etwas Bewegliches und Relatives ist.

Es ist zwar zum Voraus zu vermuthen, daß alle Temperamentsmerkmale mit körperlichen Verschiedenheiten in Zusammenhang stehen, es ist darum möglich und wünschenswerth, daß die Physiologie Anhaltspunkte für objective Maßstäbe findet, aber bis jetzt liegt, so viel ich weiß, nichts Erhebliches und Zuverlässiges in dieser Beziehung vor, und jedenfalls muß ich mir erlauben, diesen Punkt ganz bei Seite zu lassen.

Alles dies gilt nun noch ganz besonders von der ersten der drei vorhin genannten Classen, die ich als das allgemeine Kraftmaß der psychischen Functionen bezeichnet habe.

Das ist ja eigentlich immer das Erste und Nächste, was an einem Menschen, mit dem wir zum ersten Male beisammen sind, in die Augen fällt, das Maß der Activität und Regsamkeit, ob er lebhaft ist in Wort und Gebärde, oder still und ruhig; ob er seine Persönlichkeit geltend und

bemerklich macht oder uns in mehr passiver und zuwartender Haltung entgegentritt. Es gibt gleichsam höhere und niedrigere Temperaturgrade, in welchen sich das gesammte Seelenleben bewegt. Wie sich dieselbe Melodie in einer höheren oder tieferen Tonlage, in rascherem oder langsamerem Tempo vortragen läßt, so können zwei Personen von gleichem Geist und Charakter durch die Verschiedenheit des turgor vitalis, ihrer Lebensfülle und Wärme einen sehr ungleichen Eindruck hervorbringen.

Die Psychologen, die sich mit der Temperamentslehre näher beschäftigt haben, pflegen noch verschiedene Arten der Erregbarkeit in den Gegensätzen von rasch und langsam, leicht und schwer, oberflächlich und tief, flüchtig und nachhaltig zu unterscheiden. Ich bin jedoch der Meinung, daß damit entweder etwas Selbstverständliches gesagt oder etwas dem Gegenstande Fremdes hereingezogen wird. Ob die einzelnen Actionen der Seele sich hastig drängen, flüchtig vorübereilen, oder Tiefe und Beharrung zeigen, das ist unabhängig von dem allgemeinen Maß der Lebensfülle und wird durch die Grade der Centralität oder Concentration bestimmt, von der ich später zu sprechen habe. Ebenso kann ich mir nicht vorstellen, wie die Erregbarkeitsgrade in dem gleichen Individuum je für Vorstellen, Fühlen und Begehren wieder verschieden sein könnten. Diese drei Arten der Seelenthätigkeit gehen nicht gleichsam in drei getrennten Kammern vor, die je wieder ihre besondere Temperatur haben könnten, sondern die gleiche Luft durchstreicht den ganzen Raum. Wie sollte Jemand

lebhaft vorstellen bei lahmem Fühlen und Begehren, oder heftig begehren bei mattem Pulsschlag des Intellects? Nur darf man die lebhaften Vorstellungen nicht mit scharfen, klaren, deutlichen, das Begehren und Wünschen nicht mit Wollen und Handeln verwechseln, wie so oft geschieht. Zum Handeln, zu einem erfolgreichen, verständigen Eingreifen in den Causalzusammenhang der äußeren Erscheinungswelt gehören noch ganz andere Eigenschaften als die bloße Lebendigkeit der psychischen Vorgänge. Bei lebhaftestem Vorstellen, wärmster Empfindung und heftigstem Begehren kann Jemand ganz wohl als ein unpraktischer Träumer durch die Welt gehen und die regsamsten Gedanken können höchst thöricht, die in ihrer Aeußerung unscheinbarsten die verständigsten sein.

Eine weitere Consequenz derjenigen Auffassung, welche angeborene Triebreize an die Spitze alles Seelenlebens als dessen treibende Grundkräfte setzt, geht dahin, daß es keine Erregbarkeit im Allgemeinen für Alles und Jedes geben kann, weil Niemand für alle Triebe gleich empfänglich ist. Es gibt keinen Menschen, den, mag er noch so feurigen Temperaments sein, nicht viele Eindrücke, die an ihn gelangen, völlig gleichgültig und unempfindlich lassen, und andererseits keinen, er mag noch so phlegmatisch und indolent sein, der nicht auch heftig erregt würde, wenn die Motive, die überhaupt auf ihn die stärkste Wirkung haben, in Frage kommen. Von zwei Personen, für welche es von gleicher Wirkung für ihren Vermögensstand ist, wenn die Curse ihrer Werthpapiere sinken, kann die Nachricht,

daß dies in beträchtlichem Maße geschehen, den Einen, der sonst höchst lebhaft und erregbar ist, ganz kalt lassen, weil er überhaupt für Geldsachen kein Interesse und Verständniß hat, den Andern, der sonst wie todt und indolent erscheint, aber ganz im Erwerbstrieb aufgeht, in die höchste Aufregung versetzen. Wenn man also Personen in diesem Punkt beurtheilen und vergleichen will, muß man sie in ihrem Verhalten zu relativ gleich großen Reizen beobachten. Es ist ebenso undenkbar, daß Jemand für Alles, als daß er für gar Nichts lebhaft erregbar wäre.

Ich darf wohl auch nur kurz daran erinnern, wie außer den vom menschlichen Willen abhängigen Factoren auch die natürlichen und physiologischen von Alter, Geschlecht, Rasse und Nationalität die Grade der psychischen Erregbarkeit bestimmen. Das Kind hat die lebhafteste Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, es fehlt ihm aber die Centralität, und die mächtigsten Triebreize sind noch nicht in ihm erwacht; erst wenn dies hinzugetreten und das Triebleben vollständig geworden ist, läßt sich ein Urtheil über das Kraft- und Wärmemaß der psychischen Functionen fällen und lautet oft ganz anders, als sich in den ersten Kinderjahren vermuthen ließ. In den reiferen Jahren und in höherem Alter wird aus mannigfachen Ursachen die Erregbarkeit schwächer. Das weibliche Geschlecht scheint von der Natur auf größere Lebhaftigkeit angelegt als das männliche, wird aber frühe durch Gewöhnung und Sitte veranlaßt, an sich zu halten und Gefühle und Neigungen wenigstens nicht offen nach außen

hervortreten zu lassen, während die Männer sich freier und ungebundener bewegen. Sodann ist es bekannt, daß die nationalen Unterschiede gerade in diesem Punkt sehr stark ausgeprägt sind. Die romanischen und südwesteuropäischen Völker sind durchaus lebhafter und aufregbarer als die germanischen. Wenn uns die Reisenden recht berichten, so muß es in Neapel und Palermo in der Kirche unruhiger und lärmender zugehen als in Christiania oder Amsterdam im Theater oder bei öffentlicher Festlichkeit. Es liegt dies aber nicht oder wenigstens nicht bloß an der südlichen Sonne. Der Türke, der Orientale überhaupt ist gemessener, indolenter, verstellungsfähiger als der Abendländer. Die Temperamentseigenschaften der Rassen und Völker sind ja ein beliebtes und wohlgepflegtes Thema der Völkerkunde.

Etwas von dem allgemeinen Kraft- und Wärmemaß durchaus Verschiedenes und ganz Unabhängiges ist das Maß der Empfänglichkeit für Lustgefühle, der Disposition für eine befriedigte und heitere Gemüthsstimmung. Personen von gleicher Lebendigkeit oder gleichem Phlegma können darin grundverschieden sein, daß die Einen zum Frohsinn, zur Hoffnung, zur Zufriedenheit mit den Gaben des Weltlaufs gestimmt sind, die Anderen zum Ernst und Mißmuth, zur Sorglichkeit, zur beständigen Kritik und Verkleinerung des Werthes von allem Dargebotenen. Alle Menschen ohne Ausnahme wollen ja glücklich sein und begehren von Natur eine ununterbrochene Reihe von Lustgefühlen, aber die gleichen Objecte und Reize üben nicht

die gleiche Wirkung. Die Physik bietet uns dafür eine naheliegende Analogie. Alle Körper können erwärmt oder erkältet werden, aber nicht das gleiche Maß von zugeführter Wärme erhöht bei gleicher Gewichtsmenge alle Körper um gleich viel, sondern diese verhalten sich dabei sehr verschieden; man nennt dies ihre specifische Wärme oder Wärmecapacität. Mit derselben Wärmemenge, die hinreicht, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad zu erwärmen, kann man neun Kilo Eisen, einunddreißig Kilo Gold um einen Grad wärmer machen. In gleicher Weise läßt sich von einer individuell verschiedenen Lustcapacität reden. Es fehlen der deutschen Sprache einfache Ausdrücke, dies wichtige Merkmal der Temperamente zu bezeichnen. Man braucht schwerfällige Umschreibungen, wie der leicht oder der schwer in seinen Ansprüchen an die gebotenen Reize zu Befriedigende. Die griechische Sprache bietet dafür die kurzen Worte des Eukolos und Dyskolos, welche schon einige Philosophen, nach dem Rath und Vorgang Schopenhauer's, in unseren deutschen Begriffsvorrath aufzunehmen angefangen haben. Eukolos von Κόλον, die Speise, hieß ursprünglich derjenige, der leicht bei Tisch zu haben, mit dem Essen zufrieden zu stellen ist, Dyskolos der Kostverächter, der am dargebotenen Essen immer noch etwas auszusetzen hat; und von da aus wurde dann der Begriff erweitert auf den allgemeinen Gegensatz derjenigen, welche das Leben leichter oder schwerer nehmen, den Gaben oder Prüfungen, welche ihr Lebensgang mit sich führt, die bescheidenere oder anspruchsvollere Erwartung ent-

gegenbringen. Es gibt kaum irgend ein psychisches Moment von gleicher Bedeutung für unser ganzes Lebensglück, für die ganze Stellung zur Welt und Gesellschaft. Bekanntlich besteht schon eine große Verschiedenheit in der Fähigkeit, körperliche Schmerzen zu ertragen. Die Knaben sind sich sehr ungleich in der Furcht vor Schlägen; auch unter den Erwachsenen ist eine Zahnoperation dem Einen in der vorausgehenden Furcht wie in der nachfolgenden Erinnerung ein entsetzliches Ereigniß, dem Andern nur eine etwas erheblichere Unannehmlichkeit. Die Frauen können im Allgemeinen leichter und geduldiger Schmerzen und Krankheit ertragen; die Männer sind das wehleidigere Geschlecht. Es gilt das Gleiche auch nach der Lustseite hin. Dem Einen schmeckt sein Leibessen doch noch besser als dem Andern. Hier wirkt offenbar Physisches und Psychisches in einander. Es verhält sich aber ebenso mit reinen Gemüthsaffectionen. Die Trauer um ein verlorenes Kind hängt nicht von dem Maß der vorausgegangenen Liebe zu demselben oder von dessen Vorzügen ab; der zärtlichste Vater kann bald zu ruhiger Fassung und milder Wehmuth gelangen, der liebloſe und egoistische, dem das Kind nie etwas recht machen konnte, untröstlich bleiben. Einem Werk der Kunst oder Dichtung gegenüber fällt dem Einen das Schöne und Ansprechende in die Augen, und er übersieht leicht die Mängel ganz; der Andere stößt sich zuerst so an den Unvollkommenheiten, daß die Vorzüge kaum zur Beachtung gelangen. Wenn wir diesen Gegensatz der Eukolie und Dyskolie, der größeren oder geringeren Lust-

capacität von dem Gebiet der unmittelbaren individuellen Lebenserfahrung, auf welchem er zunächst auftritt, übertragen auf die allgemeine Ansicht von Welt und Leben, so entsteht der bekannte Gegensatz von Optimismus und Pessimismus. Beides sind Standpunkte der Weltanschauung, gefärbt durch das Maß der Lustcapacität. Die Wirklichkeit des Weltlaufs bietet ja reichen Stoff genug für die eine oder andere Betrachtungsweise, und weder die Geschichtschreiber noch die Statistiker, weder die Philosophen noch die Dichter werden jemals eine sichere Bilanz zu ziehen vermögen; aber der Grund, warum dem Einen das Erfreuliche und Erhebende, dem Andern das Elend und die Täuschungen das Ueberwiegende scheinen, liegt nicht in den Dingen selbst, sondern in den Subjecten und ihrer verschiedenartigen Gemüthsanlage, es wäre denn, was ja auch vorkommt, daß das Motiv bloß in dem Reiz, ein pikantes Paradoxon aufzustellen, bestände.

Es wäre nun aber freilich sehr einseitig und verkehrt, wenn wir bei diesem Gegensatz unsere Sympathien nur dem Eukolos und Optimisten zuwenden, die Dyskolie und den Pessimismus bloß wie eine Verirrung betrachten wollten. Die von der jeweiligen Gegenwart unbefriedigten Geister sind zugleich auch diejenigen, welche das Vorhandene nur darum gering achten, weil sie ein hohes Ideal geistiger und sittlicher Vollkommenheit im Busen tragen. Je höher der Maßstab ist, an dem wir die Gegenwart messen, um so unzulänglicher muß sie erscheinen. Unter den Pessimisten befinden sich daher auch die Idealisten,

welche von jeder schon erreichten Stufe ungeduldig vorwärts drängen und das Bessere herbeizuführen streben, und in diesem Sinne wird jeder edle und tüchtige Mensch, der in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Schule, in Wissenschaft und Kunst etwas Rechtes zu leisten strebt, auch eine gute Dosis eines relativen Pessimismus in sich vorfinden müssen. Nur gegen jene neuesten Theorien, welche, auch jede bessere Zukunft verwerfend, einen absoluten Pessimismus verkündigen und Ziel und Abschluß des Weltprocesses in seinem Erlöschen erkennen wollen, sträubt sich jedes gesunde Gefühl, Herz und Verstand, Vernunft und Glaube mit gleichem Widerwillen.

Jener Unterschied in der Lustempfänglichkeit tritt uns aber auch noch in einer weiteren Form entgegen, indem er es vorzüglich ist, der die vorherrschende Gemüthsstimmung bedingt, ob Jemand mehr zur Heiterkeit oder zum Ernst, zum Frohsinn oder Mißmuth und, auf das Zukünftige bezogen, mehr zur Hoffnung oder zur Sorglichkeit disponirt ist. Die große Masse der Menschen zeigt uns mit seltenen Unterbrechungen als mittlere Färbung der Stimmung einen Nichts besagenden stumpfen Ernst, wie wir ihn auch in der Thierwelt vorherrschend finden. Manche aber weichen von diesem mittleren Niveau nach der einen oder anderen Seite hin ab. In die alltäglichen kleinen Begegnisse und gewohnten Thätigkeiten, die für andere Menschen nur unmerkliche und abgestumpfte Reize von Lust oder Unlust mit sich führen, trägt der Fröhliche eine gehobene, mehr von der Lust am Dasein geschwellte Stimmung, der Dyskolos

eine drückende Ernsthaftigkeit, die bei dem geringsten Anlaß in Mißmuth umschlägt. Auf der gleichen Grundlage ruht der Unterschied der Hoffnung und Sorglichkeit. In der gleichen Situation bei ununterscheidbaren Chancen des Gelingens nimmt der eine den glücklichen, der andere den ungünstigen Verlauf eines Vorhabens in Aussicht. Bei gleich zweifelhaftem Horizont wird dieser einen Regentag, jener Aufhellung und schönes Wetter zu prophezeien geneigter sein.

Ich komme nun noch zu der dritten und praktisch wichtigsten Gruppe der Temperamentsmerkmale, die ich als das Maß der Centralität, der inneren Sammlung oder Concentrationsfähigkeit bezeichnet habe. Sie betrifft das nach außen gerichtete Wirken der Seele in seinem formellen Verhalten. Das Natürliche und Normale ist, daß das Centrum des inneren Lebens, das Ich, bei Allem, was in ihm vorgeht und so auch in allem äußeren Wirken, sei es ein Urtheilen oder Handeln, präsent sei, sich als Directions- und Herrschaftspunkt stetig behaupte, gleichsam immer auf dem Posten stehe, obwohl es andererseits von den einzelnen Vorgängen so erfüllt, in sie versenkt und mit ihnen verschmolzen erscheint, daß ein deutliches und bewußtes Sichunterscheiden nur ausnahmsweise und bei dem Ungebildeten so gut wie gar nicht einzutreten pflegt. Es gilt dies in doppelter Richtung für die dem Ich sich darbietenden Anreize zum Wollen wie für die von ihm ausgehenden Actionen. Wir erwarten als die Regel, daß jene das Ich nicht gleich mit sich fortreißen und überwältigen,

sondern vor ihm Halt machen und vor sein Forum treten, ebenso daß diese, die von ihm ausgehenden Thätigkeiten, nicht gleichsam ziel- und meisterlos, schwankend und wandelbar ihr Wesen treiben, sondern die Centralkraft sie fest in der Hand halte, sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit in ihr Handeln versenke und ihr ganzes Schwergewicht darein verlege.

In allen diesen Beziehungen sind nun aber die größten individuellen Verschiedenheiten in der Naturanlage zu bemerken. Die Einen sind mehr für ein actives, die Andern mehr für ein passives Verhalten disponirt, und zwar nach beiden Seiten hin im Entschluß und in der Ausführung, im Wollen und im Vollbringen. Die Einen entschließen sich leicht und rasch, die Andern schwer und langsam. Der leichte und rasche Entschluß kann aber wieder aus zwei verschiedenen Quellen erfließen. Der Eine, leicht erregbar und bestimmbar, folgt willenlos und blind dem ersten Gefühl und Eindruck, so daß das Ich gar nicht zur vollen Besinnung und Ausübung seiner Herrschaftsfunction gelangt, der Andere entschließt sich rasch, weil er stets weiß, was er will und mit sicherer Geistesgegenwart sofort das seinen Zwecken Gemäße erkennt und erfaßt. Die langsame Entschließung aber kann ebenso selbst wieder einen doppelten Ursprung haben, nämlich entweder aus einer inneren Unschlüssigkeit, die sich bald dahin, bald dorthin gezogen fühlt und zu keiner Entscheidung gelangen kann oder aber in einer kühlen, vorsichtigen, alle Seiten des Falls zuvor sorgfältig hin und her erwägenden Verständigkeit. Die gleichen

oder ähnlichen Gegensätze, wie beim Entschluß, zeigen sich dann auch bei der Ausführung des Gewollten. Die Sprache bietet uns dafür eine reiche Auswahl charakteristischer Begriffspaare, muthig und verzagt, fest und schwankend, hitzig und kaltblütig, hartnäckig und nachgiebig, eigenwillig und fügsam, bedächtig und unbesonnen, flüchtig und nachhaltig, zerstreut und gesammelt, und wenn man auf das Tempo des Handelns achtet und es erlaubt ist, auch provincielle Ausdrücke zu verwenden, so gehört auch der Unterschied des Drückers und des Scheuchers, des zögernden Hinausschiebens und des ungeduldigen Drängens hieher, wie überhaupt die Dialekte, und vielleicht der schwäbische mehr als andere, reich sind an treffenden Bezeichnungen für besondere Typen der Temperamentsformen.

Wenn uns nun auch hiebei die Glieder der Gegensätze keineswegs unter sich gleichwerthig erscheinen, so ist doch nicht zu vergessen, daß es sich gar nicht um Sittliches, daß es sich nur um die Formen, nicht um den Inhalt unseres Wollens und Thuns handelt. Die unüberlegte, nur dem ersten Drang des Gefühls nachgebende und die zaghaft und schwächlich ausgeführte Handlung kann an sittlichem Werth hoch über der wohlbedachten und glänzend vollbrachten That stehen. Wenn Besonnenheit, Energie, Beharrlichkeit an sich schon Tugenden wären, müßten sie den Verbrechern, die sie oft in staunenswerther Weise bethätigen, als Milderungsgründe ihrer Strafbarkeit angerechnet werden, statt zu deren Erschwerung zu dienen. In diesem Zusammenhang hat auch der Muth, der oft in der

Psychologie wie in der Moral unrichtig gedeutet wird, seinen Platz. Der Muth ist keine Tugend, weil er kein Verdienst, sondern Naturgabe ist. Tapferkeit ist eine Tugend, die aber auch dem von Natur Verzagten durch Selbstbeherrschung, Pflichtgefühl und Disciplin zugänglich ist und dem Muthigen fehlen kann. Der Muth ist auch kein Trieb, weil er kein Begehren, keine Quelle von Lustgefühlen enthält: für den Muthigen ist eine Verwundung, das Mißlingen einer Unternehmung ein ebenso großes Uebel wie für den Verzagten, aber er glaubt zum Voraus nicht daran und läßt es darauf ankommen, weil es in seinem Wesen liegt, stets mit seiner ganzen Kraft in seinem Thun aufzugehen und auch für partielle Zwecke lieber mehr einzusetzen, als auch im günstigsten Fall zu gewinnen ist, als daß er von dem Unternommenen ganz zurückträte. Der Muth ist etwas Angeborenes und zum Temperament Gehöriges.

Ich glaube nun in den drei dargelegten Gruppen von Merkmalen der Erregbarkeit, der Lustempfänglichkeit, der Centralität die meisten und wichtigsten jener Adjective, die sich mir um den Temperamentsbegriff zu bewegen schienen, eingereiht und in ein gewisses Schema gebracht zu haben, ohne damit entfernt den Anspruch zu verknüpfen, daß nun alle die unendlichen Mannigfaltigkeiten menschlicher Individualität, oder auch nur alle die kleinen und feinen Schattirungen der Temperamente erschöpft oder angedeutet wären. Aber das scheint mir doch, daß die wesentlichen Punkte, an welche wir zunächst denken, wenn vom Temperament gesprochen wird, in jener Dreitheilung beachtet

und zusammengefaßt sind. Auch die alten vier Temperamente, die so lange diesen Namen allein zu führen beansprucht haben, fügen sich in das Schema ein. Denn bei dem Sanguiniker pflegen wir doch eben dies zu denken, daß er mit großer Lebhaftigkeit und Lustempfänglichkeit eine schwache Concentration verbinde; der Phlegmatiker hat dagegen ein Minus in der Erregbarkeit, ein Plus der Concentration, während er sowohl Eukolos als Dyskolos sein kann; der Choleriker steht in der Erregbarkeit wie in der Centralität auf der activen Seite, auch unter Offenlassung des Empfänglichkeitsgrads für Lustgefühle; der Melancholiker, wenn wir überhaupt noch diesen Namen als Temperamentsbezeichnung gelten lassen wollten, würde in allen drei Rubriken auf der Minusseite stehen. Aber zugleich ist auch hieraus wieder zu ersehen, daß jene Vierzahl von Formen etwas ganz Willkürliches ist, nur einige der Beispiele möglicher Combinationen enthält und noch eine ganze Reihe gleichberechtigter Verknüpfungen der activen und passiven oder mittleren Theile der dreigliedrigen Skala neben sich zuläßt. Denn wenn wir in jeder Gruppe auch nur die drei Stufen des Mittels, des Plus und Minus unterscheiden, so entstehen, da jeder Grad in der einen Gruppe mit jedem in der andern vereinbar ist, schon siebenundzwanzig Formen, und wenn wir je das Plus oder Minus noch in etliche Grade oder Abstufungen weiter gliedern oder gar die einzelnen den Hauptgruppen untergeordneten Begriffspaare noch auseinander halten, so gerathen wir gleich in die Hunderte und Tausende von Combinationen des Temperaments.

Wenn man nun aber nach dieser Ausführung noch fragen will, was denn überhaupt die Bedeutung der Temperamente im menschlichen Seelenleben sei, so kann wohl darüber kein Zweifel sein, daß der Werth und die Tüchtigkeit eines Menschen in erster Linie durch die Ziele seines Wollens, die Ordnung seines Trieblebens bestimmt ist, in zweiter durch seine intellectuellen Anlagen, sowie die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, und daß erst an dritter Stelle das Temperament oder der feste Modus der Betriebsformen unseres inneren Lebens seinen Platz hat. Man kann bei jedem Temperament ein edler und vortrefflicher Mensch und ebenso bei jedem ein Taugenichts und ein Verbrecher sein. Ob feurig oder kühl, still oder lebhaft, heiter oder ernst, ob von der Stimmung des Augenblicks hingenommen oder bedächtig, ob Gefühls- oder Verstandesmensch, kann Jedermann seinen Platz ausfüllen, seinen Pflichten nachkommen, das Ideal einer sittlich hochgebildeten Persönlichkeit in sich zu verwirklichen streben. Aber doch liegt eben hier zugleich der Werth und eigenthümliche Reiz der Temperamentsunterschiede. Es wäre langweilig und einförmig, wenn wir die Menschen nur nach Verstand und Tugend einzutheilen hätten. Erst durch das Hinzutreten dieser mannigfachen Betriebsformen unseres inneren Lebens entsteht der volle, beglückende Reichthum, die unerschöpfliche Fülle der individuellen Besonderheiten. Die sittlichen wie die individuellen Vorzüge, Tugend und Verdienst, Geist und Wissen gewinnen je wieder eine andere Gestalt und einen neuen Reiz, wenn wir sie mit warmer Lebensfülle

oder stillem und ruhigem Wesen, mit Ernst oder Frohsinn, mit Kühnheit oder Vorsicht, mit feurigem Pathos oder kühler Besonnenheit gepaart beim Idealisten oder Realisten, beim Sonderling oder Weltmann treffen. Erst mit dem Temperament tritt ein Charakterbild aus einer verschwommenen Skizze heraus, erhält sein Colorit, seine scharfen und feinen Linien. An ihm hängt vorzugsweise der ästhetische Reiz aller Menschenbeobachtung; an seinem Verständniß hängt die Kunst des dramatischen Dichters, wie das wirksame Lebensbild des Geschichtsschreibers. Wie treten Oranien und Egmont bei gleichen Zielen des Wollens und gleicher Intelligenz durch die Temperamentsverschiedenheit einander gegenüber, oder Antonius und Octavian, Joseph II. und Friedrich der Große, Blücher und Wellington, Luther und Melanchthon. Unser ästhetisches Gefühl wird allerdings immer geneigt sein, bei jenen gegensätzlichen Begriffspaaren dem Plus und der activen Seite ein höheres Wohlgefallen entgegenzubringen, als dem Minus und dem passiven Glied, da Kraft, Leben, Wärme, Muth und Schwung uns mehr anzieht als das Zurücktreten dieser Eigenschaften. Vom praktischen Gesichtspunkt des Erfolges und der Leistungen aus stellt sich die Sache anders, und kühles Denken mit bedächtiger Arbeit kommt oft genug weiter als Pathos und Enthusiasmus. Aber das Richtige und Erwünschte kann doch nur sein, daß Beides in der Welt nebeneinander besteht und sich ergänzt, und wie in jedem Gemälde Licht und Schatten recht vertheilt sein sollen, wie sich die Mond- und gedämpfte Abendlandschaft

neben dem sonnenhellen Tagesbild mit Erfolg behauptet, so wünschen wir, daß den hocherregbaren Leuten die ruhigen und stillen, dem hoffnungsreichen Optimismus ein verständiger Pessimismus, der kühnen Unternehmungslust die retardirenden und erhaltenden Kräfte zur Seite stehen.

Aber es ist nicht bloß dieses ästhetische Moment, was dem Temperament Reiz und Bedeutung gibt. Wenn durch dasselbe auch nicht der sittliche Werth und die praktische Leistung bedingt wird, so hat auf den Lebensgang und das Lebensglück eines Menschen kaum irgend Etwas einen größeren Einfluß. Das Lebensglück wird ja in der Regel weit weniger durch äußere Factoren als durch die herrschende Grundstimmung des Gemüthes bedingt. Was könnte dafür wichtiger sein als jene Eukolie und Dyskolie. Bei den schwersten Schicksalsschlägen sucht und sieht der Eine am umwölktesten Himmel doch immer wieder einen lichten Streifen, dem sich sein Blick und sein Hoffen zuwendet; der Andere, dem Alles nach Wunsch geht, entdeckt bei hellem Himmel ein kleines Wölkchen, das ihn mehr beunruhigt, als aller Sonnenschein erfreuen kann. Ebenso liegt in den wichtigsten Entscheidungen des Lebens Alles daran, ob das Hoffen überwiegt oder das Fürchten, ob man dem ersten Gefühle folgt oder der bedächtigen Ueberlegung Raum läßt, ob man nachgibt oder auf seinem Sinn beharrt, ob man ungeduldig ist oder warten kann, ob man in den Momenten, auf die es ankommt, zerstreut ist oder gesammelt. Der Erfolg erweist bald das Eine bald das Andere als das Richtigere; bald wäre das Herz der

sicherere Führer gewesen und bald der Verstand; dieser hat oft genug mit ganz ungewissen Factoren zu rechnen, und Jeder entscheidet sich am häufigsten in der Richtung seines Temperaments.

Aber gerade je einflußreicher hiernach die Temperamentseigenschaften für Schicksal und Lebensglück erscheinen, um so dringlicher wird die Frage, ob sie reine und unabänderliche Naturgaben oder jener Centralkraft, deren Verhalten zu ihren Reizen und Actionen sie angeben, selbst unterworfen und von ihr abhängig sind. Niemand wird bezweifeln können, daß sie in der Hauptsache etwas Angeborenes und meist Anererbtes sind, ja es scheint, daß sie sogar mehr als geistige Gaben und vorwaltende Triebreize von Eltern und Großeltern stammen. Sie sind auch gewiß ihrem Grundcharakter nach insoweit unzerstörbar, als die Plusseite niemals in das Minus umschlagen wird und umgekehrt. Es ist weder möglich noch wünschenswerth, noch sittlich geboten, daß der Feuergeist dem Phlegma, die Sorglichkeit der kecken Zuversicht, der trockene Ernst dem leichten Frohsinn, das überwallende Gefühl der kühlen Bedächtigkeit den Platz räume. Aber so weit geht darum der Zwang der Naturanlage doch nicht, daß nicht ein Spielraum freier Einwirkung des Willens übrig bliebe. Das Meiste dabei besorgt freilich das Leben und die Erfahrung selbst. Die vorgerückten Jahre, die harte Schule des Lebens temperiren auch die Temperamente. Das wichtigste Glied derselben, die Concentration, stellt sich in reiferem Alter meist von selber ein. Schwere Prüfungen,

häufige Mißerfolge dämpfen schließlich auch den keckſten Lebensmuth; ein glücklicher Verlauf des persönlichen Geſchickes, ein Gelingen der meiſten Unternehmungen ſchwächt die Neigung für trübſinnige Weltbetrachtung und peſſimiſtiſches Schelten wenigſtens auf die Stufe einer unſchädlichen Krittelei, eines harmloſen Raiſonnirens herab. Auch der geſellſchaftliche Verkehr übt einen großen Einfluß; im engen Kreis und den zahlloſen kleinen Frictionen der Häuslichkeit können ſich Temperamentseigenſchaften ebenſo verſchärfen als abſchleifen. Schließlich bleibt aber doch dem Willen, der freien ſittlichen Selbſtbeſtimmung noch eine wichtige und lösbare Aufgabe vorbehalten. Das ſelbſtbewußte Ich kann ſein Temperament nicht umwandeln und ſich ein neues auswählen und anſchaffen, aber es kann und ſoll dasſelbe in Zucht und Disciplin nehmen und ſeine Auswüchſe abſchneiden, zumal wo dieſelben für Andere beläſtigend und verletzend wirken. Wer durch Schimpfen und Klagen über den Lauf der Welt und ſein eigenes Geſchick, durch beſtändiges Jammern über denkbare Unglücksfälle, durch haſtiges Drängen oder unleidliche Verzüglichkeit, durch zerſtreutes und zerfahrenes Weſen, durch unbeſonnenes vorſchnelles Reden und Handeln, durch maßloſe Heftigkeit, durch eigenſinniges Beharren auf Meinungen und Plänen ſich und Andere quält und ſchädigt, dem werden wir niemals die Entſchuldigung gelten laſſen: ſo ſei nun einmal ſein Temperament, das er nicht mehr ändern könne. Wir verlangen von ihm und mit Recht, daß er ſich Gewalt anthue und den Pflichtbegriff auch nach dieſer Richtung

erstrecke. Das öffentliche Strafrecht geht von der gleichen Voraussetzung aus, indem es keine Berufungen auf Temperamentseigenschaften beachtet, was es doch thun müßte, wenn es dieselben der Herrschaft des freien Willens entzogen dächte. Ebenso beruht alle Erziehung auf der Annahme, daß zur Charakterbildung Beides gehöre, die Einwirkung auf den Inhalt und auf die Formen des Wollens. Die sittlichen Aufgaben erhalten erst dadurch ihre Specification und individualisirende Mannigfaltigkeit; die allgemeinen Vorschriften der Moral sind für Alle im Wesentlichen die gleichen, aber in der Beherrschung und Durchbildung des Temperaments ist Jedem wieder ein ganz specielles, nur für ihn geltendes Ziel vorgesteckt.

Einem Zuhörerkreis gegenüber, der sich zum größten Theil mit der Pflege der Wissenschaft zu befassen hat, ist schließlich noch die Frage von Interesse, ob den Temperamentseigenschaften auch nach dieser Seite hin eine Bedeutung zukomme. Kant hatte eine besondere Vorliebe für das Phlegma; es erschien ihm als das eigentliche Temperament des Gelehrten, des Philosophen, des weisen Mannes; er sieht darin besonders die Eigenschaft, nicht leicht und rasch, aber anhaltend bewegt zu werden, also das was wir Centralität genannt haben. Man wird ihm jedoch nur soweit Recht geben können, als große Lebhaftigkeit und Erregbarkeit für den Gelehrten nicht erforderlich, leicht sogar störend werden kann, ein gewisses Maß der Concentrationsfähigkeit dagegen unerläßlich ist. Die erste Bedingung ist ein höherer Grad von Erkenntnißtrieb,

Wißbegierde, Luſt an der Wahrheit, die zweite beſteht in der intellectuellen Befähigung, die dritte im Fleiß, der zwar durch das Temperamentsmerkmal der Centralität begünſtigt werden, aber auch ohne daſſelbe durch ein lebhaftes Intereſſe an der Sache, Pflichtgefühl, Ehrgeiz und andere Motive entſtehen kann. Leibnitz, einer der größten Denker und Gelehrten aller Zeiten, war Sanguiniker, ſehr lebhaft und beſtimmbar, zum Optimismus geneigt, von mittlerer und durch die Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes geſchwächter Centralität. Hegel und Herbart neigen zum Phlegma nach Kant'ſchem Sinn und Vorbild, von welchem Schelling's beweglicher Geiſt und reizbares Naturell weit entfernt lag. Fichte vertritt in ſtarrſinniger Conſequenz den Höhepunkt, wo nicht das Uebermaß der Concentration. Der Welt- und Menſchenverächter Schopenhauer ließe ſich als δυσκολώτατος bezeichnen. Den Dichter und Künſtler dagegen können wir uns nicht wohl als Phlegmatiker denken, während jede andere Art von Merkmalen und Nüancen des Temperaments bei ihm vorkommen kann. Goethe vereinigte in ſich ein hohes Maß in allen drei Gruppen, Schiller's Idealismus zeigt einen leichten Anflug von Melancholie und edlem Peſſimismus. Herder, reizbar, empfindlich, etwas griesgrämig, ſteht ebenſo tief in der Luſtempfänglichkeit als hoch in der Erregbarkeit.

Ich führe dieſe flüchtigen Beiſpiele nur als Belege dafür an, daß das Temperament zwar nicht bedeutungslos für geiſtige Thätigkeit iſt, vielmehr ſeine Schattirungen durch die ganze Richtung der Weltanſchauungen deutlich

hindurchschimmern, daß aber doch jede seiner Formen mit den höchsten geistigen Leistungen wohl vereinbar ist. Man kann bei jedem Temperament ein Gelehrter werden und bei jedem sehr unwissend bleiben. Auch unsere akademischen Preise gelten daher nicht dem Naturell oder Temperament; die Medaillen, die ich nun zu überreichen habe, enthalten die Inschrift ingenio et studio, d. h. dem Talent und dem in der Liebe zur Sache wurzelnden Fleiß.

König Friedrich von Württemberg und seine Beziehungen zur Landes-Universität.

1882.

In der Geschichte unserer Universität und ihrer Verfassung befindet sich ein Abschnitt, der wohl zu den interessantesten gehört und doch noch weniger bekannt und genauer erforscht ist als manche andere Perioden. Wir kennen nämlich wohl die Einrichtuugen der alten Hochschule in den Zeiten des Herzogthums, wie sie in der Hauptsache unverändert von der Stiftung derselben bis in den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts herein sich behauptet haben und wir kennen andererseits ebenso die jetzigen Ordnungen und Zustände, wie sie auch im Wesentlichen unverändert nun schon seit mehr als 50 Jahren in unangefochtener Geltung stehen. Aber die dazwischenliegende Zeit, wie der alte Bau allmälig eingerissen und abgebrochen, der neue nach mancherlei wechselnden Plänen und Richtungen versucht und schließlich ausgeführt wurde, das ist zwar nach seinen allgemeinen Umrissen aus dem trefflichen Werk über die Geschichte unserer Hochschule bekannt, aber aus den Akten und Urkunden und im inneren Zusammenhang bis jetzt nicht

dargestellt worden. Ich hielt es für eine lohnende Aufgabe, diese Lücke auszufüllen und konnte dazu nicht bloß die Akten unserer Registratur benützen, sondern durfte auch von denen des Ministeriums Einsicht nehmen, welche über gar viele Punkte erst den vollen Aufschluß geben.

Jener Zeitraum läßt sich noch genauer durch die Jahre 1806 und 1831 begrenzen und umfaßt demnach gerade 25 Jahre. Im Jahr 1806 wurde zuerst in die alten Ordnungen gewaltsam eingegriffen und das organische Statut vom 18. April 1831 ist es, unter dessen Herrschaft wir heute noch stehen. Die ganze Periode zerfällt aber naturgemäß wieder in zwei Abschnitte, in den des Einreißens und in den des Um- und Aufbauens, und diese Scheidung deckt sich wieder von selbst mit einem andern Einschnitt jenes Zeitraums. Den ersten Theil bildet die Regierungszeit von König Friedrich, den andern die von König Wilhelm in ihren Anfängen. Ich beschränke mich heute auf jenen ersten Theil oder auf das Thema: König Friedrich und sein Verhältniß zu unserer Hochschule.

Es ist dies aber zugleich ein willkommener Anlaß, an diesem 6. November auch einmal von dem Fürsten zu reden, dessen Geburtsfest unsere Hochschule nun schon seit 70 Jahren durch die Vertheilung der von ihm gestifteten akademischen Preise auszeichnet und der sonstigen Vergessenheit entzogen hat. Es liegt hiezu um so mehr Anlaß vor, als nach meiner Ueberzeugung dieser Herrscher weder in den Erinnerungen seines eigenen Volkes noch in der deutschen Geschichtsschreibung den Platz einnimmt, den ihm eine unbefangene

und gerechte Würdigung seiner Persönlichkeit wie seiner Thaten und Leistungen einzuräumen hätte. Für das württembergische Volk knüpft sich an dessen Regierungszeit zugleich das Andenken an die seit dem 30jährigen Krieg schwerste Leidensperiode, deren Drangsale der Fürst zwar nicht hätte abwenden, aber doch etwas abschwächen und mildern können, wozu dann für den Altwürttemberger noch die Parteinahme für das angetastete alte gute Recht kam. Die deutschen Geschichtsschreiber aber sind der Regel nach mit dem Detail und den Besonderheiten unserer Landesgeschichte nicht so genau bekannt, als zu einem abschließenden Urtheil erforderlich wäre. Ludwig Häußer gibt in seiner deutschen Geschichte ein abstoßendes, ganz ins Schwarze gemaltes Zerrbild des Königs, dem ich allen historischen Werth absprechen möchte. Heinrich Treitschke, der schon in früheren Arbeiten die stärksten Ausdrücke über den König gebraucht hat, nennt ihn in seinem neuesten und glänzendsten Werke den „geistvollsten, aber ruchlosesten unter den Satrapen Napoleons", ein Urtheil, das ich mir nur aus einer unberechtigten Zurückverlegung eines noch jungen Standpunktes nationaler Politik in Zeiten, wo für dieselbe aller Boden und alle Voraussetzungen fehlten, sowie aus einer doch nicht ausreichenden Kenntniß unserer thatsächlichen württembergischen Verhältnisse und Zustände zu erklären vermag. Die relativ beste, wiewohl auch von Irrthümern nicht freie Auffassung findet sich in dem Werk von C. Th. Perthes: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft.

Wenn ich es nun unternehme, zuerst von König Friedrich im Allgemeinen und dann von seinen besonderen Beziehungen zu unserer Hochschule zu reden, so kann ich jenes natürlich nur in großen Umrissen thun und auch blos, indem ich dabei die Hauptereignisse jener sturmbewegten Zeit als bekannt voraussetze.

Der Vater des Königs, Herzog Friedrich Eugen, war als der dritte der Söhne von Karl Alexander und ohne Aussicht auf den Thron in den preußischen Kriegsdienst getreten, in welchem er als General den ganzen siebenjährigen Krieg mit Auszeichnung durchgekämpft hat. Später zog er sich in die damals noch württembergische Grafschaft Mömpelgard zurück und wurde daselbst Statthalter des Herzogs. Seine Gemahlin war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, Nichte Friedrichs des Großen, die Mutter von 12 blühenden Kindern, 8 Prinzen und 4 Prinzessinnen, welche auf den Rath Friedrichs, um die Konfession der Dynastie wieder mit der des württembergischen Volkes in Einklang zu setzen, dem evangelischen Glauben der Mutter folgten. Die Prinzen genossen eine sehr sorgfältige Erziehung und vorzüglichen Unterricht durch zwei württembergische Theologen, Cleß und Holland, und einen preußischen Offizier, den einer Hugenottenfamilie entstammenden Hrn. v. Maucler, Vater des später vielvermögenden Ministers unter König Wilhelm. Der älteste der Prinzen, nach seinem Großoheim und Taufpathen Friedrich genannt, zeichnete sich früh durch seltene Talente, ein herrliches Gedächtniß und selbständiges Urtheil aus. Er erwarb sich Kenntnisse in

der Mathematik, Geschichte, in Natur- und Kriegswissenschaften, die über das sonstige Maaß prinzlichen Wissens weit hinausreichten. Er war in der französischen wie der deutschen Sprache Meister des Worts in Schrift und Rede, und zitirte auch in späteren Jahren noch oft und gerne Stellen aus den römischen Autoren.

Nach dem Abschluß seiner Vorbildung trat er wie sein Vater in den preußischen Kriegsdienst und brachte als junger Oberst zwei Jahre in Potsdam in der nächsten Umgebung des Königs Friedrich zu, machte dann als General und Chef eines Regiments den kurzen Feldzug des bayrischen Erbfolgekrieges mit, und vermählte sich 1780 mit der ältesten Tochter des Herzogs von Braunschweig, der Stammmutter unseres Königshauses. Indessen hatte sich eine durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Schwester mit dem russischen Thronfolger und nachmaligen Kaiser Paul vermählt. Er begleitete das junge Paar auf einer Reise nach Italien, vertauschte sodann den preußischen Heerdienst mit dem russischen, wurde von der Kaiserin Katharina zum Generallieutenant und Generalgouverneur in Russisch-Finnland mit dem Aufenthalt in Wiborg ernannt, den er neben Anderem zu Studien der finnischen Sprache benützte. Später übertrug sie ihm das Kommando über eine Observationsarmee im russisch-türkischen Krieg und die Verwaltung des Generalgouvernements Cherson, wobei er eine verheerende Pest zu bekämpfen hatte. Aus nicht genauer festzustellenden Ursachen verließ er 1786 nach 4jährigem Aufenthalt Rußland, während seine Gemahlin zurückblieb und im folgenden Jahr

unerwartet in jugendlichem Alter starb. Er hatte nun durch einige Jahre einen wechselnden Wohnsitz in Mömpelgard, in einem Landhaus Monrepos am Genfer See, in Bodenheim bei Mainz, bereiste Holland und war 1789 bei einem längeren Aufenthalt in Paris Zeuge der Anfänge der französischen Staatsumwälzung. Indessen war, da der Herzog Carl alt und kinderlos, der nächste Bruder desselben Ludwig Eugen morganatisch vermählt und ohne männliche Nachkommenschaft war, die früher entfernte Hoffnung, daß sein Vater und dann er zur Regierung gelangen werde, zur sicheren Erwartung geworden. So kam er 1790 mit 36 Jahren zum erstenmal mit dem Vorhaben eines längeren Aufenthalts in sein Heimathland und lebte zurückgezogen und als stiller, von seinem Oheim Karl mit Ungunst und Mißtrauen angesehener Beobachter in Ludwigsburg und einem Landhaus des benachbarten Dorfes Schwieberdingen. Es gab aber bald neue Reisen und Unterbrechungen. Er wohnte den beiden Kaiserwahlen von 1790 und 1792 in Frankfurt bei und hatte im Auftrag der deutschen Fürsten dem Kaiser Franz, der ihm als Gemahl seiner früh verstorbenen Schwester Elisabeth verschwägert war, die Reichsinsignien zu überbringen. Mit dem Jahr 1793 beginnen die französischen Revolutionskriege, die über Württemberg, das bald von österreichischen, bald von französischen, bald von beiden Armeen zugleich gebrandschatzt wurde, unsägliches Elend brachten. Der Hof mußte wiederholt fliehen, Friedrich suchte 1796 als Erbprinz an der Spitze der württembergischen Truppen den Einfall der Franzosen bei Freuden-

stadt abzuwehren, mußte aber der Uebermacht weichen und lernte bei diesem Anlaß die Unzulänglichkeiten des seitherigen württembergischen Heerwesens kennen. Nach eingetretenem Frieden hielt er sich längere Zeit in Wien auf und reiste dann über Hamburg nach England, um dort seine zweite Gemahlin Mathilde, Kronprinzessin von Großbritannien und Irland, heimzuführen. Sein Oheim Ludwig Eugen wie sein Vater Friedrich Eugen, zwei milde und wohlgesinnte Fürsten, hatten ihre durch Krieg nach Außen wie durch innere Kämpfe mit dem ständischen Ausschuß stürmisch bewegte Regierungszeit je nur auf zwei Jahre gebracht und so wurde er am 23. Dezember 1797 unter dem Namen Friedrich der Zweite Herzog von Württemberg.

Es schien mir geboten, das Vorleben dieses Fürsten vor seiner Thronbesteigung in diesen kurzen Umrissen in Erinnerung zu bringen, da mir ohne dessen Kenntniß weder seine Persönlichkeit noch seine Regententhätigkeit verständlich zu werden scheint.

Friedrich trat als reifer und fertiger Mann von 44 Jahren in vollster Manneskraft die Regierung an. Er hatte in großen Verhältnissen, in wichtigen militärischen und administrativen Stellungen gelebt, fast ganz Europa wiederholt bereist, stand zu den vier Höfen von Berlin, Petersburg, Wien und London in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen; er war bei hervorragendem Verstand und so reicher Gelegenheit, sich an den besten Quellen zu belehren, über die gesammte europäische Politik und Zeitlage sehr wohl orientirt. Es hatten sich unter diesen Eindrücken auch feste

politische Ueberzeugungen in ihm entwickelt. Sein Ideal war ein Regiment, wie er es bei Friedrich dem Großen, der ihm als Musterbild eines Monarchen galt, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina selbst in unmittelbarster Nähe kennen gelernt hatte, aufgeklärt, rationell, im Sinne der Ideen des 18. Jahrhunderts liberal, von dem Bewußtsein der höchsten Aufgaben und unbegrenzten Befugnisse der Staatsgewalt erfüllt, aber dabei in den Formen autokratisch, rücksichtslos und gewaltsam, allen Resten eines mittelalterlichen Staatswesens, Privilegien, Sonderstellungen, Hemmungen der Staatsomnipotenz durchaus feindselig, auf einen unterrichteten aber unbedingt abhängigen und folgsamen Beamtenstand gestützt.

So mit auswärts gewonnenen, gereiften, festbegründeten Anschauungen und Tendenzen, voll von unruhigem Thatendrang und unbefriedigtem Ehrgeiz, dabei mit reizbarem, zornmüthigem Temperament, mit ebenso viel Klugheit als unbeugsamer Willensstärke ausgestattet, trat der neue Fürst in dies durchaus eigenartige, im Ganzen tüchtige und achtungswerthe, aber in kleinem und engem Gesichtskreis befangene, nach Außen sich mit trotzigem Selbstgefühl abschließende altwürttembergische Wesen herein. Unter sämmtlichen Staaten des kontinentalen Europas war das kleine Württemberg der einzige, der die im 16. Jahrhundert noch allgemein verbreitete Einschränkung der monarchischen Gewalt durch landständische Institutionen, und zwar in der demokratischen Form eines Landtags ohne Adelsvertretung, festzuhalten und mit zäher Hartnäckigkeit zu behaupten ver-

mocht hatte. Mit der Zeit und besonders im Verlauf des 18. Jahrhunderts war es aber dahin gekommen, daß die Landtage selbst nur selten, oft durch Jahrzehende nicht, einberufen wurden, und wenn dies geschah, nichts zu thun hatten, als die Anträge ihres ständigen Ausschusses, der sich selbst ergänzen durfte, zu genehmigen und diesen mit neuen Vollmachten auszustatten. Dieser Ausschuß war es, dem eine Art von weitgreifender Mitregentschaft neben dem Herzog zukam, der nicht nur die Steuern zu bewilligen hatte, was er nicht leicht ohne Gegenleistungen that, sondern diese auch selbständig und ausschließlich verwaltete, ohne dessen Zustimmung keine Truppenaushebung stattfinden, kein wichtiges Gesetz erlassen werden durfte, der bei Krieg und Frieden mitzureden hatte. In Friedenszeiten ging dies einigermaßen, weil das Kammergut zu den ordentlichen Staatsausgaben wohl ausreichen konnte, die Steuern nur zur Bezahlung der Schulden verschwenderischer Herzoge nöthig wurden und dann wohl nur gegen sonstige Konzessionen bewilligt werden konnten. Im Kriege dagegen war ohne Steuern nicht auszukommen und ein solches Feilschen um dieselben ganz unthunlich.

Die Regierungszeit von Friedrich fiel nun aber gerade in die drangvollste, an Kriegen und Umwälzungen reichste Periode der gesammten deutschen Geschichte; sie umfaßt die ganze Epoche der französischen Revolutionskriege, den Auf- und Niedergang der Napoleonischen Aera. Unter den 19 Jahren seiner Regierungszeit waren nicht weniger als 12, in welchen die württembergischen Truppen im Feld und

außer Lands standen, und auch in die zwischenliegenden Friedensjahre fallen die wichtigsten und entscheidendsten Verhandlungen, wie der Rastatter Congreß, der Luneviller Friede, der Reichsdeputationshauptschluß, die Rheinbundsakte, die Fürstencongresse in Erfurt, Paris, Dresden, zuletzt in Wien. Es war für die kleineren deutschen Staaten ein permanenter Kampf um Sein oder Nichtsein, zum Mindesten aber um Erweiterungen oder Verluste des Staatsgebiets. Wenn irgendwo und irgendwann eine einheitliche, in der großen europäischen Politik bewanderte, staatskluge und energische Leitung unabweisliches Bedürfniß sein mußte, so war es hier der Fall.

Es bedurfte daher noch lange keines Fürsten von Friedrichs Herrschergeist und Staatsbegriffen, um Conflikte herbeizuführen, wenn ein aus zwei Kloster-Prälaten und sechs kleinstädtischen Kommunalbeamten bestehender, aber von geschickten Advokaten berathener und geleiteter Ausschuß den Anspruch machte, daß mit ihm über Krieg und Frieden, Allianzen, Staatsverträge, Truppenaushebungen vorher eine Verständigung zu erzielen sei, daß dem Prinzip nach der Herzog die Kriegskosten aus dem Kammergut zu bestreiten habe, daß demselben keine Einsicht in die Verwaltung der Steuern und die Ausgaben des Ausschusses zustehe. Vollends wie ein wahrer Hohn und Spott gegen alle Grundprincipien des modernen Staats mußte es dem Herzog erscheinen, wenn der Ausschuß auf dem Rastatter Congreß eigene Agenten unterhielt, deren Instruktionen er nicht kannte, die seinen Vertretern entgegenhandelten, wenn, während er

sich in dem neu ausgebrochenen Krieg als Reichsfürst an Oesterreich anschloß, der Ausschuß in Paris mit dem Direktorium und dann mit dem ersten Konsul über die Bedingungen einer württembergischen Neutralität verhandelte.

Man verklagte sich gegenseitig beim Reichshofrath in Wien, der nicht umhin konnte, dem diesmal noch reichstreuen Herzog Recht zu geben und dem Ausschuß fernerhin allen Verkehr mit fremden Höfen verbot, was freilich nur ein um so vorsichtigeres und geheimeres Vorgehen zur Folge hatte.

Den nächsten Conflikt brachte der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der die Kurfürstenwürde und ansehnlichen Ländererwerb bot. Der Ausschuß verlangte, daß diese neuen Lande nach der Verfassung den alten einzuverleiben seien; der Herzog bestritt dies, weil sie nur einen Ersatz für Mömpelgard und andere linksrheinische Besitzungen bildeten, die auch außerhalb der Verfassung gestanden hatten und nur durch Personalunion mit dem Herzogthum verbunden waren. So bestanden jetzt zwei Länder unabhängig nebeneinander, das alte Herzogthum, für das die Verfassung galt und Neu-Württemberg, das wie alle andern deutschen Länder unumschränkt regiert wurde.

Es ist ein im Einzelnen ermüdendes, im Ganzen aber ein ergreifendes und unerfreuliches Schauspiel, das diese letzten Kämpfe des Landtags und seines Ausschusses gegen einen ebenso klugen als energischen Fürsten bieten. Es ist keineswegs so, daß auf der einen Seite das Recht, auf der andern das Unrecht stünde, sondern beides vertheilte sich

auf beide Seiten. Hier war ein unbestreitbares Noth- und Vernunftrecht, dessen Grenzen im Einzelnen schwer erkennbar, aber jedenfalls vielfach überschritten wurden, dort ein verbrieftes positives Recht, das aber im Lauf der Zeiten mit vielen Mißbräuchen durchzogen und verwachsen war, das mit Muth und zäher Tapferkeit, aber nicht unter genügender Beachtung der Erfordernisse ganz außerordentlicher politischer Situationen vertheidigt wurde.

Auf die Dauer war dieser Zustand innerer Zerwürfnisse, dieses Doppelregiment, neben wachsenden Gefahren und Stürmen von Außen nicht zu ertragen. Der neue Krieg zwischen Napoleon und Oesterreich im Jahr 1803 führte zur Entscheidung. Schon am Tage nach der Kriegserklärung überschwemmten französische Truppen das württembergische Land und Napoleon überraschte den Kurfürsten in Ludwigsburg mit der bekannten Alternative: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Hier fand nun jenes vierstündige Zwiegespräch beider Fürsten statt, in welchem Napoleon einen so lebhaften Eindruck von dem Geist, dem militärischen und politischen Scharfblick, der Beredtsamkeit Friedrichs empfing, daß er ihn von da an mit einer bei ihm seltenen Rücksicht und Auszeichnung behandelte und bei wiederholten Anlässen als die intelligenteste und bedeutendste fürstliche Persönlichkeit unter seinen Zeitgenossen bezeichnet haben soll.

Die Entscheidung selbst konnte nicht zweifelhaft sein, schon darum nicht, weil Bayern und Baden bereits mit dem Anschluß an Frankreich vorangegangen waren. Es

ist ein durchaus ungerechtfertigtes Verfahren deutscher Geschichtschreiber, unter Verkennung der gegebenen Zwangslage in der rheinbündischen Politik der süddeutschen Staaten vom Standpunkt des Nationalitätsprincips späterer Zeiten aus einen Verrath am Vaterland, statt blos ein trauriges Symptom der damaligen Lage Deutschlands zu sehen. Wenn in dieser Beziehung Anklagen zulässig wären, so hätten sie sich in erster Linie gegen Preußen zu kehren, das durch den Basler Frieden und die Demarkationslinie, die den deutschen Norden für neutral erklärte, die süddeutschen Staaten schutzlos zwischen Frankreich und Oesterreich stellte und eben damit zwang, den Fahnen des Siegers zu folgen. Der glänzende Feldzug Napoleons rechtfertigte die Entscheidung und der Friede von Preßburg brachte dem Churfürsten die Königskrone mit weiterem Ländererwerb und führte zur Auflösung des deutschen Reiches und zur Stiftung des Rheinbundes. Als Friedrich in Betreff der Verbindlichkeit, als Alliirter Frankreichs mit einem bestimmten Truppencontingent Heerfolge zu leisten, die Einwendung gegen Napoleon erhoben hatte, daß er die hiefür erforderliche Zustimmung des Landtags nicht zu erhalten befürchten müßte, hatte Napoleon erwidert: gegen diesen will ich Sie schützen; nach anderer Lesart soll er seinen Rath in die derberen Worte gekleidet haben: chassez les bougres. Am 30. Dezember 1805 erfolgte die Aufhebung der Verfassung und die Vereinigung von Alt- und Neu-Württemberg zu Einem Gesammtstaat. Bald darauf erschien das große Organisationsmanifest vom 15. März 1806, das Württemberg zuerst in einen modernen

Staat mit Ministerien, Central- und Bezirksbehörden nach der Weise anderer Länder umgewandelt und auch unsere Hochschule dem einheitlichen Staatsverband als eines seiner Glieder eingefügt hat. Und so entsteht hier erst der Anlaß auch von der bisher bei allen Veränderungen und Wirren noch unberührt gebliebenen Landesuniversität zu sprechen.

Unsere Hochschule hatte bis dahin eine korporative Freiheit und hochprivilegirte Stellung genossen, wie schwerlich irgend eine andere in allen deutschen Landen. Sie besaß für die Bestreitung ihrer Bedürfnisse ein eigenes in Grundstücken, Gefällen und Kapitalien fundirtes Vermögen, das sie selbständig unter einer mehr nur nominellen Oberaufsicht der landesherrlichen Regierung verwaltete. Sie besaß das freie Wahlrecht des Rectors, der Professoren und aller Bediensteten; dem Landesherrn kam nur ein begrenztes Recht der Bestätigung zu; bloß bei den theologischen Lehrstellen fand wegen ihrer Kombination mit localen Pfründen und der Beziehungen zur Landeskirche ein gemeinsames Benehmen für die Besetzung statt. Sie hatte die volle bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit nicht nur über Lehrer, Bedienstete und Studierende, sondern auch über die Angehörigen und die sogenannten Universitätsverwandten; dem Landesherrn kam nur das Recht der Begnadigung und bei den schwersten Strafen das der Bestätigung und Vollstreckung zu. Dazu kamen noch eine Menge specieller Privilegien, wie die Freiheit von Zoll und Accise, von Personal- und Abzugsabgaben, von städtischen und Amtssteuern, ein besonderer Rechtsschutz gegen Beleidigungen.

Trotz dieser weitgehenden, für unsere heutigen Begriffe höchst auffallenden Autonomie und trotz vieler und angesehener Lehrkräfte war aber unsere Hochschule dennoch schon seit längerer Zeit und auch nach Aufhebung der concurrirenden Karlsschule in einen Zustand der Stagnation und des Rückgangs versunken. Der Hauptgrund war die Unzulänglichkeit ihrer ökonomischen Mittel für die erweiterten und stetig anwachsenden Bedürfnisse einer modernen Universität. Für die Fächer, welche nichts brauchen als einen Lehrer und einen Hörsaal, war leidlich gesorgt, aber das, was wir die Institute nennen, insbesondere diejenigen, deren die medicinischen und naturwissenschaftlichen Fächer immer dringender bedürftig wurden, fehlte entweder noch ganz wie die Kliniken, die Naturaliensammlungen, der botanische Garten, oder sie waren noch in den dürftigsten Anfängen beengt. Die Erträgnisse des Universitätsvermögens, die sich je nach Frucht, Wein und Pachtpreisen im Reinertrag um die Summe von 30 000 fl. bewegten, also noch nicht 8 Prozent des jetzigen Aufwands und weniger, als heute jede der beiden Hauptkliniken für sich allein verbraucht, waren völlig unzureichend, diese neuen Bedürfnisse zu decken, insbesondere die dazu nöthigen Gebäude herzustellen. Das Kirchengut sollte zwar subsidiär aushelfen; dies geschah jedoch immer nur mit großem Widerstreben und in kleinen widerruflichen Gaben. Es war aber ein eitler Wunsch und eine naive Erwartung, der Staat werde seine Beihilfe in der Form von entsprechenden Vermehrungen des fundirten Vermögens leisten und alles Weitere wie bisher den akademischen Behörden

anheimstellen. Mit der ökonomischen Abhängigkeit mußte von selbst auch die Autonomie der Verwaltung hinfällig werden.

König Friedrich wußte nun den Werth der Wissenschaft und die Bedeutung der Hochschulen wohl zu schätzen; er selbst trieb nebenher immer auch ernstere Studien in Geschichte, Kriegs- und Naturwissenschaften und verkehrte gerne mit hervorragenden Gelehrten in diesen Fächern; für die sachlichen Bedürfnisse der Universität ist trotz aller Finanznoth jener Zeit unter seiner Regierung immer noch mehr geschehen, als in den zwei vorausgegangenen Jahrhunderten zusammen. Aber die corporative Ausnahmsstellung des ganzen Instituts war ihm ein Stein des Anstoßes; eine freie Besetzung aller Lehrstühle und Aemter, eine unbeschränkte eigene Gerichtsbarkeit und nun vollends Steuer-, Zoll- und Accisefreiheit von Universitätsprofessoren mußte ihm bei seinen durchaus modernen Staatsbegriffen wie ein trüber Rest von Mittelalter erscheinen, der nicht früh und nicht radikal genugt beseitigt werden könne. In der ersten Zeit seiner Regierung als Herzog und Kurfürst ließ er aber dies Verhältniß noch unberührt: er hatte schon Streitpunkte mit dem ständischen Ausschuß genug und wollte nicht ohne Noth durch Antastung der unter dem Schutz der Landesverfassung stehenden Universitätsprivilegien einen neuen Zankapfel hinzufügen. Er vermied in diesen Jahren auch einen Besuch in Tübingen, während er sonst viel im Lande reiste, ohne Zweifel, weil er über diese alten Ordnungen weder etwas Anerkennendes noch etwas Bedrohliches zu sagen für zweckmäßig fand.

Aber mit der Aufhebung der alten Verfassung fielen auch diese Rücksichten weg und wuchs überhaupt von Jahr zu Jahr das Gefallen an selbstherrlichem Befehlen und Organisiren. Das Manifest vom 18. März 1806 machte der autonomen Sonderstellung der Universität ein Ende, unterstellte ihre Leitung einem Curator und diesen dem neugeschaffenen Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Zugleich wurde durch ein besonderes Decret die Hand an wichtige Privilegien der Universität gelegt. Es sollte bei jeder Vakatur einer bisher durch Wahl des Senats besetzten Stelle angefragt werden, ob eine Wahl vorzunehmen sei oder anders verfügt werde. Die akademische Gerichtsbarkeit wurde auf das Strafmaß von 20 Reichsthalern und 14tägige Einsperrung beschränkt, die Civilprocesse wurden an die ordentlichen Gerichte verwiesen, jedoch mit privilegirtem Gerichtsstand nicht nur der Lehrer, sondern auch der Studierenden. Das Institut der Universitätsverwandten wurde beseitigt und das akademische Bürgerrecht auf die Angestellten und Studierenden beschränkt.

Der neue Curator war Spittler, der Geschichtschreiber und frühere Professor in Göttingen, vom König, der seinen Geist und sein staatsmännisches Urtheil zu würdigen wußte und gern mit ihm verkehrte, zum Staatsminister ernannt und in den Freiherrnstand erhoben. Er hatte seinen Wohnsitz in Stuttgart und griff nicht unmittelbar in die hiesigen Berathungen und Gewohnheiten ein. Dagegen hatte die Universität an ihm einen warmen und einflußreichen Fürsprecher und unsere Acten zeigen an vielen Stellen, wie

seine Thätigkeit und seine Verdienste um die Förderung der akademischen Interessen noch lange in dankbarstem Andenken geblieben sind. Es kam unter seiner Verwaltung zu keinen ernsteren Conflicten der Universität mit dem König und ich fand aus diesen Jahren in den Acten nur eine vereinzelte unliebsame Berührung. Der König, der Alles erfuhr und Alles selbst entschied, hatte gehört, daß einige übermüthige Studenten in Niedernau einen königlichen Beamten, den sie nicht kannten, thätlich injurirt hatten, mit der Entschuldigung, daß sie ihn für einen andern gehalten hätten, daß er aber auch ein Philister sei und ein solcher sich Alles gefallen zu lassen habe, daß sodann der Rector zwar eine Untersuchung eingeleitet und dem Hauptschuldigen, einem Ausländer, Hausarrest ertheilt, dieser sich aber dem weiteren Verfahren durch die Flucht entzogen habe, sowie daß der nächst Schuldige nur mit dem consilium abeundi bestraft worden sei. In einem vehementen Erlaß an den Rektor nannte dies der König eine miserable Rechtspflege, drohte mit völliger Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit und befahl sofort, daß wenigstens alle Excesse von Studierenden außerhalb der Tübinger Stadtmarkung künftig von den ordentlichen Behörden abzurügen seien.

Ein schwererer und folgenreicherer Zusammenstoß trat einige Jahre später aus Anlaß der Militärpflichtigkeit der Studierenden ein.

In Folge der ununterbrochenen Reihe großer und blutiger Kriege und bei der Verpflichtung, das rheinbündische

Kontingent immer voll zu erhalten und mit jedem Länderzuwachs entsprechend zu vermehren, waren beständig neue Truppenformationen erforderlich und der König hatte dabei insbesondere die größte Noth, den wachsenden Bedarf an Offizieren zu decken. In den Erblanden beschränkte sich der einheimische Adel auf wenige Familien; der neuwürttembergische aber, grollend über die Mediatisirung und die rücksichtslosen Formen ihrer Ausführung, entzog sich möglichst dem württembergischen Dienst und gehörte vielfach bereits fremden Armeen an. Von Außen war nicht mehr wie früher Zuzug zu erwarten. Daß die Söhne bürgerlicher Familien freiwillig die Offizierslaufbahn wählten, widersprach ganz dem württembergischen Herkommen und bildete nur Ausnahmsfälle. Es blieb keine andere Wahl, als die Offiziere aus der Klasse der Studierenden zu ergänzen. Diese waren noch durch die Konscriptionsordnung von 1806 für frei von der Aushebung anerkannt worden. Der König hatte aber die Wirkung davon bald darauf durch die harte Maßregel abgeschwächt, daß zur Ermächtigung zum Studieren außer dem Nachweis der Kenntnisse auch noch die Königliche Erlaubniß erfordert und diese sehr häufig versagt wurde. Eine neue Konscriptionsordnung von 1809 hob nun alle Exemtionen, auch die der Studierenden, auf; nur für die Theologen beider Confessionen wurde Dispensation ertheilt und auf die Studierenden so weit Rücksicht genommen, daß sie erst nach dem Abschluß ihres Studiums zugezogen wurden. Außerdem sollte das Studieren der Regel nach nur den Söhnen von Beamten

bestimmter Rangklassen gestattet sein. Im Jahre 1811 kam die Weisung von Paris, ein Armeekorps von 15 000 Mann auszurüsten und parat zu stellen; es war die Einleitung für den russischen Feldzug des folgenden Jahres. Der Mangel an Offizieren war größer als je. Es verbreitete sich in Tübingen das Gerücht, das sich allerdings, wenn auch später, bewahrheitete, daß die seitherige Konzession an die Studierenden, erst nach Vollendung ihrer Studien einberufen zu werden, suspendirt oder aufgehoben werden solle. Schon das bloße Gerücht erschien dem akademischen Senat ein genügender Anlaß, eine Gegenvorstellung einzureichen, die an den Minister mit der Bitte um Vorlegung an den König erlassen wurde. Es heißt darin: „Man sagt seit einigen Tagen, daß von den hiesigen inländischen Studierenden mehrere und darunter solche, welche sich durch wissenschaftliche Talente, Fleiß und Betragen auszeichnen, die Bestimmung erhalten sollen, unter das Militär zu treten. Männern, deren Pflicht und Eid erfordere, nichts außer Acht zu lassen, was zum Nutzen oder Schaden der Universität und der ihr anvertrauten Studierenden gereichen könne, werde es erlaubt sein, zu bemerken, was schon aus dieser Sage entstanden sei, und noch mehr aber entstehen würde, wenn sie sich bestätigte. Die Studenten zeigen schon jetzt eine Gleichgiltigkeit gegen alles Studieren, weil sie denken: wozu sollen wir uns Mühe geben weiter zu lernen, wenn ein Theil von uns allernächstens unter das Militär kommt, ein anderer früher oder später das gleiche Schicksal zu erwarten hat. Höchst traurige Empfindungen

aber müssen sich in Beziehung auf die Universität und die Wissenschaften aufdrängen, wenn die Nachrichten, die im Publikum laufen, wahr sein sollten. „Wir würden", heißt es, „außer Stande sein, dem Staat die nützlichen und geschickten Staatsdiener zu ziehen, deren er bedarf und die er von uns zu erwarten berechtigt ist." Man hoffe, Seine Königl. Majestät werde auf dies Alles gnädigst Rücksicht nehmen. Es war ein, wenn auch gut gemeintes, doch in keiner glücklichen Stunde und ohne Vorüberlegung der muthmaßlichen Wirkung auf den König abgefaßtes Aktenstück. Spittler war gestorben; er hätte die Schrift, die durch seine Hand kommen mußte, schwerlich abgehen lassen, die Kuratorstelle war noch nicht wieder besetzt. Der König, höchst entrüstet darüber, daß man seiner schweren Regentensorge, einer unabwendbaren Zwangslage solche ihm kleinlich und läppisch erscheinende pädagogische Argumente entgegenzustellen wagte, schrieb im ersten während des Schreibens noch anschwellenden Zorn sofort nach Empfang der Eingabe in seinem charakteristischen Stile eine fulminante Antwort, über deren Schärfe und Tragweite die Empfänger im höchsten Grade erstaunt sein mußten. Es ist wohl das denkwürdigste Aktenstück unserer Registratur und ich darf mir erlauben, die Hauptstellen daraus mitzutheilen. Das Decret ist unmittelbar an den Senat, nicht an den Minister gerichtet. Es fehlt gleich der sonst übliche Eingang: Unseren Gruß zuvor, liebe Getreue. Billig heißt es dann, hat es Uns zuvörderst verwundern müssen, wie ein, der eigenen Aeußerung des akademischen Senats nach,

auf bloßen Sagen gegründetes Gerücht zum Gegenstand eines Uns durch Unsern Minister vorzulegenden Gesuches hat gemacht werden können. Wenn Wir aber den Inhalt desselben berücksichtigen, so finden Wir in demselben Grundsätze und Aeußerungen, die mehr als Befremden, höchste Mißbilligung und landesherrliche Ahndung nach sich ziehen müssen. Durch das Gesetz vom 20. August 1809 sei der Grundsatz aufgestellt, daß jeder Unterthan die Verpflichtung habe, König und Vaterland zu vertheidigen; kein Stand und keine Geburt begründe eine Ausnahme. Auf das theologische Studium, auf die Studierenden überhaupt sei bisher jede thunliche Rücksicht genommen worden. Nun heißt es weiter: Wenn daher der akademische Senat zu Tübingen sich herausnimmt, allerhöchst Königliche Verfügungen als nachtheilig, als den Umsturz der höchsten Lehranstalt Württembergs bedrohend anzugeben und auf eine zwar versteckte, aber der höchsten Aufmerksamkeit nicht entgangene Art auf Verletzung der Universitätsrechte zu deuten, so müssen Wir es bedauern, Diejenigen, denen Wir nicht allein den wissenschaftlichen Unterricht, sondern auch die Pflicht, gehorsame Unterthanen zu erziehen, aufgetragen haben, durch Parteilichkeiten und Individualitäten auf Abwege verleitet zu sehen, die dem Staat gefährlich werden und Unseren Allerhöchsten Rechten zu nahe treten könnten. Vielleicht sollten Wir blos dem strengen Recht nach handeln, ein Institut aufheben und reformiren, welches den ihm vorgesetzten Zweck so ganz verfehlt. Allein die Rücksicht, daß die Mehrzahl unter euch blos von einigen Un-

ruhigen, Schiefsehenden und durch Persönlichkeiten Irregeleiteten verführt worden ist, bewegt Uns, des Ganzen zu schonen und es für dießmal bei dieser ernsten Zurechtweisung bewenden zu lassen. Jedoch eines Zeugnisses bedarf es, um euch, die einzigen Unserer Unterthanen, die es gewagt haben, Unsere mit dem vollen Bewußtseyn Unseres Gewissens nur allein auf allgemeine Erhaltung und Wohl des Staats abzweckenden Regentenverfügungen zu tadeln, kennbar zu machen. Wir kassieren daher euren jetzigen Rector, entziehen euch das bis jetzt genossene Vorrecht denselben zu erwählen und befehlen, daß künftighin alle sechs Monate, jetzt gleich aber durch Unsern Staats- und Kultminister als Oberkurator ein Rektor nach seinem Gutbefinden ernannt werden soll. Dem Kanzler der Universität, als Unserem Kommissarius bei derselben, müssen Wir, mit seinen sonstigen Verdiensten wohl bekannt, Unser Bedauern äußern, ihn nicht in den Grenzen seiner Pflichterfüllung zu finden, indem er den erwähnten Erlaß nie hätte zur Erfüllung kommen lassen sollen. Aeltere und diese neuere Erfahrungen bringen den schon längst gehabten Vorsatz zur Reife, das für die gegenwärtigen Umstände und Zeitalter nicht mehr passende Lehrinstitut zu Tübingen, dem Beispiel anderer Staaten zu Folge, umarbeiten und verbessern zu lassen. Wir werden demnächst hiezu eine Kommission von unsern einsichtsvollsten und vertrautesten Dienern niedersetzen, Uns deßfalls einen Plan vorlegen und nach solchem das Weitere verfügen lassen. Noch wollen Wir euch alles Ernstes ermahnt und angewiesen haben, durch eure Unter-

würfigkeit, Gehorsam und Erfüllung eurer Lehrpflichten den erhaltenen nachtheiligen Eindruck bei Uns auszulöschen.

Dies die Antwort des Königs. Es war unzweifelhaft ein despotischer Act, eine bloße Bitte oder Vorstellung, die aus Motiven der Dienstpflicht hervorging, als ein strafbares Vergehen zu behandeln; auch traf die Antwort gar nicht den spezielleren Inhalt jener Bitte, aber im Ganzen zeigt der Vorgang doch, daß man an der Universität die Nothwendigkeiten der gegebenen politischen Situationen nicht erkannte oder nicht beachten zu müssen glaubte. Auffälliger Weise enthalten die Senatsprotokolle jener Zeit kein Wort von allen diesen Dingen. Man sieht bloß, daß auf einmal an die Stelle eines Rektors Gaab ein Rektor Flatt getreten war. Vier Monate lang fand gar keine Senatssitzung statt. Viele und oft die wichtigsten Dinge wurden damals in schriftlicher Berathung per capsulam, wie man es nannte, abgemacht; die auf einzelnen Blättern und kleinen Zetteln zerstreuten Vota kamen nur ausnahmsweise zu den Akten, wie überhaupt die Registratur jener Zeit eine sehr mangelhafte war.

Während sonst solche Königliche Zorndecrete, wie das obige, nicht selten nachträglich abgeschwächt oder auch wieder gut gemacht wurden, meist in Folge einer Umstimmung des Königs selbst, traf dies hier nicht zu. Die angedrohte Kommission trat zusammen, ihr Entwurf wurde vom Staatsministerium berathen und erschien als Königliches Decret vom 17. September 1811 unter dem Namen: Organische Gesetze für die Universität Tübingen. Diese wurde

dadurch definitiv und vollständig aus einer Korporation in eine staatliche Lehranstalt umgewandelt. Vor Kurzem die unabhängigste Hochschule Deutschlands wurde sie jetzt die unfreiste. Sie war dem Ministerium nicht einmal unmittelbar untergeordnet, sondern mit allen anderen Schulen einer Zwischenstelle, der Oberstudiendirektion, deren Präsident ihr Kurator sein, aber in Tübingen wohnen sollte. Dieser war ihr Vorstand nach allen Beziehungen; er verkehrt allein mit den höheren Behörden und stellt alle Anträge. Nur bei wissenschaftlichen Gegenständen, wozu auch die Berufungen gerechnet wurden, hat er den Rector, Kanzler und die betreffende Facultät gutächtlich zu vernehmen und ihre Gutachten seinem Bericht beizulegen. Es ist ihm ein Justitiar und ein Secretär beigegeben. Die Stelle des Kanzlers war nicht mehr ein Amt, sondern eine bedeutungslose Würde. Der Rektor, der halbjährlich vom Minister ernannt wurde, hatte nur noch untergeordnete und formelle Functionen. Der Senat hatte nichts mehr zu verwalten und zu entscheiden; er durfte sich nur mit Erlaubniß des Kurators versammeln und nur über die von ihm zuvor genehmigten Gegenstände berathen. Das Universitätsvermögen wurde von einer Abtheilung des Finanzministeriums, wenn auch noch abgesondert, verwaltet. Die Patronatrechte wie alle sonstigen noch bestehenden Privilegien und Vorrechte wurden für aufgehoben erklärt. Ein anderer Paragraph des Statuts, den ich hier nur nebenbei erwähne, befiehlt, daß die Juristen auch Staats- und Finanzwissenschaft zu hören haben.

Zu gleicher Zeit aber wurden noch, wie um zu zeigen, daß die Universität als Staatsanstalt in guten Händen sei, zwei neue Lehrstühle dotirt, große Schenkungen an die Bibliothek, Staatszuschüsse zum physikalischen Kabinet, zu einer Sternwarte, zu akademischen Preisen bewilligt.

Der Senat, sei es eingeschüchtert durch die ungnädige Behandlung, oder ausgesöhnt durch jene Gnadenbezeugungen, erließ eine Dankadresse für das Statut an den König; eine Minderheit war der Ansicht, daß dazu doch keine Ursache sei. Die Fassung dieser Adresse habe ich in den Akten nicht auffinden können.

Thatsächlich aber wurde die Sache nun bei Weitem nicht so schlimm, als sie werden konnte und zu werden schien. Jener Alles vermögende Kurator wurde der Geheimrath Freiherr v. Wangenheim, der nachmalige Cultusminister und Bundestagsgesandte. Er war ein geistvoller, vielseitig gebildeter Mann von edlem Charakter und dem wärmsten Interesse für die Pflege aller idealen Güter. Er lebte im innigsten gesellschaftlichen Verkehr mit den Professoren und war bemüht, möglichst Alles nach Berathung und im Einvernehmen mit ihnen zu ordnen. Er wollte von Allen lernen und besuchte oft und gerne ihre Vorlesungen, nicht als Vorgesetzter, sondern als wißbegieriger Schüler; er hatte ein besonderes Interesse für Philosophie und war ein begeisterter Verehrer des Professor Eschenmayer und seiner neuschellingischen Theosophie. Er durchlebte hier die Zeit der Befreiungskriege mit all ihrem spannenden Wechsel an erhebenden und betrübenden Ereig-

nissen in gemeinsamer patriotischer Theilnahme. Viele Actenstücke unserer Universität, auch aus der späteren Zeit gedenken wie früher der Spittler'schen, so nun der Wangenheim'schen Wirksamkeit für die akademischen Interessen in Ausdrücken wärmster Anerkennung und Verehrung.

Sein Aufenthalt in Tübingen dauerte jedoch nur drei Jahre. Er wurde nach Stuttgart berufen, um an den Berathungen über die Gründung einer neuen Landesverfassung Theil zu nehmen. Der König entschied sich, ohne dafür zwingende Beschlüsse des Wiener Kongresses und der deutschen Bundesacte abzuwarten, eine Landesversammlung zur Berathung eines ihr vorzulegenden Verfassungsentwurfs einzuberufen, ein Gegenstand, der zwar gerade für ein Gesammturtheil über den König und seine staatsmännischen Eigenschaften von besonderer Bedeutung ist, sich hier aber nicht in der Kürze besprechen ließe. Jedenfalls ist jener erste Entwurf des Königs der Kern und die Grundlage von allem nachher Gewordenen geblieben und war überhaupt das erste ausgearbeitete und originale Verfassungswerk auf deutschem Boden. Es entstand nun aber sofort jener unselige Streit, ob und wieweit die neue Ordnung auf der Basis der alten Landesverfassung der Erblande zu erfolgen habe. Wenn dabei von Seiten der Regierung versichert wurde, es solle von dem alten Recht Alles beibehalten werden, was noch jetzt ausführbar und zweckmäßig erscheine, von Seiten der Stände aber, sie seien bereit, alle diejenigen Punkte der alten Verfassung zu ändern, die in den jetzigen Verhältnissen nicht mehr zweckmäßig erachtet

werden, so hätte man eine Verständigung nicht für allzu schwierig halten sollen. Aber man konnte sich eben darüber nicht einigen, was denn noch zweckmäßig und ausführbar sei und gerade solche Punkte, auf welche die Versammlung den größten Werth legte, wie die ständische Selbstverwaltung der Steuern und die Befugnisse eines permanenten Ausschusses, erschienen dem König als die unannehmbarsten und mit richtigen Staatsbegriffen unvereinbarsten.

Auch die Universität stellte sich zum Leidwesen des Königs und Wangenheim's, die gerne hier eine Unterstützung für ihre freiere Auffassung gefunden hätten, auf die Seite des alten guten Rechts. Ja, man wendete sofort das gleiche Princip auch auf die Universitätsangelegenheiten selbst an und sah in den aufgehobenen Privilegien auch ein altes gutes Recht, das man zurück zu verlangen befugt und verpflichtet sei.

Schon der vom König in die Landesversammlung berufene Kanzler hatte dazu einleitende Schritte gethan, indem er in der Sitzung vortrug, daß die Universität durch das Statut von 1811 eine Grundveränderung erlitten habe, daß zwar die Regierung für Vieles auf's Beste gesorgt habe, aber eben doch die Zurückgabe der Selbstverwaltung erforderlich sei, daß deshalb von dem gewählten Verfassungsausschuß auch die Universitätsangelegenheiten in Betracht zu ziehen seien, welchem Antrag die Versammlung sofort zustimmte.

Auf diesen von Wangenheim mitgetheilten Vorgang hin wählte der Senat eine Deputation, um in dieser Richtung

die nöthigen Schritte vorzubereiten und dem Senat den Entwurf einer Eingabe vorzulegen. Es fanden nun in dieser Kommission wie im Senat sehr eingehende, meist schriftliche und vollständig erhaltene Berathungen statt, von denen ich nur die Hauptergebnisse kurz mittheilen kann. Die wichtige Vorfrage, ob man sich an den König oder an die Stände wenden solle, wurde dahin entschieden, daß dies letztere zu geschehen habe. Wenn man an den König gehe und von diesem abgewiesen würde, wäre es mißlich, noch an die Stände zu gelangen. Man ging nicht soweit, die Herstellung des ganzen früheren Zustandes zu fordern, sondern beschränkte sich auf bestimmte Punkte. Die Universität sollte nicht einem einzelnen Departement, sondern nur der höchsten Staatsbehörde, dem gesammten Staatsministerium unterstellt, die Selbstverwaltung des Universitätsvermögens unter staatlicher Oberaufsicht wiederhergestellt, auch das Vermögen den jetzigen Bedürfnissen entsprechend erhöht werden. Von der Jurisdiktion wollte man in Kriminalsachen nur eine erste Vernehmung, in Civilsachen nur die freiwillige Gerichtsbarkeit beibehalten. Es solle in Universitätsangelegenheiten nichts ohne vorgängige Berathung des Senats entschieden werden; für alle Lehrstellen solle der Senat das Recht des Vorschlags haben und Niemand ernannt werden können, der nicht vom Senat begutachtet und für tüchtig erkannt wäre.

Eine diese Punkte zusammenfassende und motivirende Eingabe sollte durch den Kanzler an die Ständeversammlung eingereicht werden. Dies geschah und gleichzeitig er-

ging eine Abschrift an den Kurator. Wangenheim erschrack über diesen ihm unerwarteten Schritt wie über den Inhalt der Eingabe. Er schickte nach Empfang noch in später Nacht die Weisung an den Kanzler, die Schrift nicht einzureichen, bevor sie sich gesprochen hätten. Sie war zufällig noch nicht abgegeben. Wangenheim entwickelte in einem Schreiben an den Rector ausführlich seine Bedenken gegen dies Vorgehen. Dasselbe sei illegal, weil er davon vorher hätte Kenntniß erhalten müssen und weil der Königliche Verfassungsentwurf, der wenigstens für die öffentlichen Behörden provisorische Geltung habe, verbiete, Beschwerden an die Ständeversammlung zu bringen, die nicht zuvor von den Königlichen Behörden abgewiesen seien; es sei illiberal, gleich mit dem Beschwerdeweg den Anfang zu machen, es sei unnöthig gewesen, weil die Sache ohnedies schon einen Berathungsgegenstand der Stände bilde; es sei aber auch unpolitisch, weil die Entscheidung doch jedenfalls beim König liege und dieser nicht zuvor beleidigt werden dürfe. Wenn die Eingabe an den König gehe, könne und werde er Alles zu ihrer Unterstützung thun; im andern Fall müßte er sich auf den Wunsch guten Erfolges beschränken.

Es waren nun neue Berathungen nöthig. Man glaubte Wangenheim's Argumente widerlegen zu können; eine Mehrheit der Kommission und des Senats entschied sich für das Beharren auf dem Weg an die Stände. Eine Minderheit wollte vorerst noch zuwarten. Zu dieser gehört der damalige Rector Schrader, der überhaupt neben seinem Vorgänger Bengel das Meiste in der ganzen Sache that. Nun

kamen aber Briefe von angesehenen und befreundeten Abgeordneten, welche im Interesse der Universität wenigstens für jetzt entschieden von der Einreichung der Schrift bei den Ständen abriethen. Man war nun in einer peinlichen Lage. Pflicht und Ehre schienen zu gebieten, daß die langen, gründlichen und wichtigen Berathungen nicht im Sand verlaufen. Durch Wangenheim's Entgegenkommen wurde ein glücklicher vermittelnder Ausweg gefunden. Es bestand eine aus Vertretern der Regierung und Stände gemischte Kommission, um eine Verständigung über das Verfassungswerk einzuleiten. Eine Section derselben, welcher das Kirchen- und Schulwesen zugetheilt war, hatte Wangenheim zum Vorstand. Sie beschloß auf seinen Antrag, den akademischen Senat zur Einreichung seiner Wünsche und Vorschläge aufzufordern. So ging die Eingabe nun doch noch in etwas anderer Einkleidung und mit unerheblichen sachlichen Aenderungen ab und gelangte wenigstens mittelbar an die Ständeversammlung. Die Section verfaßte auf der Grundlage der Senatsanträge ein Statut über die Organisation der Universität, das zwei Jahre später fast wortgetreu in Kraft getreten ist.

Bei diesem noch unabgeschlossenen Stand der Universitätsangelegenheiten und in einem Zeitpunkt, wo die Verhandlungen zwischen Regierung und Ständen ziemlich vorgerückt und keineswegs mehr wie am Anfang aussichtslos waren, starb König Friedrich unerwartet, nach kurzer Krankheit im 62. Lebensjahr, am 30. Oktober 1816. Er wurde gewissermaßen das Opfer seines lebhaften Geistes und seiner

vielseitigen Wißbegierde. Von einem leichten Unwohlsein kaum genesen, ließ er sich durch den Rath des Arztes nicht abhalten, einer Ausgrabung von Mammuthsknochen in Cannstatt bei abscheulichem Wetter bis zum späten Abend anzuwohnen. Es trat ein Rückfall ein, der bei seiner ungewöhnlichen Korpulenz schnell gefährlich wurde und nach wenigen Tagen seinen Tod herbeiführte.

Ein vorurtheilsloser Rückblick auf diese Laufbahn scheint mir zu dem Urtheil zu führen, daß, wenn feste und bewußte Ziele, staatsmännisches Denken und Wissen, scharfer Verstand, Hingabe an den Beruf und ein energischer Wille vor allem Andern den bedeutenden Herrscher ausmachen, König Friedrich diese Bedingungen in hervorragendem Maße in sich vereinigt hat; ja man möchte glauben, daß wenn er mit solchen Eigenschaften an der Spitze eines Großstaats gestanden wäre, die Geschichte Stoff genug gefunden hätte, von ihm zu reden. Jedenfalls aber nimmt er in unserer engeren Landesgeschichte unbedingt nach Gaben und Erfolgen den ersten Platz ein. Er hat das Staatsschiff durch die sturmvollsten Zeiten unter großen allgemeinen und noch besonderen unser Land bedrohenden Gefahren mit Klugheit und starker Hand geleitet. Er hat den Kleinstaat durch Verdoppelung des Gebiets zum Mittelstaat, das Herzogthum zum Königreich erhoben; er hat einen Patrimonialstaat mit mittelalterlichen, zwar werthvollen aber unhaltbar gewordenen Institutionen in einen modernen Rechts- und Verwaltungsstaat im Geist eines veränderten Zeitalters und nach der Weise der übrigen Völker umgewandelt; er hat

eine große Menge der allerverschiedenartigsten kleinen Territorien mit den Erblanden zu einem einheitlichen und gleichartigen Ganzen verschmolzen; er hat die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die Gleichberechtigung der Confessionen zur Wahrheit gemacht; er hat eine kriegstüchtige württembergische Armee geschaffen, die es zuvor niemals gegeben hatte; er hat Ordnung und Klarheit in den Staatshaushalt gebracht, den zuvor kein Mensch kannte und begriff; nach allen Richtungen trat Leben und Bewegung an die Stelle alten Schlendrians und verjährter Mißbräuche. Alles dies haben aber nicht Andere für ihn und unter seinem Namen gethan, sondern es war ganz das Werk seines Geistes und Willens, die Consequenz zielbewußter Plane. Er war ein Selbstherrscher in der Weise der preußischen Könige des vorigen Jahrhunderts, im Dienste politischer Gedanken. Er betrachtete das Regieren als ein Amt, und widmete demselben einen großen Theil des Tages, selbst noch auf seinen Reisen und Jagden. Seine Minister waren weit mehr seine Secretäre als seine Berather. Seine Regentenhandlungen, auch wo sie hart, verfehlt, ungerecht waren, beruhten wenigstens auf Motiven der Staatsraison, auf vermeintlicher Gerechtigkeit. Der schmähliche Aemterverkauf der früheren Zeit, Protection und Nepotismus waren mit Einem Schlag beseitigt; es galt für nachtheilig und gefährlich, dem König einen Verwandten zu empfehlen.

Dazu kommt schließlich noch, daß es eben dieser Selbstherrscher war, der unter veränderten Zeitbedingungen zuerst und ungezwungen die Hand zu einer verfassungsmäßigen

Einschränkung seiner monarchischen Vollgewalt bot und gleich durch seine ersten Entwürfe das bleibende Fundament des ganzen württembergischen Verfassungswerks geschaffen hat.

Es ist entweder Unwissenheit oder Ungerechtigkeit, diese Thatsachen nicht zu erkennen oder nicht zu schätzen. Aber ebenso ungerecht wäre es, diese Seiten allein ins Auge zu fassen und die tiefen Schatten zu übersehen, die das lichte Bild oft bis zur Unkenntlichkeit trüben und es erklärlich machen, daß das Gesammturtheil von Mit- und Nachwelt ein ungünstigeres werden konnte, als der Standpunkt einer historischen Betrachtung für recht erkennt. Wenn im Staat ein einziger Mann alltäglich Alles, das Große und Kleine nach dem ersten Eindruck dessen, was er gehört und gelesen hat, entscheiden will, so kann es selbst bei großem Verstand und gutem Willem ohne zahlreiche Mißgriffe und Widersprüche, ohne Acte der Willkür und harten Unrechts gar nicht abgehen, wie bekannte Beispiele weit berühmterer Autokraten, Friedrichs des Großen, Josephs des Zweiten genügend beweisen. Friedrich war aber dazu noch in der That eine herbe, zum rücksichtslosen Durchgreifen, zum Despotismus angelegte Natur. Bis in die Mitte der Mannesjahre im Ausland, im Anblick monarchischer Allgewalt lebend, trat er schon wie ein Fremdling in sein Heimathland herein; er ist seinem Volke und sein Volk ihm niemals ganz sympathisch gewesen. Es fehlte ihm die Menschenfreundlichkeit und Herablassung, die der Württemberger an seinen Fürsten gewöhnt war, um derenwillen er einem Eberhard Ludwig, einem Karl Eugen weit größere

Sünden des Herrschers wie des Menschen zurecht legte und mit der gutmüthigen Fiction entschuldigte, daß der Herr selbst immer das Beste wolle, aber eben von seinen Räthen nicht immer gut berichtet und geleitet werde. Er trat nach Außen als stolzer und herrischer Gebieter auf und verlangte eine Unterwürfigkeit, die ein seit Jahrhunderten unter freisinnigen Institutionen lebendes Volk nicht kannte und nur mit Unwillen ertrug. Während ihm die feinsten Formen fürstlicher Sitte geläufig waren, während er mit geistvollen und bedeutenden Männern gerne und auf vertraulichem Fuße verkehrte, hatte er doch auch einen Kreis von Günstlingen einer niedrigeren Art und Bildung um sich, die er mit unverdienten Ehren und Gütern überhäufte und die sich mit oder ohne sein Wissen viel Unverantwortliches und Frevelhaftes, das dann auf seine Rechnung lief, erlauben konnten und erlaubt haben. Mit den Beamten verfuhr er nach den Grundsätzen einer militärischen Disciplin; sie waren in beständigem Schrecken gehalten und wurden wegen der kleinsten Verfehlungen und oft ungerecht mit Einsperrung, Versetzung, Entlassung, Kassation bestraft; sie übten dann aber nach unten den gleichen Druck, unter dem sie nach oben standen. Sein Hofhalt war nicht glänzender, seine Prachtliebe nicht größer, als schon der der Herzoge des vorigen Jahrhunderts gewesen war, aber es war Alles auffälliger und anstößiger neben den furchtbaren Opfern an Gut und Menschenleben, welche die ununterbrochenen großen Kriege mit sich brachten. Ein ganz besonderes Landesgravamen, das vielleicht mehr als alles

Andere zusammen dazu beitrug, ihm die Volksgunst vorzuenthalten, war die schonungslose Ausbeutung des Jagdrechts, wovon uns das von dem Dichter Mathisson glänzend beschriebene Dianenfest in dem nahen Bebenhausen eine Anschauung gibt, zu welchem die Bauern aus dem halben Königreich in wochenlangem, durch die Brutalitäten des Jagdpersonals bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Frohndienst das Wild zusammentreiben mußten; und dies geschah in denselben Wochen, in welchen eine Armee von 15 000 Württembergern auf den fernen russischen Eisfeldern bis auf wenige Hunderte zu Grund ging. Die Lasten waren ja damals in allen deutschen Ländern ebenso groß oder noch größer, aber man hätte wenigstens gerne den guten Willen gesehen, den Druck einer eisernen Zeit nicht noch über das Nothwendigste hinaus zu steigern, und man sah ihn nicht. Die Zusammenstellung der Beschwerden des Landes in einem Schriftstück der Ständeversammlung von 1815 gibt über diese Dinge ein erschreckendes Bild.

Man konnte damals und auch noch lange nach seinem Tod im Lande viel über den alten König, wie er jetzt hieß, streiten hören. Viele der einsichtigsten Männer, die unter ihm gedient hatten, nahmen eifrig seine Partei, indem sie, über unentschuldbare Einzelnheiten wegsehend und sie preisgebend, die Meinung verfochten, die Dictatur eines einsichtigen, energischen, durchgreifenden Willens sei damals nicht nur nach Außen, sondern auch im Innern unerläßlich und eine wahre Wohlthat gewesen, um dem stagnirenden altwürttembergischen Staatswesen, dem Aemterhandel, dem

Alles durchdringenden Nepotismus, der Schreiberherrschaft, der geheimen Truhe des ständischen Ausschusses, dem engherzigen Kirchenregiment, um ebenso den versumpften und verrotteten Zuständen in den übernommenen Reichsstädten, den kleinen geistlichen und weltlichen Territorien rasch und völlig den Garaus zu machen, um überhaupt Licht und Vernunft und die moderne Staatsidee zu verwirklichen. Aber die Masse des Volks konnte nicht so denken und fühlen; sie litt zu schwer unter der Militär- und Steuerlast, unter dem Druck und der Willkür der Beamten, unter den Chicanen der Monopole, unter den Mißbräuchen des Jagdregals. Und so erklärt es sich, daß der Fürst nicht geliebt und verehrt, wohl aber bewundert, gefürchtet und auch verwünscht wurde, daß man der Thronbesteigung des allgemein verehrten und hochgefeierten Kronprinzen mit wachsender Ungeduld entgegensah, und daß, da auch gerade noch eine völlige Mißernte und die Aussicht auf ein Hungerjahr hinzutrat, die Beamten nach der Todesbotschaft, wie einst bei Ludwig XIV., die größte Mühe hatten, öffentliche Freudenbezeugungen zu verhindern.

Was nun aber noch unsere Hochschule betrifft, so ist ihr der König, wie aus dem Gesagten erhellt, wiederholt in schroffer und gewaltsamer Weise entgegengetreten, aber seine Abneignung galt nicht der Sache und nicht den Personen, sondern den Formen der privilegirten mittelalterlichen Sonderstellung, die seinen Begriffen von den staatlichen Hoheitsrechten von Grund aus widersprach. Er hat die Korporation in ein Staatsinstitut umgewandelt, ein

Schritt, der auf die Dauer gar nicht zu vermeiden und in anderen deutschen Ländern schon längst mehr oder weniger vollzogen war. Aber er hat zugleich der eigentlichen Aufgabe einer Hochschule ein lebhaftes Interesse zugewendet; er hat ihr in Spittler und Wangenheim die besten Männer zu Curatoren gesetzt, die zu finden waren; er hat auch in den Zeiten größter Finanzbedrängnisse theils neue Institute gegründet, theils die alten gefördert. Er hat die Universität, kurz gesagt, auf den Boden gestellt, auf dem sie im 19. Jahrhundert allein noch gedeihen konnte, dem Staat unterthan, aber auch von ihm mit Sorgfalt gepflegt und ausgestattet. Dazu läßt sich noch beifügen, daß durch die Verdoppelung des Staatsgebiets die Landesuniversität dauernd auf eine höhere Stufe ihrer Wirksamkeit und Bedeutung erhoben worden ist.

Von den 24 Artikeln jenes organischen Statuts von 1811, das den alten Bau der Universitätsordnungen eingerissen hat, ist nur noch ein einziger in Geltung, der § 22, welcher anordnet, daß alljährlich für alle Fakultäten Preise für wissenschaftliche Arbeiten ausgesetzt und am 6. November vertheilt werden sollen. Die Preisvertheilung sollte vor versammeltem Senat geschehen. Daß der Kanzler sie vornehmen und dazu eine Rede halten solle, hat König Friedrich nicht befohlen, es beruht auch überhaupt auf keiner bestimmten Weisung, sondern ist eine spätere Gewohnheit von, wie ich glaube, nicht unverbrüchlicher Geltung.

Daß an dem 6. November nun schon seit 70 Jahren

festgehalten wird, ist wohl weniger aus Pietät geschehen, als weil mit diesem Einen Termine auch die andern Termine für Stellung der Aufgaben, für Einreichung und Prüfung der Arbeiten zusammenhängen und sich nicht beliebig verlegen und häufig ändern lassen, auch wohl weil das Geburtsfest des nachfolgenden Königs in die Herbstferien fiel.

Früher war es üblich, daß die Preismedaillen der vier alten Fakultäten das Brustbild von König Friedrich, die der drei später hinzugetretenen das von König Wilhelm, ihrem Stifter, trugen. In neuerer Zeit ist diese Unterscheidung nicht mehr beachtet worden und die Denkmünzen, welche den schönen Cäsarenkopf des ersten Königs tragen, sind seltener mehr zu sehen.

Wenn wir nun aber zum Schluß erwägen, daß seit jener Stiftung vor 70 Jahren hunderte von wissenschaftlichen Arbeiten gefertigt wurden, daß auch unter den nicht gekrönten keine war, die ihrem Verfasser nicht weit reichere Früchte als den Werth einer Goldmünze getragen hätte und welche Fülle von Anregungen zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit somit dadurch geboten worden ist, so durften wir wohl auch einmal an diesem 6. November des Urhebers jener Wohlthat dankbar gedenken und ich wünsche Ihnen gezeigt zu haben, daß, auch wenn er keine akademischen Preise gestiftet hätte, es sich immer noch der Mühe verlohnte, das Bild jener zwar keineswegs fleckenlosen, aber vielfach verkannten und hochbedeutenden Herrschergestalt gerade an dieser Stelle zu erneuern.

Die Entstehungsgeschichte der Tübinger Universitätsverfassung.

1883.

Ich habe im vorigen Jahr an dieser Stelle die neuere Verfassungsgeschichte unserer Hochschule bis zum Tode des Königs Friedrich verfolgt und wünsche sie heute bis zu dem Zeitpunkt fortzuführen, in welchem die jetzt geltende Ordnung ins Leben trat. Ich erlaube mir daran zu erinnern, wie die Universität noch bis in dies Jahrhundert herein eine autonome, nicht unter der Leitung, sondern nur unter der Oberaufsicht der landesherrlichen Regierung stehende Korporation gewesen ist mit eigenem, in Selbstverwaltung stehendem Vermögen, mit freier Wahl ihrer Mitglieder und Vorstände, mit eigener voller Gerichtsbarkeit und sonstigen zahlreichen Privilegien, wie sodann König Friedrich im Jahr 1811 die ganze mittelalterliche Sonderstellung in schroffer und radicaler Weise beseitigt und die Umwandlung der Körperschaft in eine Staatsanstalt vollzogen hat, wie dann aber gegen den Schluß seiner Regierung bei den Verhandlungen über die Wiederaufrichtung einer ständischen Verfassung auch der akademische Senat sein „altes gutes

Recht", wenn auch nicht ganz in früherem Umfang, zurückverlangte. Er hatte so eben seine Forderungen bei einer aus königlichen und ständischen Bevollmächtigten zusammengesetzten Kommission eingereicht und noch keinen Bescheid darauf erhalten, als König Friedrich im Oktober 1816 unerwartet starb. Von König Wilhelm war es eine seiner ersten Regentenhandlungen, daß er den seitherigen Kurator der Universität, Geheimerath Wangenheim, zum Minister der geistlichen Angelegenheiten ernannte. Es wurde unter dessen hervorragender Betheiligung der neue Verfassungsentwurf vom 3. März 1817 ausgearbeitet und einer neu berufenen Ständeversammlung vorgelegt. Diese scheiterte zwar abermals an der Streitfrage über den Fortbestand des alten Rechts und einzelne damit zusammenhängende Differenzpunkte und der Landtag ging abermals unverrichteter Dinge nach Hause. Der König aber setzte nun vermöge seiner noch unbeschränkten gesetzgeberischen Gewalt diejenigen Theile seines Verfassungsentwurfs, welche nicht mit der Repräsentation zusammenhingen, von sich aus in Geltung. Der Entwurf hatte eine Anzahl besonderer Beilagen enthalten, welche auf diesem Wege Gesetzeskraft erlangten. Darunter war auch eine, welche in 19 Paragraphen von der Universität handelte. Sie war das Werk Wangenheims und stimmt großentheils wörtlich mit demjenigen überein, was unter seinem Vorsitz jene gemischte Kommission von königlichen und ständischen Vertretern aufgestellt hatte. Nur in zwei wichtigeren Punkten weicht dies Statut von den Anträgen des akademischen Senats

und wohl nicht mit Unrecht ab. Es unterstellt die Universität nicht, wie verlangt worden war, dem gesammten Staatsministerium, sondern dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und es räumt dem Senat nicht die geforderte Selbstverwaltung des Universitätsvermögens, sondern nur die Kontrole und Mitaufsicht dabei ein. In allen anderen Beziehungen war den Senatsanträgen entsprochen, die Kuratorstelle aufgehoben, die freie Wahl des Rectors, nur mit Vorbehalt der Bestätigung, zugestanden, die Forderung, daß Niemand als ordentlicher Lehrer angestellt werden könne, den der Senat nicht entweder selbst vorgeschlagen oder gegen den er erhebliche Gründe angeführt habe, die akademische Disciplinargewalt, auch die eigene Gerichtsbarkeit in der vom Senat gewünschten Begrenzung bewilligt worden. Der Senat überreichte dem König durch eine Deputation, welche den gnädigsten Empfang zu rühmen fand, eine Dankadresse. Seine Befugnisse gingen nach diesem Statut, das eine Geltungsdauer von 12 Jahren gehabt hat, in verschiedenen Richtungen weiter als nach den jetzt bestehenden Ordnungen.

Es schien nun Alles auf dem besten Wege zu sein. Noch in demselben Jahre 1817 kamen zwei neue Facultäten zu den vier alten hinzu, die von Ellwangen nach Tübingen verlegte katholisch-theologische und die neuerrichtete staatswirthschaftliche. Die große Erweiterung des Staatsgebiets in Verbindung mit dem gesteigerten Bedarf an Staatsbeamten in Folge der neuen Organisationen hatte eine Vermehrung der Frequenz bis auf das Dreifache der

früheren Zahl zur Folge. Es traten auch für die Universität alle Segnungen des lang entbehrten Friedens zumal ins Leben. Die Anstellungsverhältnisse für die Kandidaten sind niemals wieder so günstige gewesen; von den älteren Studenten war ein großer Theil schon verlobt.

Nun kamen aber von ganz anderer Seite zuvor unbekannte Schwierigkeiten. Die Weiterentwicklung der deutschen Universitäten ist in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch nichts so beherrscht gewesen als durch den Kampf der Regierungen gegen das studentische Verbindungswesen und dessen politische Tendenzen. Die disciplinären Aufgaben der Verwaltung drängten alles Andere in den Hintergrund.

Nachdem in den Befreiungskriegen die deutschen Stämme und Völker zum erstenmal seit Jahrhunderten für die gleiche Sache einmüthig und siegreich gestritten hatten, war eine von nationalen und freiheitlichen Ideen getragene Strömung der Geister eingetreten, die von der neuen deutschen Bundesakte und der unter Metternich'scher Oberleitung stehenden Bundespolitik sehr unbefriedigt blieb. Die großen Massen des Volks waren von diesen neuen Gedanken nicht oder nur ganz oberflächlich berührt und fanden sich leicht darein, wenn sie, wie in unserem Lande, unter einer guten, dem Inhalt ihrer Ziele nach liberalen, den Formen nach bureaukratischen Verwaltung im Genuß der Segnungen des Friedens ein behagliches Stillleben führen durften. Die zwanziger und auch noch die dreißiger Jahre bilden im Ganzen für Deutschland eine Periode großen wirthschaft-

lichen Gedeihens, raschen Anwachsens der Bevölkerung, eines geräuschlosen inneren Fortschreitens ohne ein beträchtlicheres Hervortreten politischer Interessen und Tendenzen. Anders verhielt es sich mit den kleineren Kreisen der wissenschaftlich gebildeten und strebsamen Classen. Hier wurzelten und erhielten sich die gährenden Gedanken eines neuen Zeitalters ungeschwächt, wenn sie auch noch weit entfernt waren von einer klaren und übereinstimmenden Vorstellung über das, was werden sollte und werden konnte. Vor Allem war es die akademische Jugend der deutschen Hochschulen, in deren Gemüthern die neuen Ideen nationaler Einheit und Freiheit warme Aufnahme fanden. Es tritt besonders auffällig gerade in unserem Lande hervor, wie still und befriedigt in den zwanziger Jahren das allgemeine Volksleben dahinfloß und wie unruhig und turbulent es an unserer Hochschule zuging. Es war jener Gedanke einer allgemeinen, alle deutschen Hochschulen umfassenden Burschenschaft, in welchem die dumpf gährenden Zeitideen ihren nächsten Ausdruck fanden. Dieser Verband sollte einerseits das deutsche Studentenwesen von Grund aus reformiren, die isolirten und sich gegenseitig bekämpfenden Landsmannschaften in sich auflösen, dem akademischen Leben die idealen Ziele, die in dem Wahlspruch: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland ihren Ausdruck fanden, vor Augen stellen, andererseits aber auch direkt und indirekt die entsprechende Umgestaltung der politischen Zustände Deutschlands herbeiführen. Auf dem Wartburgfest am 18. October 1817, das von 500 Studenten aus den meisten deutschen

Universitäten besucht war, gewann jener Gedanke zum erstenmal greifbare Gestalt; es wurde das schwarzrothgoldene Banner als gemeinsames Bundeszeichen angenommen und ein leitendes Directorium für sämmtliche burschenschaftliche Vereine der deutschen Hochschulen eingesetzt. Es war zu erwarten, daß die Regierungen einen solchen Verband aller deutschen Studenten nicht als eine harmlose Sache ansehen werden und ihre Auffassung erhielt eine traurige Bestätigung, als im März 1819 die unsinnige Frevelthat eines schwärmerischen Jünglings und Mitglieds der Burschenschaft, die Ermordung Kotzebue's aus politischen Motiven, dazu kam. Es erfolgte nun der energische Rückschlag der Karlsbader Beschlüsse, von welchen einer dahin lautet, daß über die Universitäten, den Geist der Lehrer, die Disciplin und die geheimen Verbindungen der Studirenden durch besondere Curatoren oder Regierungsbevollmächtigte eine genaue Aufsicht angeordnet werden solle. In Tübingen bestand schon seit 1816 eine Burschenschaft; das Wartburgfest war von hier aus beschickt worden; der Mörder Kotzebue's hatte hier studirt. Man kam in Württemberg den Karlsbader Beschlüssen dadurch nach, daß der damalige Vicekanzler Autenrieth zugleich zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten ernannt, um Weihnachten 1819 die Burschenschaft aufgelöst und jede weitere Theilnahme mit Gefängniß und Unfähigkeit zum Staatsdienst bedroht wurde.

Gleichwohl wurde damit thatsächlich nicht viel geändert. Gleich im folgenden Jahr wurde eine neue Gesellschaft,

der Burschenverein, gegründet, der zwar ostensibel die Verbindung mit anderen Hochschulen ausschloß, im Geheimen aber doch fortführte, und der in Gemeinschaft mit den Landsmannschaften eine Zeit lang den weiteren Verband der sogenannten Kommentverbindung unterhielt, später aber auch den früheren Namen der Burschenschaft ungehindert wieder aufnahm.

Diese Nachsicht hatte allgemeinere Gründe. König Wilhelm war den Karlsbader Beschlüssen überhaupt abgeneigt und ist ihnen, auch als sie zu Bundesordnungen geworden waren, nur nothdürftig nachgekommen; er sah in den Bestimmungen über die Universitäten eine ungerechtfertigte Beschränkung der Landeshoheit, in deren Kompetenz die freie Leitung ihrer Lehranstalten fallen müsse. Es bestand damals überhaupt eine in Frankfurt von Wangenheim als nunmehrigem Bundestagsgesandten geleitete Opposition gegen die Politik der leitenden Großmächte, die dem dritten Factor im Bunde, den Mittelstaaten, eine selbständigere, auf Konceſſionen an die Forderungen des Zeitgeistes gestützte Stellung zu erringen suchte. König Wilhelm galt längere Zeit als an der Spitze dieser Richtung stehender Fürst, und es waren damals Männer von ebenso viel Intelligenz und nationaler Gesinnung, die solchen Bestrebungen ihren vollsten Beifall schenkten, als welche jetzt nachträglich ein verdammendes Urtheil darüber fällen.

Die Leitung der Universitätsangelegenheiten lag in jener Zeit in den Händen des Ministers des Innern, dem zugleich das Departement des Kirchen- und Schulwesens, wie

es nun genannt wurde, übertragen war, des Geheimenraths Schmidlin, eines nach Geist und Charakter gleich ausgezeichneten und hochgeschätzten Mannes von bürgerlich freisinnigen Grundsätzen. Er war der Meinung und gewann auch den König dafür, daß man die Studentenverbindungen am besten ungefährlich mache, wenn man sie nicht verbiete, sondern offen auftreten lasse und nur überwache. So verlief Alles in den ersten zwanziger Jahren im besten Frieden. Der König hatte 1822 bei einem Besuch in Tübingen eine Begrüßung durch den Sprecher der Burschenschaft zugelassen. Der Bruder der Königin, der hier studirte, war zwar nicht Mitglied der Burschenschaft, stand aber in Beziehungen zu ihr und nahm an ihren täglichen Turnübungen eifrigen Antheil. Die Mutter der Königin hatte eine Einladung zu einem Waterloofest angenommen und hörte die Reden und Gedichte von Mebold, Wilhelm Hauff, Kolb und Andern, wie es schien, mit Wohlgefallen an.

Nun zeigte sich aber doch bald, daß dies Vertrauen und Gewährenlassen nicht ganz begründet war, daß der Verband der deutschen Burschenschaften als Geheimbund der Eingeweihten mit politischen und unzweifelhaft hochverrätherischen Bestrebungen immer noch fortbestand und sich zu alljährlichen Berathungen zusammenfand. Durch die preußische Regierung erfuhr die württembergische im Jahr 1824, daß nach den dortigen Untersuchungsakten auch mehrere Tübinger Studenten bei strafbaren Zusammenkünften und Planen wiederholt und regelmäßig betheiligt

waren, daß ein Geheimbund bestehe, um die politische Einheit Deutschlands nöthigenfalls auf gewaltsamem und revolutionärem Weg herbeizuführen. Es wurde nun auf diese Mittheilung hin auch bei uns die erste sogenannte Demagogenuntersuchung eingeleitet, in Folge welcher Mehrere, auch von der Hochschule schon Abgegangene, zu Festungsstrafen und Dienstentlassung verurtheilt wurden. Der König war über diese Vorgänge entrüstet und nachhaltig verstimmt; er sah das dem gesunden Sinn der akademischen Jugend bis dahin geschenkte Vertrauen als getäuscht und mit Undank belohnt, seine wiederholt an andere deutsche Regierungen abgegebenen Versicherungen, daß die der akademischen Jugend gewährten Freiheiten unbedenklich seien, als bloßgestellt an. Zudem gelangten fortwährend Nachrichten von einem höchst unruhigen und zuchtlosen Treiben an der Hochschule, von zahlreichen Duellen und Exzessen aller Art nach Stuttgart. Der akademische Senat wurde in scharfen Erlassen zur Rechtfertigung über das Nichtverhindern oder Nichtbemerken so vieler Ungebühr aufgefordert. Seine Erwiderungen und Entschuldigungen wurden nicht als befriedigend angesehen. Der Senat selbst erklärte die bestehende Disciplinarordnung für ungenügend, namentlich das Verhältniß der akademischen Disciplinargewalt zu der ortspolizeilichen für unklar und unzweckmäßig. Die Geschäftsbehandlung war überhaupt von jeher die schwache Seite der akademischen Verwaltung gewesen und hatte durch das Statut von 1817 keine Verbesserung erhalten. Der je nur auf ein halbes Jahr gewählte Rector hatte

nach altem Herkommen mit seinem Secretär alle Referate im Senat und in den Ausschüssen, die Disciplinarsachen im jährlich wechselnden Kollegium der Dekane zu besorgen. Der Senat war in der Regel sehr schwach besetzt. Das Rektorat wurde als eine Belästigung angesehen, die man der Reihe nach übernehmen mußte, von der man aber gleichwohl nicht entbunden sein wollte. Die Mängel solcher Verwaltungsformen mußten gerade in Disciplinarsachen und in aufgeregten Zeiten sehr fühlbar werden.

Der König setzte durch ein Rescript vom 7. October 1825 eine außerordentliche Kommission zur Berathung einer Reform der Universitätsverfassung ein. Sie zählte unter dem Vorsitz des Ministers Schmidlin noch vier weitere Mitglieder. Diese waren der Justizminister Freiherr v. Maucler, der Jugendgespiele und vertrauteste Rathgeber des Königs, ein feingebildeter und erfahrener Hof-, Staats- und Geschäftsmann, ein gewandter und vielseitig thätiger, aber streng bureaukratisch denkender Beamter von hervorragendem und verdientem Antheil an den großen damaligen Organisationen des gesammten Staatsdienstes; sodann Geheimerath Gros, ein Mann von wechselvollem Lebensgange, bei welchem ich, um der Bedeutung willen, die er auch für unsere Universitätsgeschichte hat, einen Augenblick verweile. Er hatte im Stift Theologie studirt und wurde Hofmeister der württembergischen Prinzen, darunter des Königs Wilhelm. Mit 28 Jahren aber trat er noch zum Studium der Rechtswissenschaft über und besuchte die Universitäten Göttingen und dann Jena, wo

er im Hause Schillers als befreundeter Landsmann ein- und ausging. Schiller schreibt über ihn an Goethe: Ich kenne wenige aus der jüngeren Generation, die einen so gesunden Kopf, so viel gründlichen Verstand und eine so solide Beurtheilungskraft haben. Er wurde dann Privatdozent in Göttingen und, von Spittler auf's Wärmste empfohlen, Professor der Rechtswissenschaften in Erlangen. Von da berief ihn der ständische Ausschuß nach Stuttgart als seinen Consulenten, allein Friedrich, der damalige Kurfürst, verweigerte die Bestätigung, und als Gros gleichwohl eine Mission des Ausschusses nach Wien annahm und ausführte, setzte er ihn auf dem Asperg gefangen, wurde dann aber von Wien aus genöthigt, ihn freizugeben und seine Wahl zu bestätigen. Gros zog es jedoch vor, wieder auf seine Professur nach Erlangen zurückzukehren, die er dann eine Reihe von Jahren mit glänzendem Erfolge bekleidete. Er war einer der angesehensten Kantianer und schrieb eine Rechtsphilosophie im Sinn des Kant'schen Systems, die dem Werk des Meisters selbst vielfach vorgezogen wurde. König Wilhelm berief ihn kurz nach seinem Regierungsantritt als Präsidenten des Obertribunals in die Heimath und ernannte ihn bald darauf zum Geheimenrath, in welcher Stellung er bis an sein Ende als anerkannte Zierde und Autorität dieses hohen Kollegiums verblieb. Die zwei weiteren Mitglieder jener Kommission waren noch jüngere Männer, der Oberregierungsrath und Referent in Universitätssachen Schlayer, nachmals vieljähriger Minister, und ein Gymnasialprofessor und Mit-

glied des Studienraths, der nachmalige Prälat Klaiber, lange Zeit das thätigste und einflußreichste Mitglied im Konsistorium und Studienrath. Die Universität selbst war nicht vertreten.

Die Kommission hatte ihr Geschäft kaum recht begonnen, als von Tübingen neue und alarmirende Nachrichten einliefen. Die Landsmannschaften und der Burschenverein hatten sich gegenseitig in Verruf erklärt und bekämpften sich in nächtlichen Schlägereien und Straßengefechten, bei welchen wiederholt scharfe Waffen gebraucht wurden und Verwundungen vorkamen. Auch wurde der Terrorismus geübt, daß durch öffentliche Anschläge alle bis jetzt noch keiner Verbindung angehörigen Studenten aufgefordert wurden, sich binnen eines kurz gestellten Termins der einen oder anderen Partei anzuschließen, widrigenfalls sie von beiden Theilen in Verruf erklärt würden. Man sah darin ein Uebermaß von Ungebühr, und da die bestehenden Einrichtungen sich als ungenügend erwiesen hatten, die neuen erst zur Berathung gestellt waren, so wurde eine interimistische Ausnahmemaßregel für nöthig erachtet, die in der Absendung eines außerordentlichen Regierungskommissärs mit ausgedehnten Vollmachten bestehen sollte. Die Wahl hiefür fiel auf den Oberjustizrath Hofacker, der früher selbst als außerordentlicher Professor in der Juristenfakultät der Universität angehört, aber die akademische Laufbahn wieder verlassen hatte. Er sollte die akademische und die locale Disciplinargewalt, die polizeilichen Befugnisse des Rectors und des Oberamtmanns für die Stadt Tübingen

in sich vereinigen. Er erschien im November 1825, von 20 Gensdarmen begleitet, welche an die Stelle der städtischen und der akademischen Polizeibediensteten traten. Seine Herrschaft dauerte etwas über drei Jahre und hat in den Erinnerungen aus jener Zeit einen Eindruck hinterlassen, den man etwa dem eines türkischen Pascharegiments vergleichen konnte. Es war, wie wenn über die Stadt und Universität der Belagerungszustand verhängt worden wäre. Die Carcer wurden nicht leer und reichten oft mit allen städtischen Arrestlokalen nicht aus. Die Polizeistunde, sowie alle sonstige äußere Ordnung wurde auf's Strengste gehandhabt, die Einwohnerschaft erfreute sich wieder der lang vermißten nächtlichen Stille der Straßen. Aber diese schroffe und scharfe, oft den Schein der Bosheit und Willkür erregende Art des Regiments reizte die studirende Jugend doch nur zum Wettkampf des Widerstandes und der Ueberlistung. Die akademischen Lehrer vermieden jede Art von gesellschaftlichen Beziehungen. Die Hauptaufgabe, das Verbindungswesen gänzlich auszurotten, war an sich unlösbar, da man nicht verhindern konnte, daß die Studentenschaft sich in abgeschlossene Kreise gruppirte, und da eigentlich doch nur ein Einschreiten gegen äußere Abzeichen und Demonstrationen möglich war. Gegen kleine Unvorsichtigkeiten und Wagnisse in dieser Beziehung wurde dann freilich mit drakonischer Strenge vorgegangen. Ein nachmaliger hochgelehrter und hochverehrter Professor der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät wurde aus dem Stift und von der Universität weggewiesen wegen eines

ohne sein Verschulden in Umlauf gekommenen Gedichts auf die burschenschaftlichen Farben, in welchem das Schwarz auf die Trauer über die Gegenwart, das Roth auf die Freiheit und das für sie vergossene Blut, das Gold auf die ausharrende Treue gedeutet wurde. Das gleiche Schicksal hatte ein Freund, der dies Gedicht abgeschrieben und einigen Kameraden mitgetheilt hatte. Es war aber eben in jenen Jahren, daß die Spaltung in der Burschenschaft eintrat zwischen den Germanen, die das praktisch politische Ziel der nationalen Einheit verfolgten und den Arminen, welche eben dies verwerfend nur sittlich akademischen Idealen nachstrebten. Der Tübinger Verband war auf die Seite der Germanen getreten.

Als die Mission Hofackers zu Ende gegangen war, erstattete der Minister einen Bericht darüber an den König. Er erkannte sein seltenes Talent, seinen kräftigen Willen, seine rastlose Thätigkeit vollständig an, wies aber in treffenden Worten auch auf die anstößigen und die akademische Jugend erbitternden Seiten seines Wirkens hin. Der König sah über diese Ausstellungen weg, ließ ihm seine vollste Zufriedenheit aussprechen, eine goldene Tabatière als Zeichen der Anerkennung überreichen und ihn zu einer Audienz berufen.

Jene außerordentliche Kommission in Stuttgart hatte ihre Arbeiten unterbrochen, bis die beiden Gesetze vom Jahr 1828 über die Fundation der Universität und über die Dienstrechte der akademischen Lehrer in's Reine gebracht waren. Dadurch hatte sich die Anfangs nur für

einige Monate in Aussicht genommene Thätigkeit des Kommissärs auf drei Jahre ausgedehnt. Indessen hatte jene Kommission einen Entwurf einer neuen Universitätsverfassung ausgearbeitet und überwies ihn im Juli 1828 der Begutachtung des akademischen Senats. Die wichtigsten Abweichungen von dem Bestehenden waren folgende: Der Rector sollte auf drei Jahre aus der Mitte des Senats und nach dessen Vernehmung vom König ernannt werden. Es sollte die Stelle eines akademisch gebildeten Geschäftsmanns geschaffen werden, der in selbständiger Stellung und als Mitglied des Senats die bisher meist von dem Rector besorgten Referate zu übernehmen habe. Die Uebertretung polizeilicher Vorschriften sollte nicht mehr durch die akademischen, sondern die Polizeibehörden abgerügt, dann aber Mittheilung an die Disziplinar-Kommission gemacht werden; der städtische Polizeidirector sollte Mitglied dieser Kommission sein. In den Fakultäten sollte das Decanat nicht jährlich wechseln, sondern dem Senior bleibend zukommen. Die außerordentlichen Professoren mit Lehrauftrag sollten Fakultätsmitglieder werden, nur unter Ausschluß von den Promotionen und den Berufungsfragen. Die Kanzlerstelle, die nicht mehr als ein Amt, sondern als eine Würde bezeichnet wird, solle entweder mit dem Rectorat verbunden oder einem andern ausgezeichneten Universitätslehrer zur Belohnung verliehen werden; im letzten Falle sei der Kanzler das erste vortragende und stimmgebende Mitglied mit der Befugniß, allen Fakultäts- und Kommissions-Sitzungen, allen Prüfungen und sonstigen

akademischen Verhandlungen beizuwohnen, auch sei er in Verhinderung des Rectors dessen gesetzlicher Stellvertreter.

Der Senat nahm diesen Entwurf unter dankbarer Anerkennung seiner Grundzüge auf und erhob nur im Einzelnen etliche Einwendungen. Die wichtigste derselben war, daß der Rector nicht auf drei Jahre, sondern nur auf ein Jahr gewählt werden sollte, weil er sonst seinem Hauptberuf und seiner Wissenschaft zu lang entfremdet werde, sowie daß ein ständiges Decanat der Senioren der Fakultäten nicht zweckmäßig erscheine. Die Mehrheit der Stuttgarter Kommission trat in eben diesen beiden Punkten den Bedenken des Senats nicht bei, während die übrigen mit unerheblichen Ausnahmen Berücksichtigung fanden. Es gingen nämlich in dieser Kommission die Ansichten gerade in den Hauptpunkten vielfach auseinander, da Geheimerath Gros, als vieljähriger Universitätslehrer mit den akademischen Einrichtungen und Bedürfnissen genauer vertraut, die Sonderstellung und den Unterschied eines Senats von einer staatlichen Collegialbehörde lebhaft vertrat, Maucler dagegen und theilweise Schlayer, mehr von bureaukratischen Gesichtspunkten ausgehend, die Universität als Staatsanstalt und den Senat nach Analogie der Landescollegien behandelt sehen wollten.

Der Entwurf gelangte nun an den Geheimerath, der damals noch die Stellung eines Staatsministeriums hatte. Gros war hier Referent und gewann die Mehrheit für seine Auffassungen. Sie sprach sich für den einjährigen, vom Senat gewählten, vom König bestätigten Rector, gegen

das permanente Decanat der Fakultätsseniore, für Beibehaltung der Stelle des Kanzlers als eines ständigen Amts mit den Befugnissen eines Regierungskommissärs aus, wollte aber an die Stelle eines selbständigen, dem Senat und der Disciplinarkommission angehörigen Universitätsamtmanns einen dem Rector beigegebenen Universitätssecretär gesetzt sehen. Gros hatte so alles das im Geheimenrath wiederhergestellt, womit er früher in der Kommission in der Minderheit geblieben war.

So gelangte die Sache nun an den König. Hier aber geschah etwas ganz Unerwartetes und von der sonstigen Uebung des Königs sehr Abweichendes. Der König verwarf den ganzen Entwurf und stellte ihm ein völlig anderes Princip und System gegenüber. Ein K. Rescript vom 14. Dez. 1828 bezeichnet als maßgebende Grundzüge eines neuen Entwurfes, daß der Kanzler königlicher Kommissär und Vorstand der Universität und des Senats sein, das Rectorat damit aufhören, der Kanzler wie andere Collegialvorstände ohne Beschränkung auf die Professoren vom König ernannt, demselben aber als Stellvertreter ein Vicekanzler beigegeben werde, welcher nach Vernehmung des Senats auf je drei Jahre aus der Zahl der ordentlichen Professoren vom König ernannt werden soll. Dem Kanzler soll ein Actuar beigegeben werden. In der akademischen Disciplinarkommission sollte der Oberamtmann unter dem Titel Stadtdirector ständiges Mitglied und Hauptreferent sein, ebenso auch im Senat Sitz und Stimme in Disciplinarsachen haben.

Minister Schmidlin reichte dem König sofort eine Gegenvorstellung ein. Ganz abgesehen von der Person des gegenwärtigen Kanzlers, wird gesagt, stehen diese Bestimmungen schon an und für sich mit den Einrichtungen aller deutschen Universitäten so sehr im Widerspruch, daß nur die dringendsten Gründe eine so gänzliche Umkehrung aller akademischen Verhältnisse zu rechtfertigen vermöchten. Durch den vorliegenden Zweck sei eine solche nicht geboten; dieser könne viel sicherer auf anderem minder gewaltsamem Wege erreicht werden. Wenn Seine Majestät von ihm die Vollziehung und Ausführung dieser Bestimmungen fordere, so müsse er inständig bitten, in dem neuen Entwurf diejenigen Modificationen eintreten lassen zu dürfen, welche mit dem Zweck und Wesen einer hohen Schule vereinbar seien.

Diese Erlaubniß wurde nun zwar gewährt und Schmidlin reichte einen neuen Entwurf ein, in welchem der permanente Vorstand, jedoch mehr mit den Functionen eines Kurators, bestehen gelassen, im Uebrigen die frühere Vorlage wieder hergestellt und insbesondere der Stadtdirector als Mitglied der Disciplinarcommission und des Senats wieder ganz beseitigt wurde.

Allein auch dieser neue Antrag fand die höchste Genehmigung nicht; vielmehr übergab ein K. Rescript vom 31. Dezember 1828 dem Minister ein völlig ausgearbeitetes Statut für die Universität unter eingehender Motivirung zur Vollziehung, in welchem die Grundzüge des früheren Decrets durchaus festgehalten und nur näher ausgeführt sind.

Die Sache hing so zusammen. Der Justizminister

v. Maucler hatte schon als Mitglied der Universitätskommission dieser sowie dem Minister Schmidlin seine abweichenden Ansichten in einem ausführlichen Memoire mit beigelegtem Entwurf eines ausgearbeiteten neuen Statuts vorgelegt, aber an beiden Stellen keine Zustimmung gefunden. Als nun in der Sitzung des Geheimenrathes die Auffassung des Referenten Gros die Mehrheit erhielt, reichte Maucler ein Separatvotum an den König ein mit Anschluß eines selbständigen Gesetzentwurfes, der ganz jenem früheren Memoire entsprach. Der König stimmte diesem Separatvotum bei und so kam jenes vielberufene organische Statut vom 18. Januar 1829 zur Ausführung. Die Acten enthalten nichts darüber, aber es wurde damals in unterrichteten Kreisen gesagt und geglaubt, es sei der Rücktritt des Ministers Schmidlin in Frage gestanden, aber durch dringende Vorstellungen des Königs, der ihn sehr hoch schätzte, sowie Maucler's selbst, der ihm persönlich befreundet war, abgewendet und Schmidlin bestimmt worden, vorerst den Erfolg des neuen Versuches abzuwarten. Er fügte sich, wenn auch mit Widerstreben, der höheren Entscheidung, und es war in Deutschland in den zwanziger Jahren überhaupt noch nicht üblich, daß die Minister, deren Anträge die Zustimmung des Monarchen oder der Stände nicht erhielten, von ihren Posten zurücktraten.

Das Statut war, wie das ausführliche Memoire aus Maucler's Feder deutlich und an vielen Stellen erkennen läßt, keineswegs aus einer der Universität überhaupt ab-

geneigten oder deren Bedeutung unterschätzenden Auffassung hervorgegangen, aber es war das Erzeugniß eines einseitigen, die eigenthümliche Natur deutscher Hochschulen verkennenden bureaukratischen Doctrinarismus, welcher aus den Prämissen, daß die Universität eine staatliche Lehranstalt, der Senat ein Kollegium von Staatsbeamten sei, daß die Gelehrten im Allgemeinen zu Verwaltungsgeschäften keine Neigung und Befähigung haben, daß die Studenten, wie andere Leute, den polizeilichen Verordnungen und Behörden unterworfen sein sollen, daß nur durch eine einheitliche Handhabung der gesammten Disciplinargewalt eine feste und konsequente Ordnung herzustellen sei, rücksichtslos die praktischen Folgerungen zog, die mit den Ordnungen aller anderen deutschen Hochschulen nun in so schroffen Widerspruch traten.

Dabei sah Manches auch noch ganz anders aus, als es eigentlich gemeint war. Wenn der Kanzler zum permanenten Vorstand der Universität ernannt wurde, so war der wahre Sinn und Zweck dabei, die Kanzlerstelle als solche aufzuheben. Es sollte und wollte ein permanenter Rector geschaffen werden und neben einem vom König lebenslänglich ernannten Kollegialdirector hatte ja ein Kanzler als Regierungscommissär keinen Sinn mehr. Es ist in jenem Memoire ganz klar gesagt, daß die Kanzlerstelle wegfallen solle, daß man am liebsten den neuen Vorstand Rector genannt hätte, daß aber dem die Verfassungsbestimmung, welche den Kanzler zum Mitglied der Ständeversammlung mache, entgegenstehe, daß es nicht räthlich sei,

in dieser Sache an die Stände zu gehen und den schwierigen Weg einer Verfassungsänderung einzuschlagen, daß man überdies den Gehalt des Kanzlers zur Dotation des neuen Amtes nöthig habe, daß demnach nichts übrig bleibe, als dem permanenten Vorstand den Titel des Kanzlers statt den natürlichen des Rectors zu geben.

Im übrigen Deutschland aber, wo man diesen näheren Zusammenhang der Motive nicht kannte und nicht vermuthen konnte, machte gerade diese Bestimmung, wornach der Rector im Kanzler aufzugehen schien, während das Gegentheil gemeint war und faktisch eintrat, das größte Aufsehen. Tübingen war nun die einzige Universität auf deutschem Boden, die keinen Rector hatte; man ging so weit es mit den russischen Einrichtungen zu vergleichen, wo Generale oder Polizeibeamte an der Spitze der Hochschulen standen.

Der erste öffentliche Angriff auf das neue Statut kam auch von außen. Friedrich Thiersch, der bekannte Philolog, hielt im November 1829 als Rector in München eine Antrittsrede über die Studienfreiheit, rühmte in dieser Beziehung die Münchener Ordnungen, erwähnte einzelner noch bestehender Mißstände und Ausnahmen und sagt nun in diesem Zusammenhang: „Doch von dem Herde der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, welche unsere Satzungen in dem Heiligthum der Bildung erreicht haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch diese Unholde — er meint eben jene noch vorhandenen Ausnahmen — vollends scheu entfliehen, um ihren Zug nach

Westen nach dem eines besseren Schicksals so würdigen, aber nun in nächtliche Trauer versenkten Sitz der Musen hinzulenken, der allen Geistern des Zwanges und des Bannes, die aus unseren entsühnten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken seiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienste bereitet hat." Diese schwülstigen und nicht sehr geschmackvollen Sätze wären wohl unverstanden und unbeachtet geblieben, wenn nicht die Rede im Druck erschienen wäre mit Anmerkungen, die keinen Zweifel über den Sinn jener Stelle übrig ließen. Es wird dabei noch weiter gesagt: „es gelte in Württemberg als zuverlässig, daß zu solchem Unheil nicht irgend ein Anlaß von dem Monarchen, einem der wohlwollendsten und besten Fürsten, die Deutschlands Throne zieren, nicht von dem erfahrenen, in der alten Ordnung erzogenen Minister, sondern von einem geborenen Franzosen ausgegangen sei, welcher sich zur Einführung dieses welschen Erzeugnisses undeutschen Bannes mit einem Arzt und Professor verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Kanzlers der Universität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingesetzt werde, welche nicht verfehlen könne, ihre Natur in den schlimmsten und zerstörendsten Folgen zu offenbaren."

Es war viel Ungeschicktes, Halbwahres und Irrthümliches in diesen Ausfällen von Thiersch; seine Gewährsmänner erwiesen sich als nur mangelhaft unterrichtet. Es war überhaupt schon ungewöhnlich, in einer akademischen Rectoratsrede eine benachbarte Regierung anzugreifen. Der König war nicht so unbetheiligt, wie Thiersch versichert;

Autenrieth ist nicht erst bei diesem Anlaß Kanzler geworden, sondern war es schon seit vielen Jahren; er hatte überhaupt an der Entstehung des Ganzen keinen näheren Antheil, schon darum nicht, weil er sich sonst in den schroffsten Gegensatz zu dem ihm unmittelbar vorgesetzten Minister gestellt hätte. Maucler war kein geborener Franzose; er stammte zwar aus einer in Deutschland vorlängst eingewanderten Hugenottenfamilie, war aber in Stuttgart geboren, im Land aufgewachsen, hatte in Tübingen studirt, war der Sohn eines württembergischen, vormals preußischen Offiziers, der Enkel eines Hofpredigers in Berlin. Sein Standpunkt in der Sache war nicht der welschen Bannes, sondern eher als gut deutscher und ehrlicher Bureaukratengeist jener Zeit zu bezeichnen. Mit einem Bann der Wissenschaft und Studienfreiheit hatte das Statut überhaupt nichts zu schaffen, und man war in Württemberg weder geneigt, noch hatte man Ursache, sich in dieser Beziehung die damaligen bayrischen Einrichtungen als leuchtendes Vorbild hinstellen zu lassen.

Die Veröffentlichung von Thiersch wurde nun aber der Anstoß zu einer kleinen Literatur von Broschüren und Zeitungsartikeln. Die erste Frucht war eine kleine, von Robert Mohl verfaßte, aber anonym erschienene Schrift mit dem Titel: Hofrath Thiersch's unwürdige Ausfälle gegen die Universität Tübingen. Es war darin nicht sowohl das organische Statut selbst besprochen und vertheidigt, sondern nur das Ungehörige, die Uebertreibung und Entstellung der Thatsachen zurückgewiesen. Aber gleich

nach dem Erscheinen dieses kleinen Libells erklärten 17 der angesehensten Professoren mit Namensunterschrift im Schwäbischen Merkur, daß sie an demselben keinen Antheil hätten, was so ausgelegt wurde und werden mußte, daß nach ihrer Ansicht Thiersch in der Hauptsache doch Recht habe. Es erschien eine ausführlichere Gegenschrift von Thiersch: Ueber den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829; es erfolgten eine Erklärung von Autenrieth in der Allgemeinen Zeitung, Broschüren von Carl Georg Wächter, Ferdinand Gmelin, Steudel, Widenmann, dazu eine Menge Journalartikel. Ich beschränke mich darauf, des Antheils von Wächter mit ein paar Worten zu gedenken. Er war der vom König nach Vernehmung des Senats auf drei Jahre ernannte Vicekanzler und hat bald darauf die Enthebung von dieser Stelle wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten und Störungen seines Lehrerberufs nachgesucht und, obwohl erst nach längerem Widerstreben des Königs, auch erhalten. Er constatirt in seiner Schrift, was bis dahin nicht geschehen war, die eingetretenen Veränderungen im Einzelnen, von welchen mehrere für die Interessen der Universität günstiger waren, als was bis dahin bestanden hatte. Sodann wendet er sich zur Kritik; er billigt den permanenten Vorstand unter der Voraussetzung, daß er nicht zugleich akademischer Lehrer und daß er nur der formelle Ordner, Leiter und Beaufsichtiger des Ganzen sei. Er erklärt auch die Stellung des Stadtdirektors zur Disziplinarkommission und in Disziplinarsachen zum Senat für zweckmäßig, ver-

wirft dagegen das ständige Dekanat der Senioren für die Fakultäten. Die Abhandlung von Ferdinand Gmelin ist eine Gegenschrift zur Wächter'schen.

Kanzler Autenrieth kam durch die ihm übertragene Amtsgewalt in eine schwierige und unangenehme Stellung. Er war allgemein anerkannt als ausgezeichneter Arzt und hochgefeierter Lehrer, als ein geistvoller Mann von vielseitigstem Wissen und Interesse, aber zu diesen glänzenden Eigenschaften gesellte sich nicht auch die des gewandten und rechtskundigen Geschäftsmanns und Verwaltungsbeamten, die seine nunmehrige Stellung vorzugsweise erforderte. Er sah sich in der Hoffnung getäuscht, daß er auch in dieser neuen Stellung als dauernder Vorgesetzter das bisherige freundliche und kollegialische Verhältniß zu den Professoren werde fortführen können. Die Mißstimmung über die neue Ordnung der Dinge war zu groß und wuchs allmälig zu einer Spannung und Spaltung unter den Universitätslehrern an, wie sie in Tübingen auch nach der Erinnerung der ältesten Senatsmitglieder niemals bestanden hatte. Dabei war es keineswegs so, wie man hätte erwarten können, daß das neue Oberhaupt seine ausgedehnten Vollmachten in eingreifender und selbstherrschender Weise geltend gemacht hätte; im Gegentheil beklagte man sich darüber am meisten, daß Autenrieth auch das, was er allein entscheiden konnte und sollte, nicht ohne Berathung mit den Kollegen erledigen wollte, sondern Alles an den Senat und die zahlreichen Kommissionen brachte; und da so Vieles neu zu ordnen war, so hatte dies eine belästi-

gende, zuvor ganz unbekannte Menge von Sitzungen zur Folge, die dann doch zu immer neuen Friktionen Anlaß gaben.

Ob dieser innere Hader, ob der Zeitungs- und Broschürenstreit eine Veränderung des Geschehenen herbeigeführt hätte, muß dahingestellt bleiben. Wichtiger und folgenreicher wurde jedenfalls das Eingreifen des Landtags. Der ständische Ausschuß, welcher die Aufgabe hat, während der Vertagung der Stände die ergehenden Verordnungen und Ministerialverfügungen zu prüfen, hob einen bisher weder in jener Universitätskommission, noch im Senat, noch im Geheimenrath zur Sprache gekommenen Punkt hervor, nämlich die staatsrechtliche Frage, ob überhaupt die K. Regierung zuständig gewesen sei, jenes organische Statut im Weg einer K. Verordnung zu erlassen. Der Berichterstatter des Ausschusses, Obertribunalrath Feuerlein, führt in dem Rechenschaftsbericht vom 14. Januar 1830 aus, daß das zuvor geltende Statut von 1817, das als Beilage zu dem von der K. Regierung eingebrachten Verfassungsentwurf erschienen und nach dessen Scheitern vom Könige vermöge seiner vor der Verfassung unbeschränkten Gewalt in Kraft gesetzt wurde, zu den nach § 91 der Verfassung der verfassungsmäßigen Revision, also der ständischen Mitwirkung unterworfenen Gegenständen gehöre. Es sei ein Gesetz, weil es den Rechtszustand einer bestimmten Korporation ordne, von der Regierung selbst als ein Annexum der Verfassung angesehen worden sei, auch weil es eine völlige Aenderung des Gerichtsstandes der Studirenden enthalte.

Nach der Ansicht des Ausschusses, heißt es dann, ist durch das neue Statut dem Buchstaben der Verfassung die gebührende Achtung nicht zu Theil geworden und es ist nicht bloß das formelle Verfahren zu bedauern, sondern es sind auch einzelne materielle Bestimmungen gegeben, welche keinen Bestand verbürgen und zu welchen die Stände wohl nicht ihre Zustimmung gegeben hätten. Darum wird beantragt, die Regierung zu bitten, die beabsichtigte und wirklich wünschenswerthe Veränderung an dem Universitätsstatut von 1817 zur ständischen Verabschiedung zu bringen.

In einer langen Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 3. Februar 1830 wurde der Gegenstand sehr eingehend berathen. Minister Schmidlin erklärte, daß die formelle, staatsrechtliche Frage und die materielle Seite streng auseinander zu halten seien und er nur über die erste sprechen werde. Er trat dann entschieden für das formelle Recht der Regierung ein. Es komme nicht darauf an, ob ein in der Periode noch unbeschränkter monarchischer Gewalt ergangenes K. Dekret als Gesetz oder Verordnung bezeichnet worden sei, sondern auf die Natur des Gegenstandes und da sei nicht zu bezweifeln, daß die Organisation einer Lehranstalt Sache der Verwaltung sein müsse. Es wurde in der Diskussion lange über das unfruchtbare Thema gestritten, ob eine Universität eine Korporation oder eine Staatsanstalt sei, als ob dies reine Gegensätze wären und es nicht auch Staatsanstalten geben könnte, denen um ihrer eigenthümlichen Aufgaben und Einrichtungen willen eine gewisse Sonderstellung mit Rechten, die denen einer Kor-

poration sehr ähnlich sind, sei es belassen oder verliehen werde. Die Kammer entschied schließlich mit 45 gegen 32 Stimmen, daß das fragliche Statut zur ständischen Verabschiedung hätte gebracht werden sollen und wählte eine besondere Kommission von 7 Mitgliedern, um noch über den materiellen Theil des Statuts Bericht zu erstatten.

Dieser von dem Abgeordneten Obertribunalrath Hufnagel erstattete, vortreffliche und heute noch lesenswerthe Bericht macht zuerst auf die bis dahin unbeachtet gebliebene Thatsache aufmerksam, daß die in dem Statut enthaltenen Veränderungen der akademischen Gerichtsbarkeit schon darum der ständischen Zustimmung bedurft hätten, weil in der Justiznovelle von 1822 ausdrücklich gesagt werde, daß Ausnahmen von der Regel des einheitlichen Gerichtsstandes nur stattfinden zu Folge der bestehenden gesetzlichen Vorschriften in Betreff der Hofbeamten, der Militärpersonen und der Angehörigen der Landesuniversität, womit der Gesetzescharakter des Statuts von 1817 wenigstens in diesem Punkte von Regierung und Ständen anerkannt war. Es wird sodann, auf das Materielle eingehend, in sehr klarer und schlagender Ausführung die Unvergleichbarkeit eines akademischen Senats mit einem Landeskollegium, das Unnatürliche und Bedenkliche eines seinen völlig gleichstehenden Kollegen dauernd übergeordneten Vorstandes, die Unangemessenheit eines ständigen Dekanats der Senioren der Fakultäten nachgewiesen. Hinsichtlich der Gerichtsbarkeit wird die Aufhebung des Privilegiuus, die freiwillige Gerichtsbarkeit selbständig auszuüben, sowie die Unterstellung

der Professoren unter die ordentlichen Gerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gebilligt. Die frühere Disziplinargerichtsbarkeit mit einem halbjährlich wechselnden Rector, einem von ihm abhängigen Justitiar, und einem jährlich wechselnden Kollegium der Dekane sei allerdings sehr ungenügend gewesen, aber das natürliche Auskunftsmittel liege nicht in dem complicirten und fremdartigen Zusammenwirken des Rectors mit dem Stadtdirektor, sondern in der Aufstellung eines selbständigen, juristisch gebildeten Universitätsamtmannes, dem füglich auch die ökonomischen und administrativen Referate übertragen werden können. Damit erst werde dem Senat und dem Rektor seine Aufgabe vereinfacht und der für eine Universität naturgemäße Wechsel des Vorsitzes ermöglicht. Schließlich werden die Anträge in 27 Nummern zusammengestellt, die zum größten Theil alles dasjenige enthalten, was später Rechtens geworden ist und wird beantragt, die Regierung zu bitten, daß sie die Ansicht der Kammer über das Materielle der Universitätsorganisation in Erwägung nehmen möge. Man wird auf die Vermuthung geführt, zumal der Ministerialreferent Schlayer selbst Mitglied der Kammerkommission war, daß die Formulirung jener 27 Sätze schon auf einer Verständigung mit den maßgebenden Faktoren der Regierung beruht hat.

In der Sitzung vom 22. März wurde dieser Bericht von der Kammer berathen. Der Ministertisch war unbesetzt. Schmidlin glänzte durch Abwesenheit; auch Schlayer, der Abgeordnete der Stadt Tübingen, sprach kein Wort zur

Vertheidigung des angefochtenen Statuts. Der Kanzler Autenrieth war der einzige, der dies versuchte; er sprach lange und oft, aber nicht glücklich und wirksam, weil er sich in Detail verlor, in welchem die Entscheidung nicht lag. Die Kammer trat mit großen Mehrheiten den Anträgen ihrer Kommission mit unerheblichen Aenderungen bei; sie berichtigte aber auch ihren früheren Beschluß, wornach die Regierung das ganze Statut hätte zur Verabschiedung bringen müssen, jetzt dahin, daß sie dies nur noch für die Bestimmungen über die Jurisdictionsverhältnisse und was damit zusammenhing, verlangte, damit also im Allgemeinen das Recht der Staatsregierung, die Organisation der Universität im Verordnungsweg zu regeln, anerkannte. Die Kammer der Standesherren hatte unter Maucler's Einfluß die Kompetenz der Regierung in dieser Angelegenheit überhaupt nicht beanstandet und sich auf das Materielle gar nicht eingelassen. So gelangten die Anträge der Kammer der Abgeordneten einseitig an die Staatsregierung.

Die nächste Wirkung des Kammerbeschlusses war eine Weisung des Ministeriums an den akademischen Senat, sich über die seitherigen Wirkungen des Statuts von 1829 zu äußern. In dem von Prof. Schrader verfaßten, sehr gründlichen Bericht, wird zuerst eine allgemeine hochgradige Mißstimmung der Universitätslehrer und eine außerordentliche Belästigung durch ein Uebermaß von Sitzungen konstatirt. Sodann werden die gegen einen permanenten Vorstand des Senats sprechenden Gründe nach allen Richtungen näher

entwickelt; es wird namentlich betont, daß die Lehrer einer Universität sich untereinander, da es keine Lokation des Werths der Wissenschaften gebe, wesentlich gleichstehen, daß aber vermöge der wissenschaftlichen Arbeitstheilung jedem zugleich eine gewisse Einseitigkeit anhafte und beide Rücksichten zusammen nur in einem wechselnden Vorsitz ihren Ausgleich finden. Sodann werden die übrigen Bedenken gegen das Dekanat der Senioren, gegen die Betheiligung des Stadtdirectors an den Disciplinarsachen geltend gemacht, mit dem eigenthümlichen, uns jetzt befremdlich erscheinenden, nur aus den damaligen zahlreichen Kollisionen zwischen Stadt und Universitätspolizei erklärbaren Zusatzantrag, daß dem Universitätsamtmann zugleich die gesammte Verwaltung der städtischen Polizei übertragen werden soll.

Während dieser Vorbereitungen eines neuen und verbesserten Universitätsstatuts starb Minister Schmidlin am 28. Dezember 1830, vom König wie vom ganzen Land aufrichtig betrauert. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die ihm aufgedrungene und widerstrebende Organisation der Hochschule durch eine seinen Anschauungen entsprechende ersetzt zu sehen, aber an dem, was nachher in Geltung kam und heute noch in Geltung steht, hat doch Niemand so großen Antheil gehabt wie er.

Im Februar 1831 brachte der ständische Ausschuß den Gegenstand bei der Regierung in Erinnerung und sagt, die Kammer habe sich damals der beruhigenden Hoffnung überlassen, es werden so allgemein ausgesprochene Wünsche in dem Maße bald in Erfüllung gehen, als ihr Gegenstand

für das Vaterland wichtig sei; noch aber habe bis jetzt das Institut in seiner Organisation nicht die geringste Aenderung erfahren. Man glaubt in dem Ton und der Schärfe dieser Mahnung schon den durch die Julirevolution veränderten Luftzug des deutschen Verfassungslebens zu spüren.

Der Nachfolger Schmidlins war Geheimerath Kapff. In seine kurze Verwaltung fällt die neue Ordnung dieser Angelegenheit. Ihre Behandlung bot wenig Schwierigkeiten mehr; der neue Entwurf enthielt im Wesentlichen alle von der Kammer der Abgeordneten und dem akademischen Senat beantragten Aenderungen. Den Ständen wurde er nicht vorgelegt; im Geheimenrath war wieder Gros Referent. Maucler unterließ, sich der Beseitigung seines vielangefochtenen Werkes mit einem Wort zu widersetzen. Der König genehmigte sofort sämmtliche Anträge des Geheimeraths. Man hatte, um ihm dies zu erleichtern, das neue Statut nur als nachträgliche Revision des alten in einigen Punkten bezeichnet und in den Einleitungsworten der Verordnung die inzwischen gemachten Erfahrungen und die Rücksicht auf die von der Kammer der Abgeordneten vorgetragenen Wünsche als Motive der Veränderung beigefügt.

Das neue Statut wurde dem akademischen Senat in solennen Formen durch den Oberregierungsrath Schlayer eröffnet; es wurde sofort unter seinem Vorsitz die neue Rektorwahl vorgenommen, die auf Professor Schrader fiel und alsbald bestätigt wurde. Eine Deputation des Senats dankte dem König und fand den gnädigsten Empfang.

König Wilhelm bewährte auch in diesem Fall die ächt staatsmännische Eigenschaft, von einer nachtheilig und unhaltbar gewordenen Position rechtzeitig und ohne Groll zurückzutreten.

So hatte ein an sich nicht schlimm gemeintes aber verfehltes Experiment auf dem Gebiet akademischer Ordnungen nach zweijährigem Bestand, dem Druck der öffentlichen Meinung, die in der Kammer der Abgeordneten ihren wirksamsten Ausdruck fand, wieder weichen müssen.

Dies ist die Entstehungsgeschichte der K. Verordnung vom 18. April 1831, welche heute nach 52 Jahren mit unerheblichen und mehr einer Art von Gewohnheitsrecht entspringenden Aenderungen in Kraft steht. Ich glaube den Inhalt derselben als bekannt voraussetzen zu dürfen und mich an dieser Stelle auch jeder Kritik derselben enthalten zu sollen.

Nur das glaube ich, ohne auf Widerspruch zu stoßen, aussprechen zu dürfen, daß durch diese Organisation dem Senat und den akademischen Behörden ein mindestens ebenso großer Antheil an der Leitung der Universitätsangelegenheiten eingeräumt ist, als in irgend einem andern deutschen Lande, daß dieselbe in so langer Zeit von den akademischen Behörden niemals in erheblichen Punkten angefochten und für reformbedürftig erklärt worden ist, und daß sich unsere Hochschule unter deren Geltung einer stetigen und glücklichen Fortentwickelung nach allen Beziehungen zu erfreuen hatte.

Die Behauptung, daß das Statut während des ganzen

Zeitraums von Seiten der akademischen Behörden unangefochten geblieben sei, bedarf allerdings noch einer kurz zu erwähnenden Einschränkung. Im Jahr 1848, wo alles Bestehende in Frage gestellt und an neuen Maßstäben gemessen wurde, sind auch an unserer Universität die Wogen hoch gegangen. Auf den Antrag des von der Märzluft jenes Jahrs etwas lebhaft angehauchten Rectors wurde vom Senat eine Reformkommission ernannt, welche den gesammten Zustand der Universität untersuchen und die geeigneten Anträge stellen sollte. Zugleich hielten die Studirenden zahlreiche allgemeine Versammlungen, und wählten einen Ausschuß, der mit jener Reformkommission des Senats in Verbindung treten sollte. Den Vorwurf allzugroßer Blödigkeit konnte man diesem Ausschuß nicht machen, wenn er unter Anderem Oeffentlichkeit der Senatssitzungen, Vertretung der Studirenden in denselben, Mitwirkung bei den Berufungen, Sitz und Stimme in der Disziplinarkommission und völlige Sistirung der Thätigkeit derselben bis zur Einführung ihrer neuen Organisation, Antheil der Studirenden mit 30 Stimmen in dem corpus academicum, d. h. einer beantragten allgemeinen Lehrerconferenz verlangte. Der Senat selbst blieb zwar in vielen Punkten hinter den weitergehenden Anträgen seiner Reformkommission, sowie hinter den auf dem Jenaer Kongreß von Universitätslehrern gefaßten Beschlüssen zurück, stellte aber doch noch eine Reihe von neuen Forderungen an das Ministerium. Sie betrafen insbesondere jenes corpus academicum, seine Zusammensetzung und Befugnisse, unter welche jedoch die

in Jena beschlossene Wahl des Rektors nicht aufgenommen wurde, die Disziplinarkommission, die Ertheilung der venia legendi u. Anderes.

Das Ministerium hat auf alle diese Eingaben trotz wiederholter und dringlicher Monitorien eine Entschließung nicht ergehen lassen. Auf dem letzten dieser Monitorien findet sich der Bescheid: einstweilen zu den Akten mit der Weisung, sie wieder vorzulegen, wenn von den neuen Anträgen der eine oder der andere vom Senat separatim wieder vorgebracht werden sollte. In den seitdem abgelaufenen weiteren 35 Jahren ist dieser Fall aber nicht eingetreten und ich darf daher wohl mit dem Ausdruck der Hoffnung schließen, daß es dem Zusammenwirken einer erleuchteten und alle geistigen Interessen sorgsam pflegenden Regierung mit der Einsicht und dem Pflichteifer der akademischen Behörden gelingen wird, auf der Grundlage jenes einst schwer erkämpften Statuts das Wohl und Gedeihen unserer theuren Alma mater auch noch auf eine unbestimmte weitere Reihe von Jahren zu erhalten und zu fördern.

Ueber die Lehre vom Gewissen.

1884.

Man sollte denken, daß die Fragen, ob dem Menschen als allgemeines Gattungsmerkmal ein Gewissen beizulegen sei, und wenn dies bejaht wird, worin dessen wesentliche Eigenschaften und Functionen bestehen, ob es etwas Einfaches oder Zusammengesetztes, etwas Angeborenes oder Erworbenes ist, vor Allem den Psychologen angehen und zu dessen interessantesten, für die Wissenschaft wie für das praktische Leben gleich hochwichtigen Aufgaben gehörten. Denn welche Folgerungen müßten sich sofort aufdrängen, wenn es sich herausstellte, daß nur ein Theil der Menschen mit einem Gewissen ausgestattet ist, ein anderer nicht, und daß es von zufälligen Anlagen und Erlebnissen abhängt, ob das Eine oder das Andere zutrifft. Gleichwohl wird man sich in der Erwartung, hierüber von den Psychologen belehrt zu werden, sehr getäuscht finden; man kann ganze Reihen älterer und neuerer Lehrbücher der Psychologie nachschlagen und wird bald gar keine, bald nur eine sehr dürftige und unbestimmte Auskunft über das Gewissen

finden. Es ist schon schwer, für dasselbe einen bestimmten Platz in der Seelenlehre zu ermitteln. Denn wenn man auf Grund der bekannten Dreitheilung von Seelenthätigkeiten fragt, ob das Gewissen ein Erkennen oder ein Wollen oder ein Gefühl sei, so wird man sich sofort überzeugen müssen, daß jede dieser drei Fragen zu bejahen ist. Zumal für die neuestens beliebte und vorherrschende Richtung dieser Wissenschaft, wonach sie theils auf dem Grenzgebiet physiologischer und psychischer Thatsachen festere Ausgangspunkte zu gewinnen hofft, theils mit Darwin'schen Voraussetzungen die Entwicklung der Seelenvorgänge aus rohen Anfängen des animalischen Lebens heraus verständlich zu machen sucht, liegt ein Begriff wie der des Gewissens noch gar weit ab von ihren Wegen. Die Psychologen pflegen deshalb das ganze Thema der Moralwissenschaft oder, wie sie sonst heißt, der Ethik zuzuschieben. Hier gibt es nun allerdings eine ganze Literatur von allgemeineren oder monographischen Arbeiten über das Gewissen, ebenso von philosophischer als von theologischer Seite. Aber man wird kaum zwei Schriftsteller finden, die in der Definition und Auffassung des Begriffs ganz miteinander zusammenträfen. Die Abweichungen gehen so weit, daß auf der einen Seite von einem so namhaften Forscher wie Richard Rothe der Rath ertheilt wird, das Wort Gewissen bei seiner Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit lieber wenigstens aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch ganz auszuscheiden und dafür die Namen der Theilbegriffe, die man darin zusammenfasse, einzeln zu verwenden, während andererseits

noch hervorragendere Denker, wie Hermann Lotze und, wenn auch in abweichender Ausdrucksweise, Herbart die in den Gewissensaussagen empirisch gegebenen Billigungen und Mißbilligungen menschlicher Handlungsweisen zum Fundament für den ganzen Aufbau einer Sittenlehre machen.

Ich gedenke nun, die theologische Ethik, welche in die psychologische Frage das ihr fremde Element positiv religiöser Voraussetzungen einführt, ganz bei Seite zu lassen, auch auf die Abweichungen der Philosophen unter sich nicht näher einzugehen und beschränke mich darauf, von eben den psychologischen Ausgangspunkten aus, die ich hier schon wiederholt als Schlüssel zur Lösung von Fragen der praktischen Philosophie zu benützen versucht habe, Ihrer Aufmerksamkeit und Prüfung einige Bemerkungen als Beiträge zur Lehre vom Gewissen vorzulegen.

Es ist üblich und selten werthlos, der Untersuchung eines Begriffs eine kurze Auskunft über den sprachlichen Ursprung und die Geschichte des Worts vorauszuschicken. Gewissen kommt nicht, wie man lange und allgemein geglaubt hat, von „gewiß" her, so daß das Merkmal der Untrüglichkeit namengebend gewesen wäre, ebenso wenig von weisen im Sinne von anweisen, was sich auf die Function des Befehlens beziehen würde. Es ist vielmehr das Zeitwort „wissen", das mit der Vorsilbe „Ge" zum Hauptwort erhoben wurde, und diese Vorsilbe Ge, mit der lateinischen Vorsilbe co und con auch sprachlich verwandt, hat hier ihre ursprüngliche Grundbedeutung von Mit, Zusammen von etwas Begleitendem. Und wenn nun noch

hinzukommt, daß die ältere Form weiblichen Geschlechts war und die gewisseni lautete, so wird um so einleuchtender, daß das Wort die bewußte Nachbildung und Uebersetzung der lateinischen conscientia war, die sich im Französischen conscience und ähnlich in anderen modernen Sprachen erhalten hat und selbst wieder die Uebertragung eines gleichbedeutenden griechischen Worts (ἡ συνείδησις) war. Es hieß zunächst das Mitwissen, dann aber insbesondere das nach Innen gerichtete, die Vorgänge und Zustände der Seele begleitende Wissen oder das Bewußtsein, woran sich dann als dritte noch engere Bedeutung das Wissen von den Motiven und dem Werth unserer Handlungen oder das sittliche Bewußtsein anschloß. Unser deutscher Ausdruck beschränkte sich auf diese beste und engste Bedeutung des lateinischen Worts.

Da nun das Menschengeschlecht von seinem ersten Eintritt in die beglaubigte Geschichte an im Physischen wie im Geistigen mit den gleichen Grundkräften ausgestattet erscheint, da wir von keinen Anlagen oder Trieben wissen, die im Lauf der Jahrhunderte abhanden gekommen oder neu hinzugetreten wären, da es insbesondere keine Zeit und kein Volk gab, in welchem eine Unterscheidung von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, also ein sittliches Bewußtsein gefehlt hätte, so könnte man erwarten, daß auch die Sprache wenigstens der geistig entwickelteren Völker schon früh zur Bildung eines Worts gelangt sein müsse, das eben dies dem Menschen eigenthümlichste, ihn von der Thierwelt am schärfsten abgrenzende Merkmal seines Seelen-

lebens bezeichnete. Gleichwohl trifft diese Vermuthung nicht zu. Das alte Testament beschreibt zwar gleich in der Erzählung vom ersten Sündenfall genau und anschaulich eben das, was wir jetzt eine Function des Gewissens nennen, aber die hebräische Sprache kennt keinen Ausdruck für die innere Quelle dieser Vorgänge; und auch die uns überlieferten Reden Jesu enthalten kein in solchem Sinn deutbares Wort. Erst in den spätesten apokryphischen Schriften und in den neutestamentlichen Briefen findet sich der volle Gebrauch des vorhin erwähnten, der griechischen Sprache entnommenen Ausdrucks.

Die verhältnißmäßig späte Entdeckung des psychologischen Begriffswords läßt sich unschwer verstehen. Im orientalischen Alterthum herrscht die theokratische Gesellschaftsform, in welcher nicht nur Religion, sondern auch Recht und Sitte, das ganze öffentliche und Privatleben nicht als etwas menschlicher Willkür Entstammendes und Ueberlassenes, sondern als eine von der Gottheit geregelte, unverbrüchliche Ordnung erscheint, deren Ausleger und Wächter Priester oder Propheten sind. Im griechischen wie im römischen Alterthum ist zwar diese theokratische Grundanschauung mehr oder weniger durchbrochen und das politische wie gesellschaftliche Leben zur Ablösung vom Priesterthum und zu selbständigerer Gestaltung gelangt, aber in letzter Instanz werden doch auch hier die Grundlagen aller Gesittung, rechtlichen und sozialen Ordnung auf den Willen der Götter, nicht auf die Forderungen eines sittlichen Bewußtseins zurückgeführt. Was wir jetzt ein

böses Gewissen nennen, das war unter diesen Voraussetzungen die Furcht vor einem göttlichen Strafgericht; die inneren Vorgänge werden nach außen projicirt; die Erinnyen oder Furien verfolgen den Uebelthäter; das gute Gewissen hat die Form des Bewußtseins, den Göttern wohlgefällig zu sein.

Erst in späterer Zeit und auf griechischem Boden, als dort das Staatsleben bereits im Niedergang begriffen war, trat eine Kritik und allmälige Zersetzung der religiösen Voraussetzungen und Autoritäten ein und erstreckte sich auch auf die Ableitung der sittlichen Begriffe. Die Sophisten stellten jenen Satz auf, der den vollen Bruch mit allen überlieferten Anschauungen in sich schloß: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Sokrates, wiewohl im Kampf gegen ihre radicalen, destructiven Theorien, und in der Meinung, den wahren Sinn der Gottheit zu deuten, machte doch selbst die menschliche Vernunft zum Sitz und Richter aller Sittlichkeit, wenn er die Tugend für ein Wissen, für die Erkenntniß des Besseren erklärt. Wie dann diese Verlegung der Quelle aller Moral in das Innere des Menschen sich weiter ausbreitete, wie zuerst in der griechischen Umgangssprache jenes unserem deutschen Gewissen entsprechende Wort entstand und bei den Philosophen, besonders den Stoikern und Philo, eine wissenschaftliche Fortbildung erfuhr, wie dann diese ganze Auffassung bei den römischen Denkern die geneigteste Aufnahme fand, kann ich hier nur flüchtig erwähnen. Cicero sagt: Glaubet nicht, daß, wie ihr es in den Fabeln und auf dem Theater seht, diejenigen,

welche gottlos und verbrecherisch gehandelt haben, durch die brennenden Fackeln der Furien verfolgt und geschreckt werden. Jeden quält seine eigene Bosheit am meisten; jeden schrecken seine bösen Gedanken und sein Bewußtsein, Gewissen. Noch deutlicher spricht Seneca: ein sacer spiritus, eine heilige Regung, ein von der Gottheit stammender Zug der Seele wohnt in uns als ein Beobachter und Wächter über Gutes und Böses; wie wir ihn behandeln, so behandelt er uns. Eben damals schreibt Seneca's Zeitgenosse, der Apostel Paulus von Korinth an die Christen in Rom von den Heiden, die das Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk; die sich selbst ein Gesetz sind, indem sie zeigen, daß des Gesetzes Werk in ihre Herzen geschrieben ist, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Seit jenen übereinstimmenden Aussagen des heidnischen Philosophen und des christlichen Apostels sind achtzehn Jahrhunderte verflossen und unzählige Schriften, die von diesem Thema handeln, verfaßt worden; ich meine aber, daß dem Begriff des Gewissens gegenüber von den Meinungen von Seneca und Paulus etwas Wesentliches weder hinzugefügt noch genommen worden ist; ich darf daher darauf verzichten, die Geschichte des Worts und Begriffs auch noch durch Mittelalter und Neuzeit zu verfolgen und finde es an der Zeit von dem Wort und seiner zeitlichen Entwickluug zur Sache selbst überzugehen.

Hier muß ich mir nun erlauben, ohne nähere Begründung von der schon wiederholt an dieser Stelle dargelegten

Auffassung unseres Seelenlebens auszugehen, wonach die treibende Grundkraft unseres gesammten bewußten und unbewußten inneren Lebens in einem Wollen besteht, aber nicht in einem ziel- und schrankenlos umherschweifenden Wollen, sondern in einem solchen, welchem durch eine Mehrheit von besonderen, unter sich specifisch verschiedenen, angeborenen Triebreizen, die sich im Gefühl als Regungen von Lust und Unlust kundgeben und aufdrängen, die Richtungen auf bestimmte Ziele und Zwecke vorgezeichnet sind. Durch sie werden dem Intellect als dem Ganzen unserer Erkenntnißkräfte die Aufgaben gestellt, die er zu lösen hat, und in allem unserem Denken, Fühlen und Thun ist nichts, dessen Entstehung nicht schließlich auf die menschlichen Grundtriebe und ihre mannigfaltigen Kombinationen zurückzuführen wäre. Auch unsere höheren und höchsten Geistesthätigkeiten machen hievon keine Ausnahme. Es gäbe kein Wissen und keine Wissenschaft, wenn nicht ein Wissenwollen, ein Drang nach Erkenntniß in uns läge; es gäbe keine Lust am Schönen und keine Kunst, wenn wir nicht eine Empfänglichkeit und ein Verlangen besäßen, die Wirklichkeit zum anschaulichen Ausdruck ihrer idealen Bedeutung zu verklären; es gäbe keine Religion, wenn wir nicht ein dunkles Bedürfniß in uns fühlten, unser Ich zu geahnten allwaltenden Mächten, zu dem höchsten für uns Denkbaren in unmittelbare Beziehung zu setzen. Und so wäre auch kein Recht und keine Sittlichkeit möglich, wenn nicht angeborene Keime dafür, wenn nicht ein sittlicher Trieb zu unsern Gattungsmerkmalen gehörte.

Es liegt darin zugleich der bestimmteste Widerspruch gegen die Ansicht derjenigen, welche mehr mit neuem Eifer und Erfolg als mit neuen Gründen Recht und Moral nur aus der geschichtlichen Erfahrung, aus der Wahrnehmung und Reflexion über das, was sich für das gesellschaftliche Zusammenleben als das Gemeinnützigste und Zweckmäßigste erweist, ableiten zu können glauben, als ob es nicht immer schon sittliche Motive voraussetzte, das Gemeinnützige auch da, wo es dem eigenen Interesse widerspricht, vorzuziehen. Es wird niemals gelingen, einer leeren oder von bloßen Nützlichkeitsrücksichten beherrschten Seele durch die Hinweisung auf äußere Thatsachen das Bewußtsein allgemein bindender, an sich werthvoller Normen des Handelns oder gar die Neigung und Verpflichtung zur Selbstaufopferung für fremde Interessen einzuprägen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß, wenn man von angeborenen Wurzeln oder Keimen der Sittlichkeit spricht, damit nur gemeint sein kann, daß einer gewissen Art von Anlaß gebenden Vorgängen eine Empfänglichkeit und Neigung, in einer bestimmten Weise dadurch angeregt zu werden, entgegenkommt, nicht aber, daß wir für eine Anzahl sittlicher Vorschriften das Bewußtsein ihrer Verbindlichkeit gleich fertig mit auf die Welt brächten.

Aber die Schwierigkeit und die wesentliche Aufgabe ist nun, jenen angenommenen sittlichen Trieb genauer zu bestimmen; anzugeben, worin seine Functionen bestehen und wieweit dieselben zum Verständniß der geschichtlich ge-

gebenen Gesellschaftszustände wie der individuellen Erfahrungen ausreichen und wieweit nicht.

Die vorherrschende, fast allgemein übliche Auffassung derjenigen, welche von einem angeborenen sittlichen Trieb reden, bezeichnet diesen als ein Gefühl eines unbedingten Sollens. Ich halte diese Deutung insofern für eine verfehlte und irre führende, als sie etwas erst Abgeleitetes und Sekundäres zum Kern- und Ausgangspunkt macht. Alle menschlichen Grundtriebe enthalten ein Verlangen, eine Forderung, eine Initiative; einem Gefühl des Sollens, der Gebundenheit, der Schranke wäre niemals der Name Trieb beizulegen. Und so muß auch ein sittlicher Trieb seiner Natur nach ein Streben nach einem Gut, ein Wollen, nicht ein Müssen sein. Dies trifft auch insofern völlig zu, als die erste und wesentlichste Function desselben in einem Verlangen nach einer festen Ordnung unseres in sich zwiespältigen und vielfach collidirenden Trieblebens besteht. Denn die verschiedenen Triebreize stehen keineswegs im friedlichen Einklang untereinander, sondern widerstreiten und widerstreben sich nach allen Richtungen. Die mächtigen und aufdringlichen Reize der Selbstsucht finden sich schon beengt durch diejenigen, auf welchen das Familienleben beruht, die geschlechtlichen Neigungen und die Liebe zu dem Erzeugten. Es stellen sich ihnen die allgemeinen geselligen Triebe in den Weg, durch welche wir uns an eine Gemeinschaft gebunden, von ihr, ihrer Hülfeleistung, ihrem Urtheil über uns abhängig fühlen. Wie dem Egoismus das Mitgefühl, so treten den sinnlichen Bedürfnissen und Begierden

die Luſtgefühle einer anderen Gattung, der Erkenntnißtrieb, die Luſt am Schönen, die religiöſe Anlage fremdartig und ſtörend gegenüber. Das thieriſche Triebleben iſt in ſich einfach und zuſammenſtimmend; es kennt keine Konflicte des Wollens, außer etwa die Anſätze von ſolchen, die ſich aus den menſchlichen Eingriffen in daſſelbe ergeben können, das menſchliche dagegen iſt nicht bloß zwieſpältig, ſondern hundertſpältig. Daraus fließt nun der ſittliche Trieb als das Bedürfniß, in dem verworrenen Chaos von Willensanſätzen und Reizen Ordnung zu ſchaffen. Ordnung aber iſt der Ur- und Stammbegriff des Menſchengeiſtes. Denn alles Denken iſt ſelbſt nur ein Ordnen von Empfindungen und Wahrnehmungen. Ordnen heißt viele neben- und außereinander liegende Dinge zuſammenfaſſen als zuſammengehörig, ſie nach einem leitenden Gedanken in eine Reihe bringen und jedes an den Platz ſtellen, den ihm jener leitende Gedanke zuweiſt. Der ſittliche Trieb geht demnach, und es iſt dies das erſte und weſentlichſte ſeiner Merkmale, auf eine Herrſchaft über die Triebe, durch welche jedem derſelben ſein Platz und das Maß ſeiner Geltung angewieſen wird; er ſetzt einen inneren Herrſcher, eine einheitliche Centralkraft ein, die alles einzelne Handeln zu lenken und zu beſtimmen beanſprucht. Und daraus ſcheint es mir auch verſtändlich zu werden, wie ſich uns jener ſittliche Trieb nicht als ein Verlangen nach einer Ordnung, ſondern als ein Gefühl der Unterwerfung unter ein Herrſchendes, eines Sollens und Gebundenſeins darſtellen kann, obgleich dies erſt das Abgeleitete iſt.

Allein mit diesem sittlichen Trieb wäre nichts oder sehr wenig geholfen, wenn er bloß das Verlangen wäre, daß nur überhaupt irgend eine Ordnung, sei es welche es wolle, festzustellen sei. Zu allem Ordnen gehört ein Princip des Ordnens, ein das Einzelne und Verschiedene je nach seinen besonderen Merkmalen unterscheidender, leitender Gedanke und Zweckbegriff. Der menschliche Intellect stünde aber rathlos vor der Aufgabe, ein solches Princip des Ordnens zu finden, wenn er es nur aus seinen eigenen Mitteln zu schaffen hätte; denn er ist für sich interesselos, übt stets nur seine logischen Functionen und ist keiner ursprünglichen, sondern nur abgeleiteter Werthurtheile fähig; so wenig der Verstand über den Wohlgeschmack einer Speise ohne den thatsächlichen Gaumenreiz etwas zu sagen wüßte, so wenig kann er über den Werth der Familienliebe, der Ehre, der Erkenntniß, der Schönheit, des Wohlwollens ohne die Anhaltspunkte der sie begleitenden, nach Art und Grad sehr verschiedenen Lustgefühle ein Urtheil fällen. Werthe und Werthunterschiede werden nur gefühlt, vom Verstand nicht erfunden, sondern bloß vorgefunden. Diese Gefühle sind nun zwar erfahrungsmäßig keineswegs eindeutig, übereinstimmend, in festen Maßen begrenzbar, da die Stärkegrade der einzelnen Triebe nach Völkern und Zeiten, nach Alter, Geschlecht, Bildungsstufe, Individualität weit von einander abweichen; aber trotz dieser fließenden Grenzen muß man es doch als eine übereinstimmende und allgemein menschliche Grundanschauung bezeichnen, daß die sinnlichen Triebe, obwohl mächtig, aufdringlich und bis zu

gewissen Graden zwingend, doch schon darum, weil wir sie mit der gesammten Thierwelt theilen, das Wesen und die Bestimmung des Menschen nicht ausmachen können, daß die Neigungen, die uns an unsere Nebenmenschen in mancherlei Formen und Abstufungen binden, die Reize des Wissens, der Einsicht, der ästhetischen Genüsse, der gläubigen Andacht, wenn auch von weit schwächerem Andrang, doch von einem Gefühl ihrer edleren Abkunft und Qualität begleitet sind. Und so sind der Ausgleich der selbstischen Neigungen mit den gesellschaftlichen, die Unterordnung der Sinnlichkeit unter den Geist die beiden festen Grundpfeiler aller Sittlichkeit jederzeit gewesen und werden es immer bleiben.

Indem aber der Verstand an der Hand dieser ihm vom Gefühl vorgezeichneten Werthunterschiede an die Aufgabe, nun eine Ordnung unseres Trieblebens zu suchen, herantritt, kann es nicht anders geschehen, als daß sich dabei die Natur seiner eigenen Functionen in eingreifender Weise geltend macht. Er muß die logischen Gesetze, die sein Denken beherrschen, auch auf das Handeln übertragen; denn er verfügt über keine anderen. Und dies gilt nicht nur im Allgemeinen, sondern in ganz bestimmter Weise. Dem logischen Gesetz, vom Gleichen Gleiches zu denken, entspricht das Postulat, im gleichen Falle gleich zu handeln; dem Gesetz des Widerspruchs die Forderung, nicht sich widersprechenden Maximen zu folgen; dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten die Norm, daß es für jede Handlung, die unter sittliche Gesichtspunkte fällt, neben Ja und Nein,

Sollen und Nichtsollen, Thun und Unterlassen nichts Drittes gibt. Dem Causalgesetz des Denkens steht die Causalität des Handelns gegenüber, für welche an die Stelle von Ursache und Wirkung das Verhältniß von Zweck und Mittel tritt. So entsteht aus den Normalgesetzen des Denkens das formale Normalgesetz des Handelns, daß es ein in sich widerspruchloses, das Gleiche gleich stellendes, von dem Gegensatz des Ja und Nein, des Rechten und Unrechten beherrschtes, in den Causalzusammenhang der Außenwelt durch die Causalität der Zwecke verständig eingreifendes Wollen und Verfahren sein müsse. Diese Bedingungen schaffen dem Handeln zwar noch keinen bestimmten Inhalt, aber es gibt ohne sie keine sittliche Lebensordnung.

So werden denn die Begriffspaare Humanität und Logik, Vernunft und Liebe die Quellen und Leitsterne, rücksichtsvoll und rationell die Prädicate alles sittlichen Handelns.

Allein diese großen Principien Vernunft und Liebe sind zunächst nur ideale Ziele, welche der von dem sittlichen Trieb angeregte Intellect entwirft. Ihre concrete Ausführung an dem spröden Stoff der Wirklichkeit ist Gegenstand der geschichtlichen Entwicklung, die mit rohen Anfängen beginnt, aber doch so, daß die treibende Idee sofort schon erkennbar ist.

Sowohl die Ansicht, daß in dem angeborenen sittlichen Trieb nichts enthalten sei, als ein Bewußtsein eines unbedingten Sollens ohne Bezeichnung des gesollten Inhalts, als die andere Auffassung, für welche es überhaupt keine angeborenen Keime der Sittlichkeit, sondern nur aus der

Erfahrung hervorgegangene und für das menschliche Zusammenleben als nützlich erprobte Regeln des Handelns gibt, berufen sich auf die enormen, bis an die Grenze thierischer Zustände hinabgreifenden Unterschiede der sittlichen Vorstellungen in der Urgeschichte der Menschheit, bei den wilden Völkern der Gegenwart, bei den zahllosen Ausnahmen auch innerhalb der modernen Gesittung und glauben mit Rücksicht darauf behaupten zu dürfen, daß von einem gemeinsamen Grundstock sittlicher Begriffe der Menschheit nicht die Rede sein könne.

Seit jener ersten von dem Engländer Locke gelieferten Blumenlese abscheulicher Völkergebräuche hat sich hierüber ein unübersehbares Material angehäuft, von welchem die Utilitarier der Ethik, die alles Angeborene leugnen, eifrigsten Gebrauch machen. Die Sitten der Naturvölker werden bald in helleren, bald in dunkleren Farben gezeichnet und finden ihre Vertheidiger wie ihre tendenziösen Verächter. Jene berufen sich darauf, daß unsere Nachrichten meist sehr unsicher und widersprechend seien, daß Vieles, was uns als das Abstoßendste erscheint, wie Menschenopfer, Kannibalismus, die martervolle Tödtung der Gefangenen oder gar das Schlachten und Verzehren alter und gebrechlicher Eltern, mehr auf Motiven des Aberglaubens als auf Unempfindlichkeit für Mitleid zu beruhen pflege; daß man sorgfältig zu unterscheiden habe, was die Sitte befiehlt und was sie bloß nicht hindert, daß vielfach Spuren von ursprünglich reineren Anschauungen und späterem Verfall der Sitten nachweisbar seien. Wie es sich aber auch damit verhalten

möge, so glaube ich doch jedenfalls zweierlei Thatsachen als Zeugnisse dafür anführen zu können, daß die elementarsten Wirkungen eines sittlichen Grundtriebes nie und nirgends fehlen. Wie immer die Sitte und rechtliche Ordnung des Zusammenlebens im Einzelnen beschaffen sein möge: darin, daß überhaupt eine solche besteht und noch nirgends ganz vermißt wurde, ist enthalten, daß Jeder, wer er auch sei, ein Allgemeines, dem er sich zu fügen hat, das seiner Willkür und Selbstsucht Schranken setzt, über sich gelten zu lassen hat. Es ist wenigstens die erste Forderung eines sittlichen Triebs, daß überhaupt eine Ordnung und ein Herrschendes da sei, verwirklicht. Sodann finden wir doch nie und nirgends, daß man sich Lob und Auszeichnung durch Essen und Trinken — in letzterem Punkt wäre wohl auch innerhalb der gesitteten Völker ein Vorbehalt zu machen — oder durch Faullenzen, durch Feigheit, Wankelmuth, Prahlerei, Verlogenheit erringen kann, wohl aber, daß überall Muth, Tapferkeit, Ausdauer, Verachtung von Schmerz, Geistesgegenwart, Einsicht und Wissen, Beredsamkeit hochgeschätzt wird; selbst jede körperliche Fertigkeit, wenn sie auch nur im Laufen, Klettern, Schwimmen, im Bogenschießen und Bumerangwerfen besteht, hat insofern ein sittliches Moment in sich, als sie ohne Mühe, Geduld und Selbstbeherrschung nicht erworben werden kann. Jede höhere Geistesanlage ist aber nach dem Zeugniß der Weltgeschichte darauf angewiesen, von der Pike auf zu dienen, sich zuerst mühsam als zarter Keim aus dem Uebermaß von sinnlicher Rohheit und Selbstsucht herauszuarbeiten. So

wenig wir eine angeborene Empfänglichkeit für ästhetische Reize darum leugnen, weil sie ihren Weg bis zu Raphael, Mozart und Goethe mit Bemalen und Tättowiren des Körpers, mit Ringen durch Nase und Lippen, mit hundsköpfigen Göttern, mit Scheusalen von Götzenbildern beginnen mußte; so wenig wir ein allgemein menschliches Verlangen nach Erkenntniß und Wahrheit darum bestreiten, weil nichts so thöricht und unsinnig ist, daß es nicht schon gedacht worden wäre und Zustimmung gefunden hätte; so wenig wir einem religiösen Bedürfniß des Menschengeistes darum die Anerkennung verweigern, weil es sich auch in den abstoßendsten und greulichsten Formen bethätigt hat: ebenso wenig dürfen wir uns auf die Gebräuche der Karaiben, Botokuden, Feuerländer und Australneger als Belege dafür berufen, daß zu den menschlichen Gattungsmerkmalen nicht doch auch ein sittlicher Trieb gehöre, dessen wesentliche Functionen in der formellen Forderung einer Ordnung unseres Trieblebens und in der materiellen Unterordnung der animalischen unter die humanen Triebreize bestehen.

Wenn ich nun aber im Bisherigen nur von einem sittlichen Trieb geredet habe, während mein Thema auf das Gewissen lautet, so ist dies, wie ich glaube, kein Abweg und kein Umweg gewesen. Jener sittliche Trieb ist nicht gleichbedeutend mit dem Gewissen, aber er ist in ihm enthalten, mit ihm verschmolzen; er bildet dessen wichtigsten und werthvollsten Bestandtheil, die treibende und Richtung gebende Grundkraft. Aber es muß noch etwas Weiteres

hinzukommen. Denn derselbe vermag nicht frei aus sich selbst heraus eine auf die Wirklichkeit anwendbare Ordnung, ein System bestimmter Normen und sittlicher Vorschriften zu erzeugen; er stellt nur allgemeine Principien, ideale Forderungen auf, die dann zu concreter Gestaltung gelangen sollen und hierzu ein Doppeltes erfordern oder voraussetzen. Einmal bietet die Wirklichkeit den einer sittlichen Ordnung bedürftigen Stoff in den allgemein menschlichen Lebensverhältnissen und Gesellschaftszuständen, wie sie theils durch physiologische, theils durch sociale Thatsachen erzeugt und bedingt sind, in den leiblichen Bedürfnissen der Familie, im Erwerbs- und Verkehrsleben, im Volksthum, in den Forderungen der höheren Geisteskräfte. Sodann erfolgt die Durchdringung dieses gegebenen Stoffs mit sittlichen Ideen nur stufenweise in der Form geschichtlicher Entwicklung, von niedrigen Anfängen unter wechselnden und mannigfaltigen Bedingungen zu stetig wachsender Vertiefung. Jedes Zeitalter und Volk gibt dem gleichartigen sittlichen Grundtrieb wieder eine etwas abweichende Ausgestaltung und ordnet das menschliche Zusammenleben nach anderen Normen. Der Einzelne wächst in dem Vorstellungskreis seiner Umgebung auf, nimmt vermöge jenes angeborenen Triebs die sittlichen Begriffe derselben mit entgegenkommender Empfänglichkeit in sich auf, fügt nach Umständen individuelle, theils steigernde, theils abschwächende Zuthaten bei. Das Ganze dieser sittlichen Vorstellungen lagert sich nun im Gewissen als das Bewußtsein bestimmter, verpflichtender Normen für unser Wollen und Handeln ab.

Das Gewissen ist so der sittliche Trieb in seiner concreten Gestaltung, in seiner durch thatsächliche Momente mitbestimmten Entwicklung. Es ist eine wenigstens für die meisten Menschen unbewußte und unlösbare Einheit von Angeborenem und Erworbenem. Ich möchte es definiren als das Gefühl einer inneren Nöthigung, unser Wollen und Handeln nach dem Maßstab der von uns als verpflichtend vorgefundenen und anerkannten Normen zu prüfen und zu richten.

Diese Auffassung, wonach das Gewissen als die Verschmelzung von zwei verschiedenen Elementen erscheint, einem Angeborenen und Erworbenen, einem Idealen und empirisch Beschränkten, einem Ewigen und Vergänglichen, kann, wie ich glaube, auch als Schlüssel dienen, um auf manche zweifelhafte oder bestrittene Frage eine Antwort zu finden.

So fragt man, ob es ein irrendes Gewissen gebe, oder ob dessen Stimme als untrüglich zu gelten habe. Ein Irrthum ist natürlich in doppelter Weise möglich und darum auch in der Erfahrung tausendfältig vorhanden. Es können einmal die Normen unrichtig sein, die als bindend angenommen werden; sodann kann von richtigen Normen eine unrichtige Anwendung auf die gegebenen Einzelfälle gemacht werden. So wurde es durch Jahrhunderte und wird auch noch in die Gegenwart herein da und dort als eine bindende Gewissensnorm angesehen, abweichende Glaubensmeinungen nicht zu dulden, sie, wenn auch nicht mehr mit Feuer und Schwert auszurotten, doch

noch durch Verweigerung bürgerlicher Gleichstellung und auf andere Weise zu erschweren; hier ist die Norm eine falsche, obgleich sie unter dem Druck religiöser Voraussetzungen mit gutem Glauben angenommen sein kann. Andererseits ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit eine richtige Norm. Wenn man aber daraus die Folgerung ableitet, daß man bei jedem Anlaß auszusprechen habe, was man denke, daß man Jedermann sein Urtheil über ihn in's Gesicht zu sagen, daß man im geselligen Verkehr die üblichen Höflichkeitsformen zu unterlassen habe, wo sie mit der wirklichen Gesinnung nicht übereinstimmen, so ist die Anwendung eine falsche. Im einen wie im andern Fall liegt jedoch nur ein Irrthum des Verstandes, des sittlichen Urtheils vor, nicht des Gewissens selbst. In seiner Grundfunction zu verlangen: Du sollst nicht wider besseres Wissen handeln, du sollst die Normen, die du selbst als bindend erkannt hast, nicht verletzen, sowie in dem Urtheil, ob dies geschehen ist oder nicht, müssen wir das Gewissen, soweit überhaupt das Prädicat der Untrüglichkeit auf den Menschen anwendbar ist, untrüglich nennen, als den einzigen und unmittelbarsten Zeugen des inneren Vorgangs. Der Irrthum fällt auf den Antheil des Erworbenen und Zufälligen, die Wahrheit auf den angeborenen und idealen Factor.

Das Gewissen weiß und sagt überhaupt nicht, wie im Einzelfall zu handeln sei; dies ist Sache der Einsicht und Ueberlegung. Das Gewissen begleitet diese Ueberlegung nur als Wächter darüber, ob in den gesetzten Zwecken und

gebrauchten Mitteln keine Verletzung der bindenden Normen enthalten ist. Ueber die Zweckmäßigkeit selbst hat es nicht mitzusprechen; man kann die thörichtste und verfehlteste Handlung mit gutem Gewissen begehen, die vernünftigste, ja allein richtige nicht ohne vorgängige Einrede und Beunruhigung des Gewissens zu vollbringen haben.

Der Ausdruck „gutes und böses" Gewissen beruht überhaupt auf einem eigenthümlichen Sprachgebrauch. Das Gewissen ist ja niemals böse und übt seine Functionen um so vollkommener, je böser es im üblichen Sinne wird. Wie wenn man von einem bösen Zahn oder Finger spricht, heißt hier böse so viel als verletzt oder schmerzhaft, wofern man das Bösewerden nicht im Sinne von Zornig- oder Ergrimmtwerden zu deuten vorzieht. Das gute Gewissen aber ist der Regel nach nichts Positives, sondern nur die Negation des Bösen. Es ist ein Verhältniß wie zwischen Gesundheit und Krankheit: wir empfinden die Gesundheit nur als positives Gut, wenn sie gestört ist oder war, in der Genesung oder im Anblick fremder Leiden; sonst nehmen wir sie als das Normale und Selbstverständliche ohne ein besonderes Lustgefühl hin. Aehnlich haben wir das positive Gefühl eines guten Gewissens nur, wenn dessen Sieg zuvor in Frage stand und doch schließlich errungen wurde, oder gegenüber von bestimmten Vorwürfen und Anklagen, wenn sie grundlos waren. Wenn sich das Gewissen aber nicht auch auf das Institut der Verjährung und Amnestie einließe, so würde es uns niemals eine ruhige Stunde gönnen können.

Jene Unterscheidung des Angeborenen und Erworbenen, des idealen Grundtriebes und seiner empirischen Ausbildungsstufe scheint mir aber auch ein Licht zu werfen auf die sehr praktischen, ebenso wichtigen als schwierigen Fragen, ob und in welchem Sinne allen Menschen ein Gewissen beizulegen ist, ob und in welchem Sinne alle ein gleichartiges Gewissen haben. Eine Verneinung dieser Allgemeinheit und Gleichartigkeit müßte vom größten Einfluß sein auf unsere ganze Beurtheilung menschlicher Handlungen, auf den Begriff der Zurechnungsfähigkeit, auf das gesammte Institut der Strafjustiz. Wie stände es mit dieser, wenn man die Einrede eines Angeklagten, er habe kein Gewissen oder kein solches, wie andere Menschen, beachten müßte?

Ob es Menschen ohne alle sittlichen Gefühle und Vorstellungen gibt, läßt sich nicht erfahrungsmäßig durch Beobachtung an Einzelnen entscheiden. Denn der Einblick in das Innerste eines anderen Menschen ist uns versagt. Niemand kennt auch nur sich selbst genau, am wenigsten der Ungebildete, dem schon die Ausdrücke für die Bezeichnung innerer Seelenvorgänge völlig fehlen. Auch bei den sittlich verwildertsten Naturen wird es gleich schwer sein, das völlige Fehlen wie das Vorhandensein sittlicher Regungen nachzuweisen. Wir könnten aber ebenso wenig auf diesem empirischen Wege feststellen, daß allen Menschen Fassungskraft, Urtheil, Schlußvermögen beizulegen ist, obgleich wir zum Voraus außer Zweifel sind, daß Derjenige überhaupt kein Mensch mehr zu nennen wäre, dem diese Merkmale völlig fehlten. Ebenso müssen wir die Fähig-

keit, Gesolltes und Nichtgesolltes, Gutes und Böses zu unterscheiden, jedem Menschen als einen unfehlbaren Bestandtheil seiner Vernunftanlage zuerkennen. Der Gegensatz von Gut und Böse ist aber von allen andern conträren Begriffspaaren, wie hell und dunkel, warm und kalt, gerade und krumm, dadurch spezifisch unterschieden, daß er nicht eine bloße sinnliche oder unsinnliche Vorstellung gibt, sondern einen Appell an den Willen, das Bewußtsein eines Sollens schon mit sich führt. Die biblische Erzählung versetzt den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gleich in den Garten des Paradieses und läßt Gott nach dem Sündenfall sagen: siehe, Adam ist geworden wie unser einer und weiß, was gut und böse ist. Die Strafgesetze aller Völker und Zeitalter machen den Menschen, wofern er nicht ein unmündiges Kind oder durch Krankheit in dem normalen Gebrauch seiner Geisteskräfte gehindert ist, verantwortlich für all sein Thun und setzen eben dabei die Kenntniß des Unterschieds von Recht und Unrecht voraus, ohne hierüber einen Gegenbeweis zuzulassen. Sie könnten dies unmöglich thun, wenn die sittlichen Gebote, wie die Utilitarier und Materialisten sagen, keine angeborene Wurzel im Menschengeist hätten, sondern bloße Erfahrungssätze wären, die wir nur durch äußere Mittheilung kennen lernen und um ihrer Nützlichkeit willen anerkennen sollen. Wenn das Wissen von sittlichen Normen nur etwas wäre, wie ein beliebiges anderes Wissen, wie z. B., daß die Erde eine Kugel sei und sich um die Sonne drehe, so könnte die Einrede eines Uebelthäters, jene Erfahrungssätze seien ihm

nicht mitgetheilt worden, und wenn dies je geschehen sein sollte, so habe er sie wieder vergessen, was ja kein Verbrechen sein könne, nicht zurückgewiesen werden. Alles Strafrecht setzt in diesem Sinn eine sittliche Anlage als allgemein menschliches Gattungsmerkmal voraus.

Anders aber verhält es sich mit den erworbenen Bestandtheilen des Gewissens. Alle Menschen kennen den Unterschied von Gut und Böse und fühlen sich durch allgemein gültige Normen verpflichtet. Aber diese Normen selbst können außerordentlich verschieden sein und sind es thatsächlich, nach der Bildungsstufe von Zeitalter, Volk und Individualität.

Demnach müssen wir sagen, daß nicht nur alle Menschen überhaupt ein Gewissen, sondern daß sie insofern auch das gleiche Gewissen haben, als dessen einfache Grundfunction, zu prüfen, ob unsere Handlungen mit den von uns als bindend erkannten Normen, wie dieselben nun auch lauten mögen, übereinstimmen oder nicht, somit dies entscheidende Ja oder Nein für alle dasselbe bleibt und nur dem einen Gewissen stärkere Versuchungen und geringere Beihülfe aus sonstigen Factoren geboten sein können, als dem andern.

Ich versuche noch von den gleichen Voraussetzungen aus, wenn auch nur in flüchtiger Andeutung die Fragen zu berühren, die über den psychologischen Standpunkt hinauszustreifen scheinen, ob und wie die sittliche und die religiöse Anlage zusammenhängen, ob und wie insbesondere gerade das Gewissen als eine Stimme und Offenbarung Gottes bezeichnet werden kann.

Daß Etwas, was irren kann und thatsächlich in zahllosen Fällen irrt, sich nicht das Ansehen einer göttlichen Beglaubigung beilegen kann, ist von selbst einleuchtend. Ebenso wenig wird die Erfahrung zu bestreiten sein, daß thatsächlich und häufig mit einer sehr schwachen Empfänglichkeit für religiöse Gefühle ein rechtschaffener Wandel, eine edle und gewissenhafte sittliche Lebensführung verbunden erscheint, und daß andererseits auch die ausgesprochenste Erregbarkeit für Eindrücke religiöser Art keineswegs eine sichere Bürgschaft auch gegen grobe sittliche Verfehlungen bietet.

Gleichwohl ist das Verlangen des Menschengeistes nach einer Einheit seines gesammten Denkens und Lebens stark und mächtig genug, um den Gedanken nicht zu ertragen, daß die Erzeugnisse der höchsten menschlichen Triebe und Kräfte, daß die Ideen des Wahren, Schönen, Guten, der Gottesgemeinschaft, je in isolirte Spitzen neben und außer einander auslaufen, ohne daß auch sie noch irgend ein höheres Band unter sich verknüpfte. Wer nun aber in der Idee des Guten, in dem Gefühl der Gebundenheit an unbedingt werthvolle und verpflichtende Ziele und Normen unseres Willens den höchsten Maßstab menschlichen Werths oder Unwerths, die Beglaubigung unserer wahren Bestimmung erkennt, dem wird sich die Schlußfolgerung nahe legen, daß die sittliche Ordnung, die für die Vernunftwesen unseres Planeten gilt, ein Glied und Bestandtheil des allgemeinen Weltplans sein, in den Gedanken und Zwecken der Gottheit ihre letzte Quelle haben möge. Die Folgerung

ist nicht logisch zwingend, weil wir diesen allgemeinen Weltplan nicht kennen und auf Unerkennbares keine Schlüsse zulässig sind; sie ist mehr eine Ahnung, ein Glaube, im logischen Sinne eine Hypothese, die sich weder beweisen noch widerlegen läßt, aber für einen gegebenen Thatbestand eine Erklärung bietet, die wenigstens befriedigender ist als jede andere, von der wir wissen. Die Religionen aller Culturvölker machen nun aber diese Folgerung gleich zu einem Glaubenssatz und festen Ausgangspunkt. Da uns ein anderer Weg, eine Vorstellung von der Gottheit auszubilden, nicht offen steht, als daß wir das, was wir an uns selbst als das Höchste und Werthvollste erkennen, ihr in idealer Vollendung beilegen, so statten wir sie mit den potenzirten sittlichen Eigenschaften der Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe, Heiligkeit aus und leiten alle sittlichen Forderungen von ihrem Willen ab. Damit tritt auch das Organ, das diese sittlichen Forderungen erzeugt und vertritt, eben jener sittliche Trieb, der angeborene Theil des Gewissens, in eine höhere Stellung, in eine engere Verbindung mit den religiösen Anlagen ein, wie er nach der anderen Richtung hin auch mit dem Sinn für Wahrheit und Schönheit Fühlung suchen wird. Nur wird sich dabei die philosophische Betrachtung von der theologischen immer darin unterscheiden, daß jene von unten nach oben, von dem gegebenen sittlichen Bewußtsein auf einen Zusammenhang mit der allgemeinen Weltordnung und den Willen der Gottheit schließt, diese von oben nach unten die sittlichen Gesetze als geoffenbarte Gebote Gottes verkündigt.

Ich habe an der Natur des Gewissens noch eine Seite hervorzuheben, an welche sich wie an die Unterscheidung des Angeborenen und Erworbenen weiter tragende Folgerungen anknüpfen.

Das Gewissen ist ausschließlich nach innen gewendet; es verkehrt nur mit seinem Inhaber; mit der Außenwelt hat es nichts zu schaffen; über fremde Handlungsweise urtheilen wir nicht mit dem Gewissen, sondern mit dem Verstand. Wir wenden dabei zwar die gleichen Normen an, die wir für uns selbst als verpflichtend erkennen, nur in der Regel schärfer, mit weniger Nachsicht und Billigkeit als gegen uns selbst, weshalb ja die sittliche Meinung der Massen glücklicherweise stets strenger und besser ist als sie selber sind. Sodann ist das Gewissen darin auch etwas ganz Subjectives, daß es gar nichts Anderes und Weiteres erstrebt als den inneren Frieden, die Harmonie unseres Trieblebens; kein Trieb soll und kann ausgerottet werden, keiner so dominiren, daß die anderen gar nicht mehr zum Wort kommen. Sein Ideal liegt in der individuellen sittlichen Vollendung, in der höchsten Ausbildung der Persönlichkeit.

Nun gibt es eine höchst achtungswerthe, von hervorragenden Denkern vertretene Theorie, welche als oberstes Moralprincip nur das Wirken für fremdes Wohl, die selbstlose Liebe gelten läßt. Die Bemühung um die eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit sei zwar natürlich und nicht zu tadeln, aber auch nicht verdienstlich, nicht sittlich im engeren Sinne des Wortes. Pflichten gegen sich selbst gebe

es nur in so weit, als sie bezwecken, den Einzelnen tüchtig zu machen für ein gemeinsames Wirken.

Ich kann in dieser Auffassung nur eine, wenn auch bestgemeinte Einseitigkeit erblicken. Sie thut dem Grundprincip des sittlichen Triebs, eine Ordnung und Harmonie unseres gesammten vielgestaltigen Trieblebens zu schaffen, Gewalt an, indem sie das Gefühl des Wohlwollens nicht bloß zu einem hochgültigen Factor, sondern zum Alleinherrscher macht, dem alles Andere zu dienen hat. Ich sprach vorhin von einem Ausgleich der selbstischen und gesellschaftlichen Neigungen als einem der beiden Grundpfeiler aller Sittlichkeit; ich nannte es Ausgleich, nicht Unterordnung. Ich glaube mich dafür auf die höchste aller Autoritäten berufen zu dürfen. Der Spruch Christi lautet: Liebe Gott und deinen Nächsten, wie dich selbst, nicht: statt deiner selbst; auch nicht: mehr als dich selbst. Die Selbstliebe wird als das Natürliche, das Unvermeidliche vorausgesetzt.

In der That führt jene Ansicht, wenn man vollen Ernst mit ihr macht, zu ganz unhaltbaren Folgerungen.

Wenn die Glückseligkeit aller übrigen Menschen ein vollberechtigter Selbstzweck ist, dem ich zu dienen habe, warum sollte nur meine eigene eine Ausnahme machen und zwar so, daß nur ich nicht darauf bedacht sein dürfte, wohl aber alle übrigen Menschen hiezu verpflichtet wären. Was müßte dabei herauskommen, wenn Jeder des Andern Geschäfte betreiben, ihm die Güter und Genüsse verschaffen und aufdringen sollte, auf die er selbst zu diesem Zweck zu

verzichten sich verbunden halten müßte, wenn Jeder das Seelenheil, die geistige und sittliche Bildung des Nebenmenschen für die Hauptsache halten, Jeder Jeden belehren und bessern wollte, statt vor Allem vor der eigenen Thüre zu kehren.

Die Sache ist damit freilich auf die Spitze getrieben und nicht so schlimm gemeint. Das aber scheint mir unzweifelhaft, daß sich die sittlichen Gebote keineswegs im Bemühen um fremdes und gemeines Wohl erschöpfen. Sehr Vieles, was Jedermann zur Sittlichkeit rechnet, was von Jedem sein sittliches Gefühl verlangt, hat keine oder nur sehr fernliegende Beziehungen zu den Nebenmenschen. Schon die formellen Vorbedingungen aller Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Consequenz, Beharrlichkeit, Geduld, Mäßigkeit, Besonnenheit, noch mehr die Bezwingung der Leidenschaften und Begierden, die ganze innere Zucht des zerfahrenen, unsteten, widerspruchsvollen Wollens, die gesammte Charakterbildung, soll alles Dies nicht einen Werth in sich selbst haben, sondern nur um des Nutzens willen, den es für ein erfolgreiches Wirken zu fremdem Glück haben kann? Wenn die Wahrheit, die Weisheit und die Erkenntniß, wenn die Freude am Schönen in Natur und Kunst zu den edelsten und menschenwürdigsten Gütern gehören, kann sie jemand anders genießen, als der, der sie für sich erstrebt und erwirbt, und soll ihr Werth stets nur im Mittheilen und Weitergeben bestehen? Alles wahre religiöse Leben, der unmittelbare, andächtige Aufschwung der Seele zu Gott, wird und muß er nicht immer etwas Subjectives, am Ein-

zelnen Haftendes bleiben, wofür Mittheilung und Gemeinschaft zwar förderlich aber niemals bedingend und unerläßlich sein kann? Sollte, um dies bei den Moralisten beliebte Beispiel zu gebrauchen, ein Robinson allein auf einer verlassenen Insel darum keine sittlichen Aufgaben mehr haben, weil er keinen Nebenmenschen hat, das heißt: sollte er aufhören ein Mensch zu sein? Es ist aber gar nicht einmal nöthig, zu so vereinzelten und abnormen Fällen zu greifen. Es sind allezeit Hunderttausende und Millionen in der Gesellschaft, für welche das Gebot, fremdes Wohl zu fördern, keine oder nur sehr wenig praktische Bedeutung haben kann. Es sind alle Unmündigen, alle Kranken und Gebrechlichen, die von fremder Hülfe leben, die Unzähligen, die im Bann der Selbsterhaltung, im harten Kampf ums Dasein gar nicht daran denken können, auch noch fremdes Wohl zu fördern. Müßte man denn schließlich nicht dazu gelangen, zwei Sittengesetze aufzustellen, ein höheres und volles für die darbietenden, activen, nach Mitteln und Bildung bevorzugten Personen, ein niedrigeres und halbes für die Empfangenden, die Passiven, die Leidenden, die keine selbstlose Liebe zu bethätigen vermögen?

Allein die Sache näher angesehen will mir dies Alles doch mehr nur wie ein Gegensatz von Schulmeinungen erscheinen, welche für die Praxis des Lebens kaum in Betracht kommen. Ob der Einzelne seine eigene Vervollkommnung, die sittliche Arbeit an sich selbst oder die Förderung seines Nächsten und des Gemeinwohls zum Leitstern für sein Wollen und Handeln erhebt, das mag für die Theorie recht

weit auseinander rücken und wie ein unausgleichbarer Dualismus erscheinen, in der Wirklichkeit werden sowohl Derjenige, der sich morgens beim Erwachen fragt, was kann ich heute für fremde Wohlfahrt leisten, wie Derjenige, der sich die sittliche Durchbildung seiner Persönlichkeit und seines Charakters vor Augen stellt, wenn sie verständige Leute sind, zu dem gleichen Schlußergebniß gelangen, daß sie an dem bestimmten Platz, auf welchen sie sich gestellt finden, die Aufgaben, die ihr Tagewerk mit sich führt, gewissenhaft und mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte zu vollbringen haben. In dem Gefühl der Pflichten, die Jedem wieder in besonderer Gestalt nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, zu Hause und nach außen vorgezeichnet sind, verliert sich der Gegensatz von Selbst- und Nächstenliebe, der der Theorie so viel Schwierigkeiten bereitet.

Ich will mich auf ein kleines aber nächstliegendes Beispiel berufen. Wenn ich hier eine Rede halte und bemüht bin, der Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, so würde ich der Wahrheit nicht die Ehre geben, wenn ich sagen wollte, daß die Liebe zu meinen Zuhörern oder Zuhörerinnen, oder die Meinung und Absicht, ihre Bildung zu fördern, einen erheblichen Antheil an meinen Motiven habe. Aber noch viel weniger treibt mich die Selbstliebe dazu; ich fühle es als eine Belästigung, von der ich gerne enthoben wäre. Ich thue einfach, was mir obliegt und thue es, so gut ich kann. Und wenn man dann auch noch fragen wollte: warum erfüllst du deine Pflicht, so müßte ich ant-

worten: abſehend von äußeren Motiven, weil ich ſonſt mir Vorwürfe zu machen hätte und unbefriedigt wäre. Und wenn man dann immer noch weiter fragte: warum mußt und willſt du denn aber befriedigt ſein, ſo gibt es meines Erachtens keine andere Antwort mehr als etwa die ganz allgemeine: jedes beſeelte Weſen, es mag wollen oder nicht, wird und muß nach Befriedigung, nach Stillung der Strebungen trachten, die in ſeine Natur gelegt ſind, und diejenigen, die auch das noch Egoismus und Eudämonismus nennen, die wiſſen entweder überhaupt nicht mehr, was ſie wollen, oder ſuchen ſie nun eben ihre Befriedigung gerade darin, daß ſie ſich noch klüger, ſittlich ſtrenger und conſequenter vorkommen als andere Menſchenkinder.

Das iſt das Bedeutende und Entſcheidende in dem Begriff der Pflicht, daß er alle anderen Motive in ſich auflöſt. Die Frage, warum erfüllſt Du Deine Pflicht, ſtellen wir nicht mehr; wir bedürfen und wiſſen keine Antwort darauf. Es iſt dies der einzige vernünftige Sinn des ſonſt anfechtbaren und mißverſtändlichen Satzes, man müſſe das Gute um des Guten willen thun. Es iſt wohl auch das, was Kant mit der Verwerfung jedes Motivs der Glückſeligkeit gemeint haben kann, nur daß er ohne Noth zu einer unhaltbaren Polemik gegen die ſittliche Berechtigung aller der Momente fortſchritt, auf welchen ſich der ſachliche Inhalt unſerer Pflichten im Beſonderen allein aufbauen läßt.

Die geſellſchaftliche Sitte uud Ordnung weiſt Jedem begrenzte Kreiſe von Thätigkeiten, beſtimmte Ziele und

Tagewerke zu, der Jugend, die sich für die Aufgaben der Zukunft tüchtig zu machen, und dem Mann, der seinem Erwerb nachzugehen hat, der Hausfrau, den Eltern, Kindern, Geschwistern, dem Bürger in Gemeinde und Staat, dem öffentlichen Diener, dem Gelehrten und Künstler, den Herrschenden und den Dienenden. Sie wissen in der Regel nicht und brauchen sich nicht darüber zu besinnen, ob sie dies um ihret- oder um Anderer willen thun; fast in allen Fällen wird Beides nebeneinander Platz finden. Im Einzelnen und in der Ausführung behält dabei Selbstsucht und Nächstenliebe den weitesten Spielraum, aber Recht und Sitte setzen der Willkür die nothwendigen Schranken, noch engere das natürliche sittliche Gefühl, dessen Organ das Gewissen ist. Es gibt jedoch auch neben der Pflicht noch Etwas, das außerhalb des Gegensatzes von Egoismus und Nächstenliebe steht und zu dem Besten gehört, was dem Menschen beschieden ist: es ist die selbstvergessende Versenkung des Geistes in die Objecte seiner Thätigkeit. Alle die großen Geister, an deren Werken wir uns erfreuen und bilden, die Denker und Dichter, die Künstler, Erfinder uud Entdecker hatten keine Pflicht, originell und schöpferisch zu sein; sie thaten es nicht um Anderer und nicht um ihres Vortheils willen, oft genug mit Aufopferung ihres Lebensglücks, aber sie folgten einem unwiderstehlichen Drang ihres Genius; der innere Gehalt dessen, was sie suchten, zog sie an und ließ sie nicht mehr los. Dabei konnten immerhin noch die Nebenmotive des Verlangens nach Beifall, Ehre, Ruhm, auch nach Erwerb einigen Antheil haben. Obschon in schwächerem Maße,

gilt das auch für die mittleren und kleineren Geister; und die selbstlose Vertiefung in das Object der geistigen Arbeit, die reine Hingabe an den Werth der Sache, die sich im Kleinen als ein ahnungsvolles Vorbild höherer Daseinsformen, einem bewußten Aufgehen im Weltganzen vergleichen läßt, gehört zu den glücklichsten Momenten, zu den Höhepunkten des Menschenlebens.

Es hat sich schließlich für unsere Betrachtung der Begriff der Pflicht dem Gewissen so an die Seite gestellt, daß die beiden Sprüche: Folge deinem Gewissen und erfülle deine Pflicht, ganz das Gleiche zu besagen scheinen. Es wird auch in den allermeisten Fällen in der That so sein, daß die Zeiger des Gewissens und des Pflichtgefühls genau auf den gleichen Punkt hindeuten. Aber dennoch können sie auch auseinander treten. Die Pflicht ist concret und sachlich bestimmt, sehr oft auch äußerlich bindend. Das Gewissen, ein innerer Drang aus idealen Wurzeln sprossend, übt seine Functionen frei von Fall zu Fall. Die Pflicht kann auch zweifelhaft werden; es treten Collisionen verschiedener Pflichten ein. Für ihre Lösung kann es keine allgemeinen Regeln geben, so wenig als es Theorien gibt, um Räthsel oder verschlungene Knoten aufzulösen. Jeder Fall ist ein individueller, und die Casuistik pflegt stets nur Beispiele zu behandeln, die sich nicht generalisiren lassen. Die beste Entscheidung muß immer beim Gewissen stehen oder genauer durch die vom sittlichen Gefühl geleitete und kontrolirte Vernunft erfolgen. Das Gewissen ist in diesem Sinne schon die Magnetnadel der Sittlichkeit genannt worden.

Ich glaube mich hierfür wie für einige Hauptpunkte meiner ganzen Ausführung auf eine in meinen Augen auch in dieser Richtung große Autorität berufen zu können.

Der deutsche Dichter, dessen Werken tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Menschenseele zu entnehmen sind als allen Hand- und Lehrbüchern der Psychologie zusammen, hat in hohen Jahren, im charakteristischen Stil seines Alters die Summe seiner Lebensweisheit in einem denkwürdigen Lehrgedicht, das den Titel „Vermächtniß" führt, in gedrängten Worten zusammengefaßt. Nachdem er von der Unsterblichkeit der Seele und von dem reichen Schatz der bereits feststehenden und nicht erst noch zu suchenden Wahrheit gesprochen hat, fährt er fort:

Sofort nun wende dich nach innen.
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Er sieht in dem Gewissen die Sonne, die auch in die dunkelsten Lebenspfade noch helles Licht wirft, fügt aber das bedeutsame Beiwort, „das selbständige Gewissen", hinzu und kann darunter nichts Anderes verstehen als das von jeder äußeren Autorität, der weltlichen wie der geistlichen unabhängige, nur dem reinen und unbeirrten sittlichen Gefühl folgende Gewissen.

An einem anderen Ort, in einer seiner Spruchsammlungen, sagt Goethe in Frage und Antwort: „Wie kann

man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages."

Wir sehen aus diesen und den vorausgegangenen Erwägungen: die Schwierigkeiten, unser Leben nach der Idee des Guten zu ordnen, liegen nicht darin, daß wir nicht wüßten, was wir zu thun, wie wir zu handeln haben. Gewissen und Vernunft sind sichere Leitsterne; nur fehlen ihnen die Zwangsmittel, um die widerstrebenden Begierden zu bändigen. Sie sind wie zarte Pfropfreifer einer edleren Gattung eingesenkt in das Gestrüppe wild wuchernder Zweige. Allein so zart und machtlos diese Keime erscheinen mögen, so sind sie doch unzerstörbar und bilden eine unverlierbare Mitgift der menschlichen Ausstattung. Auf ihrem Fundament ruht der ganze Bau menschlicher Gesittung. Wenn nach den Lehren alter und neuester Materialisten, Positivisten und Utilitarier die sittlichen Vorschriften nur aus der Erfahrung ihrer Nützlichkeit für die Gesellschaft erwachsen wären und ihr Ansehen schöpften, so wäre es schlimm um sie bestellt. Wären Humanität, Schonung und Pflege der Schwachen und Gebrechlichen, der entbehrlichen, unbrauchbaren, schädlichen Elemente der Gesellschaft nicht von unserem sittlichen Gefühl gefordert, ihre praktische Nützlichkeit wäre oft sehr anfechtbar, und auch das vielberufene Gesetz vom Kampf ums Dasein könnte nur sehr ungünstigen Erfolg in Aussicht stellen. Aber im Laufe der Zeiten fassen jene zarten Schößlinge Wurzel und gelangen

zu festerem Bestand; durch die Anregungen hervorragender Individuen bildet sich ein Grundstock sittlicher Begriffe, der von Geschlecht zu Geschlecht anwächst, in Recht und Sitte, die den Einzelnen zugleich emporheben und zwingen, allmälig zur Macht und äußeren Autorität gelangt. Ohne einen angeborenen sittlichen Trieb, ohne das diesen in sich tragende und fortbildende Gewissen wäre die Geschichte der Menschheit nicht verständlich, deren weiterer Fortschritt nicht denkbar.

Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz.

1885.

Ich habe wiederholt an dieser Stelle versucht, kleinere oder größere Fragen der praktischen Seelenlehre zu besprechen. Ich war dabei stets sorgfältig beflissen, jenen ungelösten Räthseln über das Wesen der Seele, über die Zusammenhänge des körperlichen und geistigen Lebens, über die Genesis des Menschenthums aus dem Wege zu gehen, da ich wußte, zu ihrer Lösung nichts beitragen zu können. Soweit dies Ausweichen nicht ganz durchführbar erschien, hielt ich unbeirrt an dem alten Postulate fest, daß das, was wir als unser Ich kennen und benennen, reale Monaden, wirkliche Eigenwesen seien, und begnügte mich für die Deutung des Selbstbewußtseins mit der einfachsten Auskunft, daß wir in Wahrheit ein Selbst sind und hiervon das unmittelbarste Bewußtsein haben. Im Uebrigen aber schien es mir, daß man jene Geheimnisse auch auf sich beruhen lassen und der praktischen Lebenserfahrung, der Beobachtung seiner selbst und Anderer, der Geschichte und den Werken der Dichtkunst bei genauerem Aufmerken Manches entnehmen

und abfragen könne, was sich der Beachtung leicht entzieht und ihrer doch nicht unwerth ist; eingedenk des Dichterworts: „Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die Andern es treiben. Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz." Es war besonders ein Thema, dem ich von verschiedenen Seiten her näher zu treten versuchte, die Frage, wie man Personen nicht bloß nach ihrem Aeußeren, sondern auch nach ihren psychischen Merkmalen beschreiben könne, oder mit anderen Worten, worin sich die individuellen Seelen von einander unterscheiden. Wie man wenigstens in groben Umrissen, die aber doch ihren Zweck nicht verfehlen, Personen nach ihrer Leiblichkeit zu charakterisiren vermag, können wir alltäglich in jedem Reisepaß oder Steckbrief lesen; aber wenn wir ein gleiches oder ähnliches Verfahren auch auf den inneren Menschen anwenden wollen, so fehlt es gleich an jeder Uebereinstimmung über die Rubriken, die dabei aufzustellen und mit bestimmten Prädikaten auszufüllen wären. Ich überzeugte mich dabei, daß sich wenigstens drei solcher Hauptrubriken, vorbehältlich zahlreicher Unterabtheilungen, bezeichnen lassen, welche diesen Dienst leisten können und bei keiner Beschreibung von Personen fehlen dürfen. Sie heißen Charakter, Temperament und Intelligenz; oder es sind die leitenden und vorherrschenden Ziele und Richtungen des Willens, die Aeußerungsformen der inneren Gemüthserregungen und die Arten der geistigen Begabung. Diese drei Factoren unseres inneren Lebens stehen zwar unter sich in mannigfaltigster und innigster Wechselwirkung; sie sind aber doch insofern ganz

unabhängig von einander, als keiner von ihnen auf den andern zurückzuführen, jeder Charakter mit jedem Temperament und jeder Stufe von Intelligenz vereinbar ist und niemals vom Einen auf das Andere geschlossen werden kann. Ueber Charakter und Temperament habe ich schon früher meine Auffassung dargelegt; über das dritte, schwierigste und unübersehbarste Thema, die Intelligenz, wünsche ich nun ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit einige Betrachtungen vorzutragen.

Es ist dies nicht wohl ohne etliche Vorbemerkungen thunlich.

Einmal versteht es sich von selbst, daß ich von den Unterschieden menschlicher Intelligenz nur insoweit reden kann, als sie auf Naturanlagen, nicht auf Unterricht und besonderer Ausbildung beruhen. Die Kluft, welche der Factor der Bildung bewirkt, ist so groß, daß deren niedrigste Stufen von den höchsten viel mehr als von der Thierwelt abstehen, selbst bei großer Aehnlichkeit der ursprünglichen Naturgaben.

Die deutsche Sprache bietet uns sodann eine reiche Auswahl von Worten, um geistige Kräfte und Fähigkeiten zu bezeichnen, wie Verstand, Vernunft, Einbildungskraft, Phantasie, Geist, Fassungskraft, Urtheilskraft, Witz, Gedächtniß u. a. Diese Ausdrücke haben zwar alle ihren guten und wohlberechtigten Sinn, werden aber völlig mißverstanden, wenn man dabei an gesonderte Theilkräfte denkt, die zusammen das Ganze des Menschengeistes ausmachen; wie sich denn auch solche Begriffe gar nicht genau unter sich

abgrenzen lassen, sondern nach allen Richtungen in einander übergreifen. Es kann sich dabei überall nur um verschiedene Bethätigungsformen oder Functionen einer einzigen Grundkraft, des menschlichen Denkorgans handeln. Es gilt dies nicht nur von der vielerörterten Unterscheidung von Verstand und Vernunft, die gar nicht auf psychologische Wurzeln zurückzuführen ist, die sich nicht auf verschiedene Arten, sondern nur auf verschiedene Ziele und Objecte des Denkens beziehen kann und die den anderen, den alten wie den neuen Culturſprachen völlig fehlt, was nicht wohl der Fall wäre, wenn von gesonderten Seelenkräften gesprochen werden könnte. Es verhält sich ebenso mit dem Unterschied von Verstand und Phantasie. Die Phantasie denkt auch, und sie denkt nach den gleichen logischen Gesetzen, wie seinerseits der Verstand ebenso nach Deutlichkeit und Anschaulichkeit seiner Vorstellungen zu streben hat. Beide wirken in allem klaren und normalen Denken ununterscheidbar zusammen. Wir bedürfen eines zusammenfassenden und einheitlichen Ausdrucks für das Ganze der menschlichen Denkthätigkeit, und dieser bietet sich uns in dem Wort Intellekt, dem lateinischen intellectus entsprechend, dar, dessen Definition etwa dahin zu lauten hat, daß er das an unsere Gehirnfunctionen gebundene Organ ist, Vorstellungen zu bilden und unter einander zu ordnen. Was aber Vorstellungen sind, läßt sich nicht weiter beschreiben, sondern ist Jedem in jedem Augenblick unmittelbar in seinem Bewußtsein gegeben, und jeder Versuch, sich dies noch klarer zu machen, wäre von selbst schon eben das, was man Vor-

stellung nennt. Von dem Intellect ist die Intelligenz zu unterscheiden; wir legen sie nur dem Einzelnen bei; sie ist dessen besonderer Antheil an der Entwicklung des Intellects, die individuelle Art und Stufe des Intellects.

Ich muß nun aber auch an die ganze Stellung, die dem Intellect in unserem Seelenleben zukommt und damit an die schon wiederholt hier vertretene Lehre von der leitenden Stellung, dem sogenannten Primat des Willens erinnern. Sie besagt, daß der Intellect für sich allein uninteressirt und gleichgültig gegen den Inhalt und Werth der von ihm gebildeten und verknüpften Vorstellungen ist, daß aller Antheil, der seine Thätigkeit begleitet, aus dem Willen und den Gefühlen, die ihrerseits wieder in Triebreizen verschiedenster Art wurzeln, stammt, und daß ohne diese Zuthat alle intellectuellen Acte wie kalte Schattenbilder als rein logische und gleichförmige Operationen an unserem Bewußtsein vorübergleiten müßten. An sehr feinen, aber unzerreißbaren Fäden weisen die Werthgefühle dem Intellect seine Ziele an und lassen ihn keinen Augenblick ganz davon los. Selbst da, wo er scheinbar ganz in seinem reinsten Elemente frei zu athmen scheint, im Erforschen der Wahrheit um der Wahrheit willen, ist das, was ihn in Bewegung setzt, ein Denkenwollen, ein Trieb der Erkenntniß, die Lust an der Wahrheit als solcher. Es ist ein wesentlicher und weittragender Irrthum und Widerspruch in der Lehre Schopenhauer's, wenn er, der jene Abhängigkeit des Intellects vom Willen aufs Stärkste betont und in seiner geist- und glanzvollen Weise begründet hat, doch wieder die

Ausnahme zuläßt, daß derselbe sich von jener Dienstbarkeit auch losmachen und den Willen wie dessen Bejahung des Lebens ertödten könne und solle. Den schärfsten Gegensatz zu jenem Primat des Wollens bildet die Herbart'sche Schule, wenn sie das Allerwechselndste und Abhängigste, den Flugsand der Vorstellungen, zum Ausgangspunkt und zur Unterlage allen Seelenlebens macht und aus ihren Beziehungen zu einander, ihren Verschmelzungen, Stärkegraden und Widersprüchen auch alles Fühlen und Wollen ableiten zu können glaubte. Als ob irgend Jemand anzugeben vermöchte, wodurch eine Vorstellung stärker und lebhafter als eine andere sein kann, als durch das subjective Interesse, das sich für ihren Inhaber an deren Inhalt knüpft. Für die sorgliche Hausfrau wird der Gedanke, daß ihre Garteneinladung verregnet werden, daß der rauhe Wind dem Kind, das ausgetragen wurde, oder dem Mann, der seinen Ueberzieher zu Haus gelassen hat, Schaden bringen könnte, eine weit stärkere und lebhaftere Vorstellung sein, als die Zeitungsnachricht, daß ein schreckliches Erdbeben oder ein Eisenbahnunglück in fernen Landen unsäglichen Jammer gestiftet hat, oder eine Erzählung von den Greuelthaten des dreißigjährigen Krieges oder der französischen Revolution. Auch die ganze bekannte Lehre von der Ideenassociation oder der natürlichen Reihenfolge unserer Vorstellungen wird durch die Thatsache, daß stets ein leicht wechselndes Interesse den Lauf unserer Gedanken leitet und beherrscht, zwar nicht aufgehoben, aber auf einen weit engeren Wirkungskreis beschränkt. Der Intellect gleicht stets

nur dem Steuermann, dem das Ziel der Fahrt vorgeschrieben ist, der aber die Pfade zu suchen und das Schiff zu lenken hat, oder um ein bekanntes, in anderem Zusammenhang gebrauchtes Bild zu wiederholen, der Magd, die ihrer Herrschaft mit der Fackel vorausleuchtet, oder auch dem Minister eines unumschränkten Monarchen, der diesem mit berathender Stimme seinen Wünschen entgegenkommende Anträge stellt und dann seine Befehle zur Ausführung bringt. Wir können lediglich nichts denken oder thun ohne ein Motiv; alle Motive stammen aber aus dem Willen, wäre es auch nur das Verlangen, die Leere und Langweile zu vertreiben. Jede Psychologie wird, nach meinem Dafürhalten, ihr Ziel verfehlen, wenn sie diese Wahrheit nicht erkennt und an ihre Spitze stellt, und es sind noch weit nicht alle Folgerungen aus derselben gezogen.

Um nun nach diesen Vorbemerkungen dem Thema von den Unterschieden der Intelligenz näher zu treten, so bietet uns die deutsche Sprache, wie vorhin für die verschiedenen intellectuellen Functionen, so auch eine reiche Auswahl von Prädicaten, durch welche wir die Arten und Stufen der Geistesthätigkeit einzelner Personen bezeichnen; so die Ausdrücke klug, verständig, scharfsinnig, geistreich, talentvoll, genial, witzig, einsichtig und die Gegenstücke hierzu thöricht, einfältig, beschränkt u. a. Das bekannteste und gebräuchlichste solcher Begriffspaare bildet der Gegensatz von gescheidt und dumm. Jedermann glaubt zu wissen, was diese Ausdrücke besagen, und wird stets Beispiele genug von Personen, Reden und Handlungen für das Eine oder Andere

zu nennen wissen; aber die Frage, was denn damit im Grunde gemeint sei, wird er nicht so leicht zu beantworten im Stande, sondern in Gefahr sein, sich im Kreis herumzudrehen und mit verschiedenen Worten immer wieder dasselbe zu sagen oder wenigstens zu meinen. Die Sprache gibt uns darüber einige willkommene Auskunft. Gescheidt kommt von Scheiden her und heißt geschickt im Scheiden, im Unterscheiden. Das Wort weist demnach auf die erste und wichtigste Function alles Denkens hin, das Verschiedene auseinander zu halten, um dann das Aehnliche und Zusammengehörige zu verknüpfen. „Willst im Unendlichen dich finden, mußt unterscheiden und dann verbinden." Im Kopf des Gescheidten liegen die Vorstellungen gleichsam wie in einer geordneten Bibliothek nach Fächern sowohl getrennt als verbunden aneinander gereiht, und innerhalb des Zusammengehörigen das Wesentliche geschieden von dem Unwesentlichen, so daß jedes nach Bedarf leicht zur Hand ist. Dumm dagegen, in der älteren Sprache thumb lautend, hängt mit dumpf, stumpf, vielleicht auch mit Dunkel zusammen. In dem dummen Kopf liegen die Vorstellungen ungeordnet und unbeleuchtet unter einander, das Wichtige und Gleichgültige in bunter Mischung, so daß bei gegebenem Anlaß die gerade passende schwer zu finden ist. Uebrigens pflegen wir ja nicht alle Leute entweder dumm oder gescheidt zu nennen, sondern wie bei andern solchen Begriffspaaren, groß oder klein, fett oder mager, gut oder schlecht nehmen wir ein Mittleres oder Durchschnittliches als Maßstab an, auf welches wir jene Prädicate nicht anwenden.

Nur daß dieser Maßstab bei den genannten Beispielen mehr ein objectiver, übereinstimmend angenommener ist, während bei Ertheilung des Prädicates gescheidt oder dumm, jeder von sich selbst, d. h. von der Meinung, die er über sich hat, auszugehen pflegt. Ueberdies sind die Ausdrücke auch in dieser Beschränkung nicht allgemein und unbedingt zu gebrauchen. Zwar, ob es Leute gibt, denen das Zeugniß der Dummheit in allen Beziehungen zu ertheilen wäre, will ich nicht entscheiden; doch werden die Fälle, soweit die Geistesschwäche nicht schon an der Grenze des Krankhaften steht, nur selten sein können, da auch sonst beschränkte Köpfe ihre nächstliegenden Interessen wohl zu verstehen pflegen und nur beim Eintritt von Störungen und Hindernissen des Gewohnten ihre Mängel verrathen. So sagt schon ein altgriechischer Spruch: „Oft weiß auch der thörichte Mann verständig zu reden." Aber um so unbedenklicher möchte ich bei der Beschränktheit aller menschlichen Einsicht und Erfahrung behaupten, daß kein Mensch das Prädicat gescheidt allgemein und unbedingt in Anspruch nehmen kann. Auch bei größter Vielseitigkeit und der höchsten Bildungsstufe wird Jemand nur annähernd und stets nur unter der Einschränkung, daß er sich überall, wo ihm die sachlichen Kenntnisse fehlen, nicht urtheilend, sondern fragend und lernend verhält und sich höchstenfalls auf eine nur hypothetische Aussage beschränkt, auf jenes Lob Anspruch erheben können. Es ist aber selten und in der That schwer ausführbar, über Alles, was man nicht versteht, wo man jenes Unterscheiden des Ungleichen und Ver-

binden des Zusammengehörigen nicht sachgemäß zu vollziehen vermag, die Bescheidenheit des Schweigens oder nur problematischen Urtheils einzuhalten. Diese Enthaltsamkeit wird eben da am wenigsten gepflegt, wo sie vielleicht am nöthigsten wäre und im kleinsten Maß durch die auf anderen Gebieten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen ersetzt werden kann, in der Politik, im Urtheil über gesellschaftliche und staatliche Ordnungen, und wenn der Gesetzgeber durch das allgemeine Wahlrecht jedem männlichen und erwachsenen Staatsbürger ein Urtheil über die schwierigsten und wichtigsten Probleme auferlegt, so macht er das Geschеidtsein zu einer officiellen, aber für die Meisten unerfüllbaren Forderung, da es ja nicht an Beispielen fehlt, daß selbst große Geister und hochgelehrte Männer gerade auf diesem Gebiet der menschlichen Unvollkommenheit den reichlichsten Tribut abstatten.

Es ist jedoch mit allen solchen gegensätzlichen Eigenschaftswörtern wie klug und thöricht, gescheidt und dumm, so praktisch brauchbar und unentbehrlich sie sein mögen, für unser Thema nicht viel zu erreichen; sie sind zu allgemein und unbestimmt, um einen näheren Einblick zu gewähren. Die Unterschiede des Denkens sind nach Form und Inhalt genauer zu verfolgen.

Man kann, wie mir scheint, vier Formen oder Abstufungen des Denkens unterscheiden, je nach dem Vorstellungselement, in welchem sich dasselbe bewegt. Es gibt nämlich 1. ein wahrnehmendes, an äußerlich gegebenen Sinneseindrücken haftendes Denken; 2. denken wir in Er-

innerungsbildern oder innerlich angeschauten Gestalten; 3. denken wir in Worten und Sprachformen; 4. gibt es ein an keine dieser drei Formen gebundenes, gestalt- und wortloses, unvermitteltes Denken. Diese vier Denkformen wechseln und verbinden sich in der mannigfaltigsten Weise; sie sind gleich nothwendig und werthvoll; keine derselben kann irgend Jemandem ganz fremd sein, aber bei Jedem wird eine von ihnen oder eine bestimmte Kombination derselben das Vorherrschende und Charakteristische sein.

Die Wahrnehmung von Dingen und Vorgängen der Außenwelt ist selbstverständlich für Jedermann die Grundlage von allem Weiteren. Es gibt keine gewissere Erkenntniß der Psychologie und der Logik, als daß das Wahrnehmen auch schon ein Denken ist, daß die Außendinge nicht gleichsam von selbst, wie durch ein offenes Fenster oder wie in einem Spiegel, gerade so wie sie in Wahrheit sind oder sein mögen, in unser Bewußtsein hereinscheinen, sondern daß unser Denken gleich mit den ihm anhaftenden Voraussetzungen, mit einem bestimmten Interesse, mit der Unterscheidung eines besonderen, von seiner Umgebung und seinem Hintergrund abgelösten Dinges, seiner Eigenschaften, seines Thuns oder Leidens an dieselben herantritt und so nicht ein Spiegelbild, eine Photographie, sondern schon ein Denkpräparat in sich aufnimmt, ein aus der Kombination eines äußerlich Gegebenen mit der Zuthat des Geistes entstandenes Gebilde, das dann mit den bereits vorhandenen Vorstellungen durch Unterscheiden und Verknüpfen in die mannigfaltigsten Beziehungen eintritt. Die bloße Sinnesschärfe

ist dabei nur etwas Secundäres, und das schwache Auge kann mehr und richtiger wahrnehmen als das schärfste. Wir beschäftigen uns mit den Außendingen auf doppelte Weise, entweder bloß betrachtend oder zugleich handelnd, d. h. Veränderungen an ihnen vornehmend. Nach unseren gesellschaftlichen Einrichtungen ist der weitaus größte Theil der Menschen, nämlich alle, welche Handarbeit höherer oder niedrigerer Art an äußeren Objecten verrichten, aber auch der Naturforscher, der Arzt, der Künstler, auf dies wahrnehmende, an der Anschauung haftende Denken vor allem Andern hingewiesen. Welche weitere Vorstellungen sich dann an die Sinneseindrücke anschließen können, ist unsagbar und unübersehbar; es ist von einem Newton, den der Anblick eines vom Baum fallenden Apfels auf die Idee des größten aller physikalischen Gesetze geführt haben soll, bis zu dem Lohnarbeiter, der stumpfsinnig und gleichgültig auf den Gegenstand seiner einförmigen Hantirung blickt, der das Gewohnte als das Selbstverständliche, nur die kleinen Abweichungen vom Gewohnten als beachtenswerth ansieht, eine unendliche Reihe von Abstufungen.

Das wahrnehmende Denken erstreckt sich jedoch keineswegs bloß auf die unseren Sinnen dargebotene Außenwelt, sondern auch auf das, was in und an uns selbst vorgeht, auf körperliche Empfindungen von Lust oder Unlust, wie auf innere Vorgänge und Stimmungen, auf die Gefühls- und Willensregungen, die, aus einer dem Intellect verborgenen Quelle stammend, sich ihm, wir wissen nicht wie, bemerklich machen und ihn veranlassen,

dieselben zu deuten und mit den entsprechenden Vorstellungen zu begleiten.

Alle Wahrnehmungen wären werthlos und müßten immer wieder von Neuem gemacht werden, wenn nicht von ihnen Erinnerungsbilder auf eine für uns ebenfalls nicht weiter erklärbare Weise zurückblieben, an welche sich eine zweite Denkform, das Denken in Gestalten oder inneren Anschauungen knüpft. Indem diese Bilder, losgerissen von ihren ursprünglichen Anlässen, in uns fortleben, stets um- und fortgebildet, auch durch das, was man nicht selbst angeschaut, sondern von Andern vernommen und nach der Analogie des Bekannten fortgestaltet hat, ergänzt und erweitert werden, entsteht uns durch diejenige Denkthätigkeit, der wir den Namen Phantasie oder Einbildungskraft beilegen, eine innere Gestaltenwelt, an welche je nach den Motiven, unter deren Leitung und Herrschaft sie gestellt sind, sich die höchsten Leistungen des Menschengeistes, wie auch die verderblichsten Wirkungen anknüpfen können. Das Wesentliche dabei ist, daß dies Phantasiespiel unabhängig von der Außenwelt, wie in wachem Traumleben, innere Anschauungen von Dingen oder Vorgängen an unserem Bewußtsein vorübergleiten lassen kann, ohne dabei der Worte und der sprachlichen Fassung der Gedanken zu bedürfen, wiewohl die Phantasie sich auch über dieses Gebiet, und zwar gerade in ihren höchsten Erzeugnissen zu erstrecken vermag. Wir können uns ins Einzelnste ausmalen, was wir Alles thun würden, wenn wir das große Loos gewännen; wir können uns ein Haus bauen und darin jedes

Möbel an seinen Platz stellen. Wir können uns das angenehmste Schlaraffenleben und jede Art von Sinnenlust bei aller Enge und Aermlichkeit unseres wirklichen Daseins in hohlen Traumbildern verschaffen, selbst ganze Länder regieren, siegreiche Schlachten schlagen, unsere Feinde bestrafen, die Freunde beglücken, uns jede äußere oder innere Auszeichnung beilegen, ohne daß uns, wofern wir unsere Träume nicht noch mit Monologen verzieren wollen, die Sprache hierbei irgend einen Dienst zu leisten hätte. Aber auch die bildenden Künste, die Dichter in Worten und Tonwerken schöpfen aus dieser Quelle. Das Höchste wie das Niedrigste, das Ideale wie das Gemeinste findet hier seine Stelle. Es gibt kein klares und noch weniger ein originelles und schöpferisches Denken ohne eine glückliche Phantasie, ohne einen reichen Schatz von Erinnerungsbildern und selbstgeschaffenen inneren Gestalten.

Allein bei aller grundlegenden Bedeutung sind das wahrnehmende und das Gestaltendenken doch nur Vorstufen und das wahre, normale, vollkommene Denken vollzieht sich nur in Worten und ist an diesen sprachlichen Ausdruck gebunden. Erst im Wort löst sich die Vorstellung von ihren subjectiven Ausgangspunkten einer äußeren oder inneren Anschauung ab und wird zu etwas Allgemeinem, Mittheilbarem, zu einem geistigen Band mit unseres Gleichen. Erst durch die Sprache eignen wir uns den Schatz der Gedankenwelt unseres Volkes und Zeitalters, sowie aller vergangenen Geschlechter an und gewinnen eine Masse von Vorstellungen, die wir anders niemals gefunden hätten.

Erst in der Form des Urtheils und des sprachlichen, die Urtheile verknüpfenden Satzes erschließen sich uns die unendlichen logischen Beziehungen der Begriffe. Wir wissen gar nicht, welche logische Schulung wir nur jenen kleinen Bindewörtern verdanken, welche die Vorstellungen und Urtheile in einander flechten, dem Wenn und So, dem Weil, Obgleich, dem Und, dem Nicht, Oder, Nur, dem Wie, Daß, Damit, dem Zwar und Aber u. s. w., und wie darin die unbewußten aprioriſchen Elemente des Menſchengeistes den glücklichsten und allverständlichen Ausdruck finden. All' dies ist ja schon oft gedacht und gesagt worden. Ein Wörterbuch ist zugleich ein aufgespeicherter Schatz von Begriffen. Der Eine kann aber ein dickes, ja ein mehrbändiges Lexikon in seinem Kopf haben, der Andere nur ein solches, das auf einem einzigen Druckbogen Platz fände. Nach englischen Zählungen, die freilich für die Statistik nur als annähernde Schätzungen gelten können, aber auch so noch von Werth sind, bewegt sich der Wortschatz eines gebildeten Engländers zwischen 3—4000 Worten, während ein Taglöhner auf dem Lande schon mit 300 Worten auskommen soll. Im alten Testament wurden 5642 Wörter gezählt, natürlich ohne die Flexionen und Wiederholungen, bei Shakespeare 15000. In Goethe's Werken würde sich wohl das Mehrfache dieser Zahl finden, darunter Hunderte von neugeschaffenen Ausdrücken. Die deutsche Sprache ist überhaupt die wortreichste von allen, da die Möglichkeit der Zusammensetzung von Wörtern eine fast schrankenlose ist und Jeder jeden Tag ein neues Wort

gebrauchen kann, das richtig gebildet und Jedermann verständlich ist. Uebrigens ist hier der Unterschied zu beachten zwischen den Wörtern, die man kennt und versteht, wenn man sie hört oder liest, und zwischen denjenigen, welche man selbst in Rede oder Schrift gebraucht. Die letztere Zahl wird wohl für Jeden viel kleiner sein als die erste. Ebenso ist nicht ausgeschlossen, daß jener Taglöhner mit seinen 300 Wörtern im engern Gesichtskreis klarer und schärfer denkt, als ein Anderer mit Tausenden. Denn man könnte die Menschen in diesem Punkt in vier Klassen eintheilen, je nachdem ihre Worte Gold-, Silber-, Nickel- oder Kupfermünzen zu vergleichen sind, wobei nach einem bekannten Spruch das Gold zuweilen auch im Schweigen bestehen darf. Es gilt von nichts so sehr wie von der Muttersprache das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Eine besondere Art des sprachlichen Denkens ist das stille Sprechen. Soweit meine freilich unvollkommene Kenntniß reicht, ist weder aus den physiologischen noch aus den psychologischen Lehrbüchern etwas Näheres darüber zu entnehmen; es wäre interessant zu wissen nicht nur, wie dasselbe zu erklären ist und welchen Antheil daran jener nach neuerlicher Forschung an einer bestimmten Stelle des Gehirns lokalisirte Sprachsinn hat, ob insbesondere bei Verletzungen dieses Organs nicht nur für das laute, sondern auch für dieses stille Sprechen Störungen eintreten, sondern es fehlen auch alle Beobachtungen darüber, wie weit sich dasselbe und in welchen Formen

und Stufen bei Einzelnen und in ganzen Bildungskreisen erstreckt und ausbreitet. Es scheint, daß zahlreiche Menschen, und zwar ebenso Gebildete wie Ungebildete, mit demselben nicht leicht und bequem zurecht kommen, sondern — wenigstens sobald sie allein sind oder sich allein glauben und der Umgebung vergessen — laut peroriren, wie jener Jüngling in einer Goethe'schen Novelle, der Abends vor Schlafengehen alle Erlebnisse des Tages laut besprach und dabei von den Betheiligten, deren Gast er war, behorcht wurde. Ich finde, daß mein Denken, wenn ich allein bin, fast ausschließlich in einem solchen stillen Sprechen besteht, daß dabei die Worte nicht bis zu voller Artikulirung gelangen, sondern nur wie flüchtige, aber deutliche Schatten vorüberschweben, daß sie dialektlos und nur schriftdeutsch lauten würden, daß ich von bekannten Personen, Räumen, Gegenständen und Vorgängen nicht die Namen ausspreche, sondern jene nur still und gleichsam deutend hinzudenke, daß überhaupt das Gestaltendenken sich leicht und vorübereilend zwischen hinein schiebt

Wenn nun aber das sprachliche Denken und zwar mit Recht als das wahre, dem Zweck angepaßteste, der Form nach vollkommenste Denken bezeichnet werden kann, so sollte man nicht vermuthen, daß es auch noch etwas jenseits desselben Liegendes und nicht niedriger zu Schätzendes geben könne. Und doch kann kein Zweifel sein, daß wir auch noch von einer vierten Denkform, von einem wort- und gestaltlosen, reinen und unvermittelten Denken, einem inneren Merken und Schauen von Beziehungen der Dinge

zu reden haben, das dem sprachlichen Ausdruck selbst noch vorangeht oder ihm überhaupt unzugänglich ist. Zwar die Selbstbeobachtung gibt darüber, wenigstens nach meiner Erfahrung, keinen directen Aufschluß; es scheint sich um einen so internen Act des Geistes zu handeln, daß ein ihn begleitendes Bewußtsein ausgeschlossen ist und darum auch keine Erinnerung davon zurückbleiben kann. Aber indirect läßt sich die Thatsache ja sicher erweisen. Denn wie hätte menschliche Sprache jemals entstehen und sich fortentwickeln können, wenn nicht die Vorstellungen, für die man ein allverständliches Lautzeichen vermißte und suchte, vorher schon ausgebildet und mit Bewußtsein gedacht wurden; wie sollten heute noch neue Wörter und Redeweisen aufkommen, wenn nicht eine sprachliche Lücke zuvor in sprachloser Form empfunden würde? Und wenn man auch sagen und zugeben kann, daß die Sprache mit den Bezeichnungen des sinnlich Erkennbaren, der Erinnerungsbilder, ihren Anfang genommen habe, so konnten doch die abstracten Begriffe, die logischen Binde- und Beziehungswörter, die allein der Sprache das Siegel des Menschengeistes aufdrücken, nicht lange ausbleiben und nur aus dessen unbewußten und aprioriſchen Elementen herauswachsen. Oder wie wollen wir uns das Denken des Taubstummen vorstellen, der doch sicher so gut wie wir den Gesetzen der Identität, des Widerspruchs und der Causalität folgt, ohne daß sie ihm in der Anschauung gegeben sind? Oder werden wir von dem Lügner, der anders spricht, als er denkt, von dem Diplomaten, der die Sprache als das Mittel,

seine Gedanken zu verbergen, bezeichnet hat, annehmen, daß sie das, was sie eigentlich im Sinn haben, sich vorher oder daneben noch in stiller Rede vorsagen müßten? Ja, genauer genommen müssen wir bei allen Sprachen das, was wir sagen wollen, vorher einen Moment lang unsprachlich im Kopf haben, nur daß bei der sicheren Uebung des Gebildeten beides zeitlich ganz zusammen zu fallen scheint und sich nicht mehr von einander unterscheiden lassen will. Aber wie oft geschieht es auch, daß wir etwas sagen, was wir gar nicht sagen wollen, daß wir mehr oder auch weniger gesprochen haben, als wir meinten; in diesem Fall mußte doch immer etwas innerlich Gedachtes vorhanden sein, mit dem wir das wirklich Gesprochene vergleichen. Aus alle dem, meine ich, sei zu schließen, daß dies der Sprache vorausgehende und doch die sinnliche Anschauung überschreitende, reine und unvermittelte Denken der ursprünglichste und unverlorene Besitz unseres Geistes, die Urfunction unseres Intellectes ist, die zwar durch die reiche und hohe Ausbildung unserer Kultursprachen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, aber doch stets deren erste und letzte Quelle und der Maßstab für alle Sprachvergleichung bleibt. Es gibt jedoch auch jetzt noch verschiedene niedrigere und höhere Formen, in welchen ein solches sprachloses Denken alltäglich zur Erscheinung kommt. Es geschieht dies in dem schon erwähnten, bei allen Ungebildeten fast als Regel geltenden Fall, daß man das, was man sagen möchte, nicht so herausbringt, wie man meint und will, nicht weil die Sprache die entsprechenden

Ausdrücke nicht darböte, sondern nur, weil man nicht über sie verfügt. Sodann gibt es aber auch wirklich Unaussprechliches, Anschauungen sowohl als innere Regungen, die der Intellect zwar gewahr wird und zu deuten sucht, aber nicht in Worte zu fassen vermag. Schon für die sinnlichen Eindrücke versagt die Sprache vielfach ihren Dienst. Kein Mensch kann den Geruch einer Rose, den Geschmack einer Speise, den Schmerz des Zahnwehs mit Worten beschreiben, obgleich der Intellect sie wohl erkennt, unterscheidet und mit Anderem vergleicht. Eine anmuthige oder ergreifende Musik erregt ein Gewoge von Vorstellungen, welche sich der Einkleidung in Worte entziehen und bei jedem Versuch, sie zu deuten, noch einen unausdrückbaren Rest übrig lassen. Und gilt das Gleiche nicht schließlich von allen Künsten? Aber auch nach oben für das Uebersinnliche, die Welt der Ideale, der Ahnungen eines Unendlichen und Unerforschlichen, wo ein sicheres Erkennen und klare Vorstellungen versagt sind, findet die Sprache ihre Schranken, ohne daß darum dies ganze Gebiet dem Menschengeist unzugänglich sein müßte.

Wenn man nun diese vier Formen, das wahrnehmende, gestaltende, sprachliche und wortlose oder unvermittelte Denken überblickt, so wird zwar Niemandem eine derselben ganz verschlossen sein, aber sie werden je nach Beschäftigung und Bildungsgang zu sehr ungleicher Entwicklung gelangen. Das Denken der meisten Menschen wird sich überwiegend in dem Element beschränkter Wahrnehmungen und der entsprechenden Erinnerungsbilder, an welchen die

Einbildungskraft nur geringe Umbildungen vornimmt, bewegen; ihr sprachliches Denken wird an dem kleinen Umfang ihres Wortschatzes eine Hemmung finden, das wortlose Denken vorzugsweise an der Unfähigkeit, das Gedachte zum klaren Ausdruck zu bringen, haften. Bei Andern, vor Allem den Gebildeten und Gelehrten, wird das Denken in Worten den ersten Platz einnehmen und auch das anschauende und gestaltende Denken gern den adäquaten sprachlichen Ausdruck suchen; das wortlose Denken des Unaussprechlichen wird nur die seltenere Ausnahme bilden, gemäß dem Spruch: „Der Gedanke fliegt davon, wenn das Wort ihn nicht ereilt." Der Werth, Gehalt und die Wirkung des gesprochenen oder gedachten Wortes wird aber immer durch die Zuthat der Phantasie, d. h. dadurch bedingt sein, daß die Worte keine bloß eingelernten Phrasen, keine Fabrikwaare oder Rechenpfennige, sondern der Ausdruck einer lebendigen inneren Anschauung und Empfindung sind. Das intuitive Denken in Worten ist nach der formalen Seite und abgesehen vom Inhalt, der sich in höheren oder niedrigeren Regionen bewegen kann, das Vollkommenste und darum die Poesie, wenn sie werthvollen Gehalt in den Schmuck des geflügelten, kunstvoll gestalteten Wortes zu kleiden vermag, nach dem Dichterwort, wenn sie „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webt", in intellectueller Beziehung die höchste Leistung des Menschengeistes und als solche zu allen Zeiten erkannt worden.

Wenn ich zuvor gesagt habe, der menschliche Intellect

sei das einheitliche Organ oder Vermögen, Vorstellungen zu bilden und zu ordnen, Phantasie, Verstand und ähnliche Namen seien nicht besondere Theilkräfte, sondern nur verschiedene Functionen desselben, so mag das im Bisherigen seine Begründung gefunden haben. Dagegen ist es mit jener Einheit und Einfachheit des Intellects wohl vereinbar, daß ihm für die Bildung und Ordnung seiner Vorstellungen specielle Fähigkeiten zur Seite und zu Diensten stehen, deren Zuthat und Stärkegrad Anlaß geben, bestimmte Ziele und Richtungen des Erkennens oder Handelns vor anderen zu bevorzugen. Die alltägliche Erfahrung zeigt unwidersprechlich, daß es eine Anzahl specifischer, von einander unabhängiger Anlagen und Empfänglichkeiten für bestimmte Classen von Vorstellungen gibt, die zwar Niemandem völlig fehlen und insofern zum allgemeinen Inventar der menschlichen Ausstattung gehören, die aber in höchst ungleichen Stärkegraden vertheilt und in der Regel ein anererbter Mangel oder Vorzug sind. Unabhängig von der bloßen Schärfe des Gehörsinns, unterscheiden sich schon in jeder Elementarschule die Kinder in ihrer Anlage für Musik, in der Fähigkeit, die Tonhöhe und die Intervalle abzumessen, Accorde und längere Tonreihen in der Erinnerung festzuhalten. Das Gleiche gilt für den sogenannten Ortssinn, die Auffassung und das Gedächtniß für räumliche Verhältnisse, die man in sehr hohem oder sehr geringem Maße haben, aber, wenn sie fehlen, nur ungenügend durch Uebung erwerben kann, und die wir bei gewissen Thiergattungen in einer uns so wunderbar er-

scheinenden Ausbildung finden. Jeder Lehrer wird ferner die Erfahrung machen, daß die Begabung für die einzelnen Lehrfächer, insbesondere für Sprachen und Mathematik, in keinem inneren Zusammenhang mit einander steht und ebenso oft getrennt als verbunden vorkommt. Auch das Verständniß für mechanische Zusammenhänge und Arbeiten ist eine solche Specialanlage. Diese verschiedenen Begabungen, die, wo sie in höherem Grad entwickelt sind, Talente heißen, schließen sich zwar keineswegs gegenseitig aus, hängen aber auch gar nicht unter einander zusammen. Ob sich auch in ähnlicher Weise von einem besondern Zeit-, Zahlen-, Formen-, Farben-, Ordnungssinn sprechen ließe, will ich nicht entscheiden. Aber absichtlich habe ich hier das Gedächtniß nicht genannt, weil es kein Gedächtniß im Allgemeinen und für Alles gibt, sondern die Erinnerung stets nur so weit reichen kann, als zuvor Interesse und Verständniß gereicht hat. Vor hundert Jahren hat Joseph Gall, unser geistvoller schwäbischer Landsmann, die genannten und noch manche andere Specialorgane an bestimmte Stellen des Gehirns verlegen und aus der Einsenkung, Flachheit oder Wölbung der Schädelform an den bezeichneten Orten auf deren Stärkegrad schließen zu können geglaubt. Seine Lehre, deren Hauptsätze den gewichtigsten Einwendungen unterliegen, hat in Deutschland kaum Geltung mehr, dagegen in England und Amerika noch zahlreiche Anhänger, darunter solche, die ohne vorgängige Schädelmessung keine Heirath und keine Freundschaft schließen, keinen Beruf wählen, ja keine Magd dingen

sollen. Die Möglichkeit, daß specifische Fertigkeiten einen localisirten Sitz im Gehirn haben, läßt sich jedoch nicht zum Voraus verwerfen, sondern nur an der Hand der Erfahrung prüfen, und nachdem in dem schon erwähnten Sprachorgan ein solcher Fall von Localisation nachgewiesen worden ist, läßt sich sogar mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß derselbe nicht allein stehen und der phrenologische Grundgedanke, wenigstens für das Gebiet der intellectuellen Vorgänge, noch weitere Bestätigung finden wird.

Wenn nun der Intellect nach dem früher Gesagten nur das Vollzugsorgan des Willens und Trieblebens ist, wenn die Stoffe und Ziele, mit denen er sich befaßt, ganz davon abhängen, ob die Sinnenlust oder der Erwerbstrieb, die Herrschsucht, die Beifallsliebe, der Erkenntnißtrieb, die Lust an der Schönheit, das Pflichtgefühl, das religiöse Verlangen die herrschenden Motive seines Inhabers ausmachen, so verleihen ihm nun auch seine speziellen Anlagen und Talente, sowohl ihr Mangel als ihr Besitz, eine bestimmte Färbung und Richtung, zumal jedes Talent nicht ein bloßes Können, sondern auch ein Wollen, eine Neigung seiner Bethätigung in sich schließt. Und so schaffen diese beiden Factoren in ihrem Zusammenwirken jene unendliche Mannigfaltigkeit individueller geistiger Begabungen und Eigenthümlichkeiten, die um nichts geringer ist, als die Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente. Es erklärt sich daraus, wie, ungeachtet dieselben logischen Functionen bei jedem Stoff an sich gleichmäßig wiederkehren, derselbe Mensch doch nach der einen Richtung höchst

intelligent, nach einer andern ganz beschränkt und urtheilslos erscheinen kann. Es sind eben diese besonderen Modalitäten der angeborenen Intelligenz, auf welche wir bei der Wahl des Berufs für uns selbst oder für andere einen großen, oft allzugroßen Werth legen. Wir können nun zwar von der Natur nicht erwarten, daß sie ihre geistigen Ausstattungen dem Schema einer modernen Berufsstatistik anpaßt, aber gewisse Typen lassen sich immerhin unterscheiden, die mehr nach der einen oder andern Richtung hinweisen.

Alle Intelligenz tritt erst im Urtheil und in der Form eines sprachlichen Satzes zu Tage, und da jedes Urtheil wieder seine Begründung fordert und auf anderes zurückweist, so läßt sich kurz sagen: es ist die Erkenntniß der Causalzusammenhänge, worin sich Phantasie und Verstand zu erproben haben, und die Geister unterscheiden sich vor Allem darnach, auf welchen Gebieten des Erkennens und Handelns und mit welcher Bestimmtheit und Klarheit sie die Verhältnisse von Grund und Folge, die von Ursache und Wirkung erfassen.

Wenn ich absehe von der künstlerischen Begabung, die mir nicht auf einer Specialanlage, sondern immer schon auf einer glücklichen Kombination von mehreren zu beruhen scheint, so treten uns die beiden Hauptgebiete menschlicher Thätigkeit, das Erkennen und Handeln, oder die theoretische und die praktische Begabung entgegen, von welchen die eine wie die andere verschiedene Unterarten in sich befaßt.

Auf der theoretischen Seite ist eine Sache ganz ausgesprochener und besonderer Anlage das Verständniß der mechanischen Causalität. Es gibt höchst intelligente und gelehrte Männer, die es ihr Lebenlang nicht dahin bringen, den Mechanismus einer Mühle, einer Uhr, einer Lokomotive zu verstehen, ja oft nicht eine Schleife zu knüpfen, oder sich richtig aus- und anzukleiden. Dagegen sehen wir ebenso oft, wie Andere, schon als Kinder und selbst bei sonst mittlerer oder schwacher Begabung, große Neigung und rasches Verständniß für alles Bauen, Construiren, Nachbilden und Verbessern mechanischer Werkzeuge und Gebilde haben. Die Phrenologen nennen diese Fähigkeit, wenn auch in etwas weiterer Ausdehnung, den Bausinn. Der schwäbische Dialect hat in dem anderwärts unbekannten und etymologisch dunkeln Wort „Bästler" einen besonderen Ausdruck für den Inhaber jenes Talents. Es kann nicht wohl bedeutende Mechaniker oder Ingenieure geben, die dieser Anlage entbehrten, während dieselbe andererseits auch vielfach überschätzt und dabei verkannt wird, daß noch manches Andere hinzukommen muß, wenn sie für die Berufswahl entscheidend werden soll. Im Uebrigen wird freilich weder der Landwirth oder Handwerker noch der Techniker jeder Art, noch der experimentirende Naturforscher ohne einen ordentlichen Antheil an dieser, den Kunstfertigkeiten gewisser Thiergattungen vergleichbaren Eigenschaft gut auskommen können.

Als zweite Art specifischer theoretischer Begabung nenne ich die mathematische. Die Mathematiker selbst sind zwar

häufig geneigt, zu bestreiten, daß für ihr Fach eine besondere Beanlagung erforderlich sei. Mathematik sei nur angewandte Logik und bei gutem Unterricht und Fleiß Jedem nach dem Maß seiner allgemeinen geistigen Begabung zugänglich. Kein Lehrer wird ihnen jedoch nach seinen Erfahrungen hierin Recht geben, sondern bestätigen, daß auch unter sonst gleichen Bedingungen die Einen leicht und gerne folgen, Andere, selbst besser begabte Schüler, sich mit erzwungenem Fleiß ohne erhebliche Erfolge damit plagen. Es gehört eine ganz besondere und eigenartige Einbildungskraft dazu, um abstracte Zeichen und Formeln für die Relationen von Zahlen, Raumgrößen und Bewegungen, die nichts sinnlich Wahrnehmbares mehr enthalten und doch vom Sinnlichen gelten sollen, zu verstehen und mit ihnen zu operiren, als ob sie noch etwas Wirkliches wären. Das Zuviel und Zuwenig von Phantasie ist gleich hinderlich. Den geistvollsten und scharfsinnigsten Köpfen, ich nenne nur Goethe, Schopenhauer und Strauß, war die über das Elementare hinausreichende Mathematik abstoßend und unzugänglich. Der weiblichen Einbildungskraft ist kein Theil des menschlichen Wissens in gleichem Maße fremd, wenn es auch vereinzelte Ausnahmen gibt, und im Kopfrechnen die Knabenschulen von den Mädchenschulen durchschnittlich übertroffen werden sollen. Daß aber die allgemeine und die mathematische Begabung sich nicht decken, geht schon daraus hervor, daß nicht selten auch die größten Mathematiker gegen sehr einseitige und verkehrte Urtheile über Dinge eben der realen Welt, deren

Maße und wirkende Kräfte sie uns berechnen, keineswegs gesichert sind.

Ich erwähne noch als Drittes das Verständniß für abstracte Begriffe und deren causale Zusammenhänge, das unumgängliche Erforderniß für jede in höherem Sinn wissenschaftliche, zumal für jede philosophische Geistesarbeit. Um mit reinen Denkerzeugnissen, die jede sinnliche Anschauung ausschließen, doch noch klare und scharf abgegrenzte Vorstellungen zu verbinden, ist eine eigenthümliche Feinheit und Präcision des Denkens erforderlich, die ohne specifische Anlage nicht wohl erreichbar und oft vielen reichbegabten Köpfen völlig versagt ist.

Etwas von aller theoretischen Begabung wesentlich Verschiedenes ist die Klugheit des Handelns, des praktischen Lebens. Sie zerfällt wieder in eine Menge von Unterarten, die ich nicht versuchen kann aufzuzählen, je nach dem Feld, auf dem sie sich zu bewegen hat; sie erstreckt sich auf das öffentliche und Privatleben, auf die beruflichen wie auf die geselligen Verhältnisse. Alle Stände bedürfen ihrer von den höchsten bis zu den kleinsten Verhältnissen. Das Wesentliche und Gemeinsame aller praktischen Thätigkeit ist aber, daß in allen wichtigeren Fällen mit unsicheren Factoren zu rechnen, auf der Grundlage unvollständiger Prämissen eine Entscheidung zu treffen, gewissermaßen die Zukunft zu errathen ist. Mit der bloßen Logik reicht man nicht weit, am wenigsten in dem wichtigsten Kapitel der Menschenkenntniß. Abgesehen von den wohlthätigen Schranken, welche Recht und Moral dem menschlichen Handeln

setzen, ist stets noch ein weites Feld von Möglichkeiten offen, deren keine ganz gesicherte Chancen bietet. Der Staatsmann, der Feldherr, der Arzt, der Kaufmann, der Unternehmer jeder Art, auch der Familienvater sind oft genug darauf angewiesen, mit theilweise unsicheren Größen zu rechnen, aus einzelnen, meist zusammenhangslosen Thatbeständen, Notizen und Anzeichen eine Hypothese zu ersinnen, mit welcher sich dieselben noch am besten vereinigen lassen, und sich schließlich mit einer Wahrscheinlichkeit zu begnügen, für welche doch die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung keinerlei Dienste zu leisten pflegt. Es handelt sich mehr um einen gewissen Takt, ein glückliches Errathen und Treffen, als um ein methodisches, schulgerechtes Denken, wie denn die Gelehrten meist keine guten Speculanten sind. Charakter und Temperament wirken mit der Intelligenz zusammen, und es ist die Totalität der ganzen Persönlichkeit, die aus dem Schlußergebniß erkennbar wird. Erst im Handeln, nicht im Denken zeigt der Mensch, was an und in ihm ist.

Ich weiß nun wohl, daß alle bisherigen Unterscheidungen einen Hauptpunkt, an den man bei unserm ganzen Thema zunächst denken mag, noch gar nicht berührt haben. Innerhalb aller dieser Denkformen und Anlagen gibt es wieder zahlreiche graduelle Abstufungen eines feineren und gröberen, eines rascheren und langsameren, eines tieferen und oberflächlicheren, eines logischeren und unlogischeren, eines verworreneren und klareren Denkens. Diese Gradunterschiede lassen sich jedoch nur konstatiren, aber weder

genauer abmessen noch erklären, so wenig wir etwas Weiteres darüber zu sagen wissen, warum der Eine ein schärferes Ohr, bessere Augen, eine feinere Nase und Zunge hat als der Andere. Hier haben die besonderen Talente und jene Prädicate scharfsinnig, tiefsinnig, geistvoll mit manchen andern ihren Platz, sowie auch deren Gegentheile. Die Logik gibt uns zwar die Bedingungen an, denen ein vollkommenes Denken entsprechen müßte, aber sie selbst will und kann uns nicht zu richtigen Urtheilen führen. Den bloßen Schluß aus zweifellosen Vordersätzen, daß, wenn alle Menschen sterben müssen und ein Mensch, Namens Cajus lebt, auch dieser Cajus dem Tod verfallen wird, oder daß, wenn alle Esel Säugethiere sind und alle Esel lange Ohren haben, es Säugethiere mit langen Ohren geben muß, vollzieht jeder Schulknabe so leicht und sicher wie der große Aristoteles. Es handelt sich darum, neue und richtige Urtheile zu bilden und unter sich zu verknüpfen; im Schlußsatz, im Ergo werden die Schwierigkeiten nicht liegen. Alle großen Entdeckungen und Fortschritte der Erkenntniß kamen nicht ohne, aber auch nicht durch die logischen Regeln zu Stande; sie hatten im Kopfe ihres Urhebers zuerst den Charakter von Einfällen einer glücklichen Stunde; sie entstammen einem mit einem Male sich erschließenden Merken oder inneren Schauen zuvor unbeachteter Bezüge von Erscheinungen oder Begriffen; der Beweis kommt in der Regel erst hintendrein. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Spruch: „Das Geheimniß des Genies ist Aufmerksamkeit.“ Das intuitive oder schauende

und von dem Gefühlswerth seines Inhalts begleitete Denken ist dessen höchste Form. Je tiefer sich der Menschengeist in seine höchsten Probleme versenkt, je reicher und vielseitiger andererseits seine Anschauungen und sein Wissen sind, um so weiter wird sich sein Gesichtskreis und Ueberblick erstrecken, und ein um so helleres Licht wird auch auf die Einzelerscheinungen fallen. Die Gegenwart liebt mehr als irgend ein früheres Zeitalter den andern Weg der weitestgehenden Arbeitstheilung und Beschränkung. Sie hat alle Ursache, sich ihrer Erfolge zu rühmen und bietet den großen Vortheil, daß auch die Mittelmäßigkeit ihren Antheil an dem Aufbau der Wissenschaften nehmen kann. Viele kleine Fortschritte können sich zu einem großen summiren; sie thun es aber freilich nicht von selbst, sondern nur in dem Kopf, der sie zu verknüpfen weiß. Die Völker und Zeitalter haben auch in der Wissenschaft ihren specifischen Charakter. In Deutschland herrscht die mikrologische Forschung, die gelehrte Zwergwirthschaft, die Hochfluth der Monographien und Minimographie in dem Buch der Natur und noch mehr in dem der Geschichte, zumal der Literaturgeschichte, vor. Es wird wohl auch wieder eine Zeit kommen, in welcher das Zerstreute gesammelt, das Zusammenhangslose verknüpft, und auf dieser Grundlage eine neue Gesammtanschauung von Welt und Leben erstehen wird. Glücklich sind Diejenigen zu preisen, die eine solche Zeit erleben werden.

Ueber die Berechtigung der Fremdwörter*).

1886.

Um das Thema, über welches ich Sie zu unterhalten wünsche, gründlich und allseitig zu erörtern, würde mir weder die Zeit noch die erforderliche Gelehrsamkeit zur Verfügung stehen. Ich werde mich darauf beschränken, einige Thatsachen festzustellen und einige Gesichtspunkte hervorzuheben, welche mir theils gar nicht, theils nicht ausreichend beachtet zu werden schienen. Die Frage über die Zulassung von Fremdwörtern in deutscher Rede ist, wie es von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, so auch neuerdings wieder lebhafter zur Sprache gekommen und wird dabei vor Allem als eine Sache der nationalen Ehre und Gesinnung dargestellt. Ich bin hierüber abweichender Ansicht, indem ich diese Rücksicht für etwas durchaus Nebensächliches ansehe

*) Die Rede ist mit Anmerkungen und einem Fremdwörterverzeichniß bei J. C. B. Mohr erschienen. Dritte Auflage. Freiburg i. B. 1887. Die Rede und die Anmerkungen werden hier abgedruckt, in Bezug auf das Fremdwörterverzeichniß wird auf die frühere Publikation verwiesen.

und das Urtheil nach meinem Dafürhalten nur aus dem Charakter und der Geschichte unserer Sprache, sowie aus den Bedürfnissen des menschlichen Denkens und praktischen Lebens geschöpft werden kann. Ich wenigstens fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke. Freilich was ist und heißt nun dies: nach Bedarf, aber eben hierauf vermag der Patriotismus keine Antwort zu geben.

Die Puristen oder, da diese Bezeichnung neuerdings, wenn auch ohne Grund, abgelehnt zu werden pflegt, die Sprachreiniger oder, wie sie Leibnitz genannt hat, die Reindünkler machen sich mit seltenen Ausnahmen ihre Aufgabe doch allzu leicht. Sie geben zwar zu, daß keine Sprache sich fremden Einflüssen ganz entziehen könne und auch die deutsche manche ausländische Worte in sich aufgenommen habe, die nicht weiter zu beanstanden seien, aber sie reden davon, als ob dies nur besondere Ausnahmen wären und im Allgemeinen den Fremdwörtern grundsätzlich die Thüre gewiesen werden könne und solle. Sie führen dann eine Anzahl warnender Beispiele von widerlicher und abgeschmackter Sprachmengerei ins Feld, welche sie mit besonderer Vorliebe den Zeitungsartikeln, den Geschäfts- und Waarenanpreisungen, den Beschreibungen eines Damenanzuges, den Speisekarten eines Gasthofs oder Festessens entnehmen. Zum Schluß wird uns dann noch in mehr oder weniger, meist weniger gelungenen Vorschlägen gezeigt, wie

man dies oder jenes Fremdwort ganz gut durch ein deutsches ersetzen könnte.

Diese vorherrschende Art der Beweisführung umgeht die Hauptpunkte und hat darum keinerlei praktischen Werth. Man kann und muß ja an jenem Eifer um Reinheit der Muttersprache nicht nur die gute Meinung, sondern auch einen festen Kern innerer Berechtigung anerkennen. Es ist selbstverständlich und gar keines Beweises bedürftig, daß es nichts Thörichteres und Widersinnigeres geben kann, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinn vollkommen entsprechenden Worte darbietet. Man wird auch einzuräumen haben, daß hiegegen gleichwohl oft genug gesündigt wird*). Es ist

*) Damit ist zugleich eingeräumt, daß es verdienstlich sein kann, wenn es Leute oder Vereine gibt, welche sich die Bekämpfung eines Mißbrauchs von Fremdwörtern von Seiten Anderer zur besonderen Aufgabe machen, vorausgesetzt, daß dies mit Einsicht und Sachkunde geschieht. Es ist Sache des Einzelnen, ob er an dieser Art von Thätigkeit Gefallen finden mag.

Weit wichtiger und berechtigter ist jedenfalls die Forderung an den Schriftsteller selbst, daß er neben Form und Inhalt seiner Rede auch die Reinheit der Sprache beachte und sich aller leicht entbehrlichen und ungehörigen Fremdwörter zu enthalten habe, in welcher Beziehung sich vielleicht Keiner einzelnen Ausstellungen wird entziehen können. Nur wird er hiezu keines Vereines bedürfen und sich die Freiheit nehmen wollen, seinem eigenen Sprach- und Stilgefühl zu folgen, auch die Zumuthung ablehnen, das ihm als der bezeichnendste Ausdruck seiner Gedanken sich aufdrängende Fremdwort schon darum, weil es ein solches ist, zu vermeiden und jedesmal um einen deutschen Ersatz sich selbst den Kopf zu zerbrechen oder in den Büchern der Puristen Rath zu erholen.

Es mögen hier Goethe's bekannte und treffende Worte über das ganze Thema eine Stelle finden.

ferner nicht zu bestreiten, daß man jede Häufung von Fremdwörtern, selbst dann, wenn jedes einzelne für sich ganz berechtigt wäre, auch schon aus stilistischen Gründen vermeiden muß, weil die Rede dadurch einen buntscheckigen und mißfälligen Eindruck macht, ungefähr wie wenn in einer Gesellschaft die Einen in bürgerlichem Anzug, die Anderen in Masken erscheinen. Außerdem ist es eine Regel zwar nicht der Sprache, aber um so mehr des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte, daß man in Schrift und Rede überhaupt keine Ausdrücke gebraucht, von denen man annehmen muß, daß sie dem Zuhörer oder Leser nicht verständlich sind. Allen diesen Zugeständnissen stellt sich nun aber mit ebenbürtigem Anspruch der Satz gegenüber, daß die Muttersprache dem Denken keine Fesseln anlegen kann, und es zu den unveräußerlichsten Rechten des Menschengeistes gehören muß, seinen Gedanken jederzeit den zu-

---

„Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut r e i n sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte? Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dies Leben hervordringt und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her."

treffendsten Ausdruck, wo immer er zu suchen sein mag, zu geben. Jedes fremde Wort ist daher berechtigt, für welches in dem Zusammenhang, in welchem es gebraucht wird, kein vollständig deckender einheimischer Ausdruck zu finden ist, unter der einzigen Voraussetzung, daß er dem Angeredeten verständlich ist oder gemacht wird. Die Forderung, das was man zu sagen hat, lieber gar nicht oder ungenügend als in fremden Lauten zu sagen, wäre als ein thörichter, dem deutschen Volksgeist widerstrebender Sprachchauvinismus zurückzuweisen.

Allein auch diese Sätze, so unanfechtbar sie an sich sein mögen, geben doch nur Theorie und Allgemeines, womit in der Praxis noch nicht viel anzufangen ist. Ich fand, daß das erste Erforderniß wäre, den Thatbestand, den wirklichen Sachverhalt festzustellen. Es werden von beiden Seiten, den sprachlichen Schutzzöllnern und Freihändlern, immer nur Beispiele von entbehrlichen oder unentbehrlichen Fremdwörtern ins Feld geführt. Mit Beispielen ist aber auf diesem Gebiet gar nichts auszurichten. So wenig Jemand aus Einzelfällen, die ihm bekannt und erinnerlich sind, entscheiden kann, ob mehr Kinder oder mehr alte Leute sterben, ob Männer oder Weiber ein höheres Alter erreichen, so gewiß ist es ein aussichtsloser Streit, ein paar Wörtern der einen Art solche der andern gegenüberzustellen. Die Fremdwörter, wie die Sprachen überhaupt, gehören auch zu jenen Mehrheits- oder Collectivbegriffen, denen niemals mit Beispielen, sondern nur durch eine das Ganze umspannende und überschauende Behandlung, mit Unter-

scheiden, Ordnen, Zählen, d. h. also mit der sogenannten statistischen Methode beizukommen ist. Die Anwendung der Statistik auf sprachliche Objecte ist nun freilich ein bis jetzt nur sehr wenig angebautes Feld. Die Schwierigkeit liegt weit weniger darin, daß das Material sehr umfänglich und alles mechanische Zählen ein ermüdendes und abschreckendes Geschäft ist, als vielmehr darin, daß das Zählen hier gerade so wenig bloß mechanisch ist, daß man jedes einzelne Wort, bevor man es irgendwo in die Reihe stellt, genauer darauf ansehen muß, wohin es gehört, daß man hiebei unzähligemal auf Zweifel und Anstände geführt wird, ob man wirklich Gleichartiges, was ja allein zählbar ist, vor sich hat, daß man mit anderen Worten Statistiker und Sprachforscher zugleich sein müßte.

Ich habe nun einen Versuch gemacht, auf diesem Gebiet wenigstens einen Boden zu legen und einige Anhaltspunkte zu gewinnen, die ich hier in thunlichster Kürze mitzutheilen gedenke.

Es gibt ein vielverbreitetes Fremdwörterbuch, das den Namen von Heyse führt und nach des Verfassers Tod von seinen Söhnen und Anderen in zahlreichen Auflagen fortgeführt wurde. Die neueste dieser Auflagen von Böttger aus dem Jahre 1883 giebt auf dem Titelblatt an, daß sie auf 90 000 Worterklärungen erweitert sei. Wenn man aber dabei bedenkt, daß die aus zwei oder mehr Fremdwörtern zusammengesetzten Ausdrücke, wie z. B. Centralorgan, Spectralanalyse, Civilproceß, Armeecorps, Füsilierbataillon, und die noch weit zahlreicheren gemischten oder

halben, d. h. aus einem einheimischen und Fremdwort zusammengesetzten, wie Fakultätsbeschluß, Gerichtsferien, Realschule, Kometenbahn, Preismedaille, Repetirgewehr, gar nicht oder nur beispielsweise und mit einem Undsoweiter aufgeführt zu sein pflegen, so ist auch jene hohe Zahl immer noch viel zu klein und eine erschöpfende Angabe überhaupt ausgeschlossen. Allein von dieser weiteren Steigerung abgesehen, was soll und kann man sich denn bei solchen Zahlen denken? Sollte wirklich der arme Deutsche neben der doch immer noch weit größeren Zahl muttersprachlicher Wörter sich auch noch mit 90 000 fremden zu befassen haben? Wenn wir uns jener von Max Müller mitgetheilten Erhebungen über den Wortschatz der Individuen erinnern, wonach ein gebildeter Engländer sein Leben lang mit etwa 3000 Wörtern auskommen, und Shakespeare, der große Wortschöpfer, in seinen 37 dramatischen Stücken und den sonstigen Dichtungen doch nicht über 15 000 Wörter gebraucht habe, so sollte man kecklich vermuthen dürfen, daß unter uns Allen schwerlich Jemand ist, der in deutscher Rede nicht mit 20 000 Wörtern sein ganzes Leben ausreichte. Und doch werden sicherlich bei uns Allen die einheimischen Wörter die Regel und große Mehrheit, die fremden nur einen Bruchtheil bilden, wie es denn auch keine Bücher, ja kaum Sätze giebt, in welchen das Fremdwort nicht sehr in der Minderheit wäre. Wo stecken denn nun jene 90 000 Fremdwörter, was ist's mit ihnen und wie läßt sich all dies mit einander in Einklang bringen?

Bei meinen Studien in den verschiedenen Fremdwörterbüchern war nun der erste und überraschende Eindruck, daß ich weitaus die meisten Ausdrücke in meinem Leben noch nicht gehört oder gelesen hatte, mir auch bei dem größeren Theil gar nicht oder nur obenhin denken konnte, was sie bedeuten oder warum sie überhaupt gerade in einem Fremdwörterbuch ihren Platz zu finden hatten. Man sieht sofort, daß hier höchst Verschiedenartiges in buntem Chaos neben einander steht und die erste Aufgabe sein muß, zu unterscheiden und Ordnung zu schaffen. Es ergeben sich zunächst zwei Hauptklassen von Ausdrücken: ich könnte die einen die fremden Wörter, die anderen die Fremdwörter nennen; jene gehen unsere deutsche Sprache gar nichts an und lassen sich den bloß Durchreisenden oder Passanten, die anderwärts ihre Heimath haben, vergleichen; die Fremdwörter dagegen drängen sich in unsere Sprache mit dem Anspruch der Aufnahme herein und gleichen den Einwanderern oder Ansiedlern. Noch deutlicher aber wird der Unterschied zu erkennen sein, wenn ich jene fremden Wörter mit einem Fremdwort und zwar als die internationalen bezeichne. Denn das Wesentlichste dabei ist, daß sie im Allgemeinen überhaupt gar keiner Volkssprache als solcher zuzutheilen und besonders anzurechnen sind, sondern außer und über den Volkssprachen stehend, ein gemeinsames Besitzthum der modernen Kulturvölker bilden, daher der Regel nach in allen Sprachen aus den gleichen Lautzeichen bestehen und nur ungleich ausgesprochen werden.

Diese internationalen Wörter zerfallen nun aber auch

ihrerseits wieder in zwei Klassen, nämlich in die wissenschaftlichen und technischen Fach- und Kunstwörter und in diejenigen, welche ich zunächst die exotischen benennen will, weil sie Dinge und Begriffe aus vergangenen Zeiten oder aus fremdländischer Gegenwart bezeichnen.

Alle Wissenschaften, die Philosophie, Mathematik, die Naturwissenschaften aller Art, die Medicin-, Rechts-, Staats- und Gesellschafts-, Kriegs-, Sprach-, Religionswissenschaft bedürfen und besitzen einen theils gemeinsamen, theils jeder von ihnen eigenthümlichen, theils eisernen, theils beweglichen Grundstock fester und genauer Bezeichnungen sowohl ihrer Stoffe als ihrer methodischen Mittel. Die Zahl solcher Worte ist unabsehbar groß und allein schon für die Natur- und medicinischen Wissenschaften nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zu berechnen; kein Sterblicher kennt sie alle und auch der Gelehrte wird nur die in sein Fach gehörigen sicher und vollständig beherrschen. Diese Wörter selbst sind allerlei Sprachen, alten und neuen, entnommen, weit überwiegend aber den klassischen und insbesondere dem Griechischen; nicht als ob die Alten diese Ausdrücke gekannt oder verstanden haben würden; es sind vielmehr größtentheils erfundene, von den Gelehrten aller Völker, den deutschen so gut wie anderen, bewußt und oft nicht ohne Willkür gemachte Kunstwörter. Den Bestrebungen, auch die Sprache der Wissenschaften dem gemeinen Verständniß näher gerückt, und in der terminologischen Ausdrucksweise Maß gehalten zu sehen, wird jedenfalls für die Zwecke des Unterrichts und der

allgemeinen Bildung die Berechtigung nicht abzusprechen sein, aber als der beherrschende Gesichtspunkt muß im Ganzen doch immer festgehalten werden, daß die Wissenschaften nicht der einzelnen Nation gehören, sondern ein Gemeingut aller Kulturvölker, das angesammelte geistige Bildungskapital der Menschheit sind und bleiben müssen, das eine Generation der anderen unverfälscht und weitergeführt zu überliefern hat. Wenn hier jedes Volk anfangen wollte, seine eigenen Ausdrucksweisen und Benennungen geltend zu machen, die unfehlbar in kürzester Zeit mehr als nur sprachliche Verschiedenheiten in ihrem Gefolge hätten, so wäre keine gemeinsame Fortarbeit der Nationen mehr möglich und es müßte genau gehen, wie einst beim Thurmbau zu Babel, dessen Fortführung unmöglich wurde, weil die Leute sich nicht mehr verstanden. Zudem ist der Vortheil deutscher Ausdrücke gar nicht so groß als es ihren Fürsprechern erscheint. Was hilft es uns, wenn einige von den Felsarten unseres Landes deutsche Namen führen, wie Muschelkalk, Lettenkohle, Keuper, während andere Jura, Lias, Molasse heißen; man muß im einen wie im anderen Fall die Sache kennen und die Namen im Gedächtniß behalten. Oder wenn Hegel vom Ansich, Fürsich, von der Idee in ihrem Andersein sprach, wenn Krause statt individuell eigenleblich, statt organisch gliedbauig, für Kategorien Grundwesenheiten, für Ideen Theilwesenschauungen gesagt haben wollte, so war dies nicht nur den fremden Gelehrten ganz unzugänglich, sondern konnte auch bei uns nur das lebhafteste Verlangen nach den alten überlieferten und be-

kannten Ausdrucksweisen erwecken. Oft haben auch ganz dieselben Dinge, wie Pflanzen, Thiere, Körpertheile, Krankheiten in der Umgangssprache andere Namen als in der Wissenschaft; und ähnlich wie bei Homer die Sprache der Götter anders lautet als die der Menschen, so redet der Laie von Brustkasten, Herzbeutel, Zwerch- und Rippenfell, während der Arzt und Anatom für solche nach Schopenhauer ein wenig an das Schlachthaus erinnernde Bezeichnungen seine gelehrten und vornehmer klingenden Worte setzt.

Ich habe nur von den eigentlichen, den akademischen Wissenschaften gesprochen. Das Gleiche gilt aber auch von den schönen Künsten und der höheren Technik. Die Künste sind so gut wie die Wissenschaften ein Gemeingut der Menschheit, ein Werk aller Zeiten und Völker. Auch die Architectur, die Plastik, Malerei, die Musik und Poesie bedürfen internationaler Wörter. Die ganze Aesthetik, am meisten die Poetik ruht auf Ausdrücken, die von den Griechen stammen. Wem kann es einfallen, für Epos, Lyrik, Drama, Rhythmus, Metrum, Chor, Hymnus, Ode, Elegie, Idylle, Distichon Verdeutschungen zu verlangen oder vorzuschlagen?

In der gewerblichen Technik hat das alte und gewöhnliche Handwerk einen reichen Schatz einheimischer Wörter für Stoffe, Werkzeuge und Hantirungen, die dem Laien meist unbekannt oder unverständlich sind. In Beziehung auf den Bergbau sagt Leibnitz, daß keine Sprache in der Welt sei, die von Erz und Bergwerken reicher und nach-

drücklicher rede als die deutsche; das Gleiche rühmt er in Betreff des Waidwerks und der Schiffahrt. Anders verhält es sich aber mit der höheren Mechanik, der technischen Chemie, den Ingenieurwissenschaften; hier arbeiten, vielleicht noch mehr als in den akademischen Wissenszweigen, stets die besten Köpfe aller Völker wetteifernd an den gleichen Problemen und bedürfen dazu einer gemeinsamen Terminologie. Aehnlich drängt die Natur des Handels und Geldverkehrs von selbst auf ein gewisses Maß fester und internationaler Begriffe und ihrer Benennungen hin.

Ich kann nicht unterlassen, hier anhangsweise auch noch eine weitere und besonders ergiebige Quelle internationaler und unübersetzbarer Fachwörter, die zwar nicht mit den Wissenschaften, wohl aber mit den Künsten und dem Schönen im Zusammenhang steht, zu berühren. Es ist die von den Sprachreinigern ganz besonders angefochtene und geschmähte Toilettensprache der Damen. Für den Laien mag es in der That nichts geben, was in Beziehung auf Sprachenvermengung und Unverständlichkeit so sehr an das Reden in Zungen oder an eine Hieroglyphenschrift erinnern könnte, als die Beschreibung der Ausstattung oder des Festkleides einer vornehmen Dame. Allein die Zeiten sind nun einmal vorüber, da es überall feste Landes- und Standestrachten gab, für welche es dann an einheimischen Bezeichnungen nicht fehlte. Die Kleidung, und nicht allein die weibliche, ist eine europäische geworden, und was auch sonst die Völker trennen mag, die Mode bringt sie jederzeit wieder unter Eine Hutform. Keine Sprache der Welt,

die deutsche am wenigsten von allen, wäre für sich allein im Stande, dieser unabsehbaren und stets beweglichen Mannigfaltigkeit von Stoffen, Farben, Schnitten, Anhängseln und Zierrathen aus ihren Mitteln zu genügen. Verdeutschungen lassen sich hier kaum versuchen und wo sie versucht wurden, waren sie nicht glücklich. Unsere Damen werden sich schwerlich dazu verstehen, ihre Brochen künftig Hakenspangen oder Busennadeln zu nennen, und eben so wenig ihr Collier gegen die mit den Hunden und andern Hausthieren zu theilende und nicht einmal die Sache ganz richtig bezeichnende Halskette umzutauschen. Man könnte sich in diesem Punkt die patriotische Entrüstung sparen und einsehen, daß, nachdem wir es unseren Nachbarn in vielen und weit wichtigeren Dingen gleich und zuvorgethan haben, wir ihnen die Vorhand auf dem Felde der Mode- und Toilettensprache ohne Beschädigung unserer nationalen Ehre zugestehen können.

Ich habe bis jetzt von der ersten Klasse internationaler Ausdrücke, den Kunst- und Fachwörtern gesprochen; es gibt noch eine zweite Art, die ich als die exotischen Wörter bezeichnet habe; auch sie gehören nicht den Volkssprachen an, sondern lauten bei allen Völkern ganz oder nahezu gleich. Sie zerfallen wieder in die geschichtlichen, aus vergangenen Zeiten stammenden und in die der Gegenwart, aber dem Ausland angehörigen Begriffswörter und Namen. Dieselben haben keine unmittelbare praktische Bedeutung für uns; sie dienen nur der Wißbegierde, den intellectuellen Interessen, aber wir machen vergleichend und übertragend

mannigfaltigsten Gebrauch von ihnen. Es ist nicht nöthig viel darüber zu sagen, und schon eine bunte Auswahl solcher Worte zeigt, um was es sich handelt. Jeder Gebildete kennt oder gebraucht nach Umständen Worte wie Musen, Grazien, Furien, Olymp, Titanen, Parnaß, Nectar, Elysium, Auspicien, Dictator, Tribunen, Patricier, Forum, Client; die alten Götternamen, die auch noch am Sternenhimmel glänzen, sind ihm geläufig; ja selbst mit bloß menschlichen Eigennamen kann er sich zu befassen haben, wenn er von einer Achillesferse, dem Gewebe der Penelope, dem Faden der Ariadne, den Qualen des Tantalus, dem Faß der Danaiden 2c. reden hört. Es sind dies keine wissenschaftlichen Ausdrücke; der Historiker macht sie nicht, sondern findet sie als gegeben vor. Aehnliches gilt von zahllosen Dingen oder Vorgängen der ausländischen Gegenwart, mögen sie menschliche Einrichtungen oder Naturerscheinungen betreffen, ethnographischer oder geographischer Art sein, wie Brahminen, Derwische, Mandarinen, Moscheen, Passate, Bananen, Känguruhs 2c.; das Wesentliche ist auch hier, daß diese und ähnliche Ausdrücke in allen Kultursprachen gleichlautend, fremde Wörter aber keine Fremdwörter, und so für jede Sprache gleichsam nur durchlaufende Posten sind.

Die hier besprochenen, von mir als internationale bezeichneten Ausdrücke, machen nun nach meinen Abschätzungen und Zählungen weitaus den Hauptbestandtheil aller Fremdwörterbücher aus, etwa neun Zehntheile ihres Umfangs, vielleicht 80 000 von jenen 90 000 Nummern. Ein solches

Buch will ja überhaupt nicht bloß das, was wir Fremdwörter im engeren Sinne nennen, geben, sondern ein Nachschlagebuch sein, das über alle fremdsprachlichen Wörter jeder Art, die uns im Verkehr oder beim Lesen begegnen, Auskunft ertheilt.

Erst nach Abzug dieser Hauptmassen bleiben nun diejenigen immer noch nach Tausenden zählenden Ausdrücke übrig, welche man bei der ganzen Fremdwörterfrage verständiger Weise allein im Auge haben kann, nämlich die Wörter, zu deren Bildung bei fortschreitender Cultur für jedes Volk ein Bedürfniß entstehen muß, die aber die deutsche Sprache aus eigenen Mitteln nicht liefern konnte oder wenigstens thatsächlich nicht geliefert hat, die sie deswegen aus anderen schon früher entwickelten alten und neuen Sprachen entlehnte, nicht bloß auf Borg, sondern um sie zu bleibendem Gebrauch dem eigenen Wortschatz einzuverleiben. Es sind die Ausdrücke, bei welchen ein Ersatz durch einheimische Wörter überhaupt allein in Frage kommen kann, welche den Anspruch erheben, Lücken unserer Muttersprache zu ergänzen und eben damit die Prüfung herausfordern, ob überhaupt ein solches Bedürfniß vorhanden ist und ob sie demselben Genüge leisten. Diese Wörter zu sammeln und zu prüfen, ihre Zahl wenigstens annähernd zu ermitteln, erschien mir als die ungelöste Hauptaufgabe in der ganzen Frage.

Es war aber hier gleich wieder eine weitere Ausscheidung nöthig. Es gibt eine Anzahl völlig entbehrlicher Fremdwörter, die nur noch vereinzelt in vornehmeren und

niedrigeren Bildungskreisen spuken, aber aus der Schriftsprache und Literatur ausgeschlossen sind. Niemand braucht für Regenschirm parapluie, tailleur für Schneider, oder véritable, abandonniren, affligiren, aigrirt, aimable, agréable, fatiguiren, merci, excuse u. A. zu sagen. Sodann kann ein Schriftsteller, zumal der von der Hand in den Mund lebende, einmal ein fremdsprachliches, sonst nicht übliches Wort gebrauchen, sei es weil es ihm hier gerade besonders treffend erscheint oder auch nur in der Eile des Geschäfts. So wenig wir, wenn uns, was ja leicht und oft geschieht, ein ungebräuchliches, wenn auch richtig gebildetes deutsches Wort in die Feder fließt oder aus dem Munde kommt, gleich den Anspruch erheben, daß es nun in dem Grimm'schen Wörterbuch Aufnahme finde, so wenig wird auch den vereinzelten fremdsprachlichen Einfällen gleich der Stempel eines legalen Fremdwortes zu ertheilen sein. Man muß die Wildlinge, die sich nur vor den Außenthoren unseres Sprachschatzes herumtreiben, von denjenigen, die bereits Einlaß gefunden haben, unterscheiden.

Ich war nun bemüht, ein Verzeichniß eben dieser bereits eingelassenen Wörter anzulegen, die mir eine Sprachlücke auszufüllen schienen, die jeder Gebildete kennt und kennen muß, wenn er die Schriften nicht fachmäßigen Inhalts verstehen soll, die jeder Redner und Schriftsteller nach Umständen in den Fall kommt selbst zu gebrauchen, und die durch ein sie genau deckendes muttersprachliches Wort zu ersetzen ich als eine aussichtslose Bemühung ansehen zu müssen glaubte.

Ich habe nun seit längerer Zeit bei Allem, was ich las und hörte, auf die Fremdwörter geachtet und jedes darauf angesehen, wohin es zu stellen wäre; ich habe ebenso die Fremdwörterbücher und das Verdeutschungswörterbuch von Sanders, ein trotz eines nach meiner Ansicht unhaltbaren Standpunkts sehr verdienstvolles Werk, von A bis Z durchgegangen. Die Aufgabe, den mittleren oder normalen Fremdwörterschatz des gebildeten Deutschen abzugrenzen, war ihrer Natur nach schwierig genug und mußte Vieles zweifelhaft oder bestreitbar erscheinen lassen. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen und bemerke nur, daß auch von jenen sogenannten internationalen Ausdrücken eine wenn auch nicht große Anzahl aufzunehmen war, nämlich alle diejenigen, deren Kenntniß wir auch bei dem Nichtfachmann voraussetzen, wie z. B. die Namen der Wissenschaften selbst, Logik, Chemie, Botanik ꝛc., viele ursprünglich der Wissenschaft entstammende, aber auch in den allgemeineren Sprachgebrauch übergegangene Wörter, wie Subject, Object, absolut und relativ, Theorie und Praxis, direct und indirect ꝛc., auch die bekanntesten Begriffe der Schulgrammatik, die in die Umgangssprache eingedrungenen exotischen Ausdrücke und Aehnliches. Auf der anderen Seite wurden alle fachmännischen Specialbegriffe, die naturgeschichtlichen Namen, Steine, Pflanzen und Thiere, selbst die einheimischen von undeutscher Abkunft wie Platanen, Akazien, Hyacinthen, die historischen Namen, alle schon länger und fest eingebürgerten Wörter, die Monatsnamen, die bekanntesten Geräthschaften, Speisen und Aehnliches bei Seite gelassen.

Sie werden wohl erstaunen, wenn ich sage, daß mein Verzeichniß trotz aller dieser Einschränkungen mehr als 5000 Nummern zählt. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dieser Auswahl der subjective Antheil gar nicht ausgeschlossen werden kann. Jeder Andere, der das Gleiche versucht, wird zu einem anderen Schlußergebniß und zu einer abweichenden Liste gelangen. Ich wünschte lebhaft, daß sich auch ein Anderer der gleichen Mühe unterzöge, aber wenn es diesem Andern nicht an allgemeiner wissenschaftlicher Vorbildung, einem gut entwickelten Sprachgefühl, einer etwas vielseitigeren Orientirung fehlte, dann wäre ich geneigt zu glauben, daß er bei gleicher Begrenzung der Aufgabe zwar immerhin um einige hundert Ausdrücke auf oder ab von mir abweichen könnte, daß aber die große Hauptmasse einen gemeinsamen Grundstock seiner und meiner Liste bilden müßte.

Wenn es sich nun aber so verhält, was ich an dieser Stelle freilich nur behaupten, nicht beweisen kann, wenn wirklich unsere Muttersprache Tausenden von Fremdlingen und Einwanderern ihre Pforten erschlossen hat, dann ist mit dieser Thatsache auch zu rechnen, dann liegt wenig daran, ob es unseren Sprachausfegern gelingen wird, einige Dutzende oder auch Hunderte von Fremdwörtern wieder zu verdrängen, dann muß das thörichte Gerede verstummen, daß an allem dem nur deutsche Unart, Nachäfferei, Mangel an Selbstachtung, Unkenntniß des eigenen Reichthums die Schuld trage. Dann kann es sich nur um eine geschichtliche Entwicklung unserer Sprache handeln, die

unabhängig als solche zu begreifen und zu begründen ist, die keines Menschen und keines Vereines Willkür wieder rückgängig machen wird.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die deutsche Sprache und Literatur, die Prosa noch mehr als die Poesie, gar dürftig entwickelt, mit einem sehr unzulänglichen Wortschatz, schleppendem und schülerhaftem Satzbau, vom Ausland völlig unbeachtet, ohne Wohllaut, ohne eindrucksvolle Wirkung. Ich bin überhaupt der vielleicht anstößigen aber nicht alleinstehenden Meinung, daß unsere ganze ältere Literatur mit wenigen Ausnahmen zwar dem Historiker und Sprachforscher oder auch dem besonderen Liebhaber ein hohes Interesse abgewinnen kann, der Masse der Gebildeten aber, die gewöhnt und darauf angewiesen ist, den Maßstab des Classischen anzulegen, und weder Zeit noch Lust hat, sich auch mit dem Halben und Unfertigen zu befassen, nur wenig zu bieten hat. Die anderen drei Culturvölker, Italiener, Engländer, Franzosen, waren uns weit voraus und hatten ihre Sprache längst auf die Stufe der Classicität erhoben. Es war einem geistvollen Manne wie Friedrich dem Großen nicht zu verargen, wenn er an der Sprache, dem Stil und hohen Talent eines Voltaire größeren Gefallen fand als an Gottsched, Haller und Rabener. Die Wissenschaft war in der Hauptsache nur lateinisch, der Adel und höhere Mittelstand nur französisch gebildet. Die beiden Fremdsprachen waren zwar längst tief in das Deutsche eingedrungen, aber mehr in der äußerlichen Form, daß ihre Wörter und Phrasen die

deutsche Rede unterbrachen und schon, weil sie sich durch lateinische Schrift augenfällig von ihr abhoben, nur den Charakter von Citaten, von Einschiebseln und angeblichen Zierrathen haben konnten. Nun war aber die Zeit gekommen, daß auch der deutsche Genius seine Hüllen durchbrach und binnen weniger Jahrzehnte in glänzendstem Aufschwung unsere Sprache und Literatur auf die stolze Höhe der Classicität und eines goldenen Zeitalters führte. Unsere großen Dichter und Denker hatten sich alle neben ihrem lateinischen Schulsack an den französischen Schriftwerken herangebildet, woran dadurch nichts geändert wird, daß sie sich später von der welschen Geschmacksrichtung lossagten und auf eigene Füße stellten. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß die lateinische wie die französische Sprache Tausende von Wörtern und Redensarten besaß, denen keine sie deckende deutsche Ausdrücke entsprachen. Man konnte die fremden Schriftwerke nicht in ein reines und gutes Deutsch übersetzen; es ist auch heute noch schwer. Neue Worte frei zu erfinden, ist für eine mehr als tausendjährige Sprache nicht mehr ausführbar und gelingt nur in den seltensten Fällen. Man wollte und konnte aber nicht auf alle die feinen und sinnigen Gedankennuancen, welche das fremde Wort von dem verwandten deutschen abgrenzen, verzichten, und so blieb nichts übrig, als für zahlreiche Gäste die Thore der Muttersprache weit aufzuschließen, nicht mehr, um sie, wie früher, durch fremdartige Lettern noch als Gäste bemerklich zu machen, sondern um sie ganz zu adoptiren und in den Fluß der deutschen Rede

selbst einzustellen*). Dazu kam, daß die Zunahme des Wohlstandes und der Mittelklassen auch die Einführung zahlreicher Gebrauchs- und Luxusgegenstände im Gefolge hatte, die dann ihre mitgebrachten ausländischen Namen nicht ablegten. Früher hatte man in diesen Kreisen nur Stuben und Kammern, Tische, Bänke, Stühle, Schränke, Kästen gekannt; jetzt treten die Sopha's, Commoden, Rouleaux, Jalousien, Balkone, Veranda's, Parketts ꝛc. daneben auf, und da die Sprache so wenig wie die Gesellschaft und Sitte jemals stillsteht, so setzt sich mit wachsendem Weltverkehr ein solcher Proceß stetig fort, indem bald Neues hinzutritt, bald Altes in Abgang kommt.

Nun hört man ja aber immer rühmen, die deutsche Sprache sei die wortreichste von allen; wie kommt es denn, daß gerade sie so vieler Anlehen bedurfte und immer noch von Neuem bedürfen soll? Ich habe auch über diesen Punkt statistische Anhaltspunkte gesucht.

Das bekannte Grimm'sche Wörterbuch der deutschen Sprache hat bis jetzt 12 Buchstaben des Alphabets, A—F

*) Man braucht übrigens nur eine Anzahl Schriftstücke aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Briefe, Zeitungen, Romane, Akten, Staatsschriften, Gesetze und amtliche Verfügungen durchzusehen, um sich zu überzeugen, in welch hohem Grade unter dem Einfluß unserer klassischen Schriftsteller die Sprache in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schon eine Reinigung von Fremdwörtern erfahren hat. Selbst die Amts- und Kanzleisprache, die das Aeußerste an Geschmacklosigkeit und Sprachmengerei leistete und jeder Neuerung am zähesten zu widerstehen pflegt, wird wenigstens theilweise, z. B. in Württemberg lesbar und verständlicher.

und H—N, auf 7923 Seiten in Großoctav und zu je zwei Halbseiten zum Abschluß gebracht und enthält, da nach dem Ergebniß vieler Zählungen durchschnittlich 14 Wörter auf die Seite zu rechnen sind, rund 110 000 deutsche Wörter. Da nun in anderen, fertigen deutschen Wörterbüchern eben jene 12 Buchstaben etwas über die Hälfte, genauer 51 Procent des ganzen Umfangs ausmachen, so würde, wenn das Grimm'sche Werk gleichmäßig fortgeführt und zum Abschluß gebracht sein wird, der gesammte deutsche Sprachschatz sich auf 216 000 Wörter belaufen. Hiebei fehlen aber noch alle Fremdwörter, soweit sie nicht als bereits völlig eingebürgert angesehen wurden. Das französische Sprachwerk von Littré, das als sehr vollständig gilt, zählt nur etwa 109 000 Wörter, also die Hälfte, enthält aber eine große Masse technischer und daher internationaler Wörter, die bei Grimm als meist fremdsprachig fehlen. Für den englischen Sprachschatz habe ich als höchste der verschiedenen Angaben die Zahl von 120 000 gefunden. Dieser große und auffällige Vorsprung des Deutschen hat nun aber Eine entscheidende Ursache. Keine einzige Sprache, selbst die griechische nicht, hat und übt eine so weit gehende Freiheit, aus zwei Wörtern, selbst aus drei und vier, durch einfache Aneinanderfügung ein neues zu bilden. Dies geht aus wenigen Beispielen deutlich genug hervor. Auf das Wort Land folgen bei Grimm 730 Wörter, die mit der Silbe Land anfangen; zum Wort Krieg gehören in gleichem Sinn 615, zu Hand 613, zu Kunst 601, wobei die neuesten Gebilde, Kunstwein, Kunst-

wolle, Kunſthonig, noch nicht einmal Platz gefunden haben. Es ſchließt ſich an jedes der bekannteſten Hauptwörter, wie Frau, Mann, Kind, Haus, Hof, Nacht, Licht, Feuer ꝛc. je eine ganze Familie von einigen Hundert Abkömmlingen auf dem Wege der Anlöthung an. Aus dieſer Eigenthümlichkeit entſteht allein jene ungeheure Zahl von 216 000 Wörtern, die überdies gar nicht als abgeſchloſſen anzuſehen iſt, da ſolche Zuſammenfügungen jeden Tag und von Jedermann neu gemacht werden können. Es iſt dies nun zwar ein wirklicher Vorzug unſerer Sprache, von dem z. B. die Dichter den reichſten und oft glücklichſten Gebrauch machen (Niemand in ſo hohem Maße als Goethe und Rückert), aber wir dürfen ihn doch nicht überſchätzen. Wenn der Franzoſe zwei Wörter weit ſeltener ſo unmittelbar an einander fügt, ſie vielmehr lieber durch eine Präpoſition de, à, en, par, pour mit einander verbindet, erreicht er im Weſentlichen denſelben Zweck und kann überdies durch die Wahl jener Präpoſition die im Deutſchen unbeſtimmt bleibende Beziehung andeuten, in welcher die verbundenen Worte zu einander ſtehen. Jener deutſche Wortreichthum verdeckt vielmehr nur nach anderer Richtung eine Armuth. Wir brauchen und bilden ſo viele Doppelwörter, weil wir zu wenig einfache, zu wenig Stamm- und Wurzelwörter haben. Deren Zahl fand ich zu noch nicht ganz 3000*), wobei ſchon mehrere Hundert alter

*) Ich gelangte zu dieſer Zahl an der Hand des Deutſchen Wörterbuchs von Weigand (2. Auflage,) indem ich unter Beiſeitelaſſung der durch ein vorgeſetztes † als Fremdwörter bezeichneten

und längst eingebürgerter Fremdwörter mitgerechnet, dagegen eine ähnliche Zahl von technischen, dem Laien meist unbekannten, auf Handwerk, Bergbau und Schifffahrt bezüglichen Ausdrücken, auch alle bloß mundartlichen, weggelassen sind. Für die französische Sprache gibt eine Arbeit 5300*) solcher Stammwörter oder Gruppen an; und der hierin allen überlegene Reichthum der englischen Sprache ruht darauf, daß sie zwei Hauptquellen solcher Stammwörter, die germanische und die romanische gleichmäßig nebeneinander ausbeuten konnte.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß der Hauptgrund, warum wir so viele Fremdwörter unverändert in unsere Sprache hereinnehmen mußten,

---

Ausdrücke alle Wörter zählte, welche Weigand, indem er sie nicht auf einen anderen in seinem Werk vorkommenden Wortartikel zurückführt, als selbständige Wurzeln anerkennt. Ein Anderer, der das gleiche Verfahren anwenden wollte, würde schwerlich zu einer von der meinigen erheblich abweichenden, wahrscheinlich aber zu einer noch etwas niedrigeren Gesammtzahl gelangen.

*) Die Zahlen sind freilich nicht unmittelbar vergleichbar, schon weil die französische Sprache eigene Stammwörter überhaupt nicht in dem Sinne besitzt, wie die deutsche. Die im Text erwähnte Arbeit ist der Dictionnaire synoptique d'étymologie française von Henri Stappers. Er führt die französischen Wörter auf Gruppen oder Wortfamilien zurück und unterscheidet dabei 2028 aus dem Lateinischen stammende, 925 griechische, 604 germanische, 285 italienische, 154 englische, 119 spanische, 96 keltische u. s. w. Man sieht daran, daß der Begriff von Fremdwörtern für das Französische überhaupt keine Bedeutung hat und zugleich wie thöricht es ist, uns die Franzosen auch darin, daß sie keine Fremdwörterbücher haben und brauchen, als Muster eines nachahmungswerthen Patriotismus vorzuhalten.

darin liegt, daß wir nicht genug ihrem Sinn entsprechende einfache Wörter besaßen, dagegen mit unserem Universalmittel der Zusammenlöthung zwar viel, aber eben doch weit nicht Alles zu erreichen war. Denn es widerspricht eigentlich schon der Natur des Einfachen, durch ein Compositum dargestellt zu werden. Jene Doppelwörter wollen in solchen Fällen meist eine Art von Definition oder Sacherklärung bieten; das Wort will und kann aber eben in der Regel nicht Beschreibung sein, sondern nur Name und Zeichen für etwas, was bloß in unserer Vorstellung seine Merkmale beisammen hat. Worte wie Interesse, Organ, System, Pedant, Person, Methode, Moment, Element, Manier, Mode, Artikel, Humor, Kapital, Klima, Talent, Genie, geniren, moquiren, diktiren, naiv, praktisch, mechanisch, elegant, kokett und unzählige andere ließen sich nun eben einmal nicht in einfachen und ohne Zwang, Künstelei und Abschwächung auch nicht in zusammengesetzten Ausdrücken übertragen; und wenn uns ein Verdeutschungswörterbuch in solchen Fällen eine lange Reihe von Wörtern aufzählt, zwischen welchen wir je im gegebenen Fall die Auswahl zu treffen hätten, so liegt darin nur die schlagendste Rechtfertigung für das Fremdwort selbst.

Ist es denn aber etwas so Schlimmes und Unwürdiges, wenn sich eine Volkssprache aus den Mitteln einer anderen bereichert? Hat nicht das stolzeste aller Völker einst in gleicher Weise von den unterjochten Griechen gelernt? Oder was schadet es dem nationalen Hochgefühl des englischen Volks, daß seine Sprache geradezu ein Gemenge aus zwei

ganz verschiedenen Elementen geworden ist?*) Dort war der Anlaß die Eroberung durch einen fremden Stamm. Ist

*) Jakob Grimm, dessen Beruf über sprachliche Dinge mitzureden Niemand beanstanden wird, sagt von der englischen Sprache (Kleine Schriften. Erster Band, S. 293): „Ihre ganz überaus geistige wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europa, der germanischen und romanischen. An Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte."

Man mag vielleicht über die Richtigkeit dieses Urtheils verschieden denken, aber das geht jedenfalls daraus hervor, daß Grimm eine Mischung oder Vermählung von zwei Sprachen indogermanischer Art nicht für etwas Unzulässiges ansah. Ueberhaupt aber ist die Autorität dieses größten deutschen Sprachforschers und -Kenners dem Eifer der Puristen keineswegs günstig. Er braucht die üblichen Fremdwörter ganz mit derselben Freiheit wie andere unserer klassischen Schriftsteller, und dies nicht nur in seinen wissenschaftlichen Werken, sondern auch in den mit besonderer Kunst und Sorgfalt ausgefeilten akademischen Festreden. Er tritt mit lebhaftestem Eifer für die Beibehaltung der alten fremdsprachlichen Ausdrücke der Grammatik ein, und ist namentlich der maßlosen Neubildung von Doppelwörtern abhold. Er sagt in dem Aufsatz Ueber das Pedantische (1847): „Man hat im Ueberschwank den Reichthum und die Ueberlegenheit unserer Sprache hervorgehoben, wenn von dem mannigfaltigen Ausdruck ihrer Wortableitungen und Zusammensetzungen die Rede ist. Ich vermag lange nicht in das Lob einzustimmen und muß oft unsere Armuth an Ableitungsmitteln, unsern Mißbrauch im Zusammensetzen beklagen."

An einer späteren Stelle sagt er: Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie be-

denn aber das Verlangen, seinen Gesichtskreis und Begriffsvorrath zu erweitern, ein schlechteres Motiv, als eine feindliche Invasion?

Aber hier tritt denn nun freilich eine Eigenthümlichkeit auf unserer Seite ein, in welcher wohl der Hauptgrund alles Widerstrebens gegen die Fremdwörter zu suchen sein mag. Diese legen bei uns das fremdartige Gepräge ihres Ursprungs gar nicht ab; sie behalten gleichsam immer den Gasthut auf dem Kopfe; sie wollen nach anderen Regeln geschrieben und ausgesprochen sein. Photographie, Dynamit, Telegraph und Telephon, Monopol, Autonomie sind griechischen Ursprungs und waren für den Engländer und Franzosen gerade so gut zuerst Fremdwörter wie für uns, aber sie fanden dort schon ihresgleichen vor und heben sich nicht so grell von dem Klang und Ton der übrigen Worte ab. Bei uns machen sie sich dem Auge wie dem Ohr in auffälligster Weise bemerklich, und eben diese abweichende Klangfarbe und Außenseite ist das, was den meisten Anstoß gibt. Es ließe sich vielleicht in dieser Beziehung noch mancherlei ändern. Wir könnten schon die Schreibung der Fremdwörter dem Deutschen näher rücken, z. B. unsere Sauce, die wenig Miene macht, vor Tunke, Brühe und Salse das Feld räumen zu wollen, oder Wörter wie

---

tasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln."

Chaussée, Bureau, Niveau, Shawl, Fauteuil ꝛc., auch Lieutenant so schreiben, wie wir sie aussprechen; wir könnten andererseits unseren Grundsatz, die Wörter so auszusprechen, wie sie geschrieben werden, weiter ausdehnen, und z. B. so gut wir Regiment, Compliment, Supplement, Sortiment u. A. sagen, die französische Aussprache auch bei Signalement, Abonnement, Avancement, Reglement ꝛc. vollends verabschieden. Allein das sind nur fromme Wünsche und in ihrer Ausführbarkeit nicht einmal von großer Tragweite. Die Sache hängt mit einem allgemeineren und sehr wichtigen Charakterzug unseres Volkes zusammen, den man nicht in der gewohnten Weise schelten und schmähen sollte, dem wir einen großen Theil unserer Erfolge in den Künsten des Kriegs und Friedens zu verdanken haben. Es ist die Objectivität und Universalität, mit welcher wir stets von Allen zu lernen bereit sind, alles Fremde ganz in seiner Weise erkennen wollen, nicht zuvor umgestalten und entstellen. So scheuen wir uns auch, die fremden Worte uns mundgerecht zu machen und treiben den Eifer, alle ausländischen Namen, Flüsse, Städte ꝛc. nach der ausländischen Weise auszusprechen und zu betonen, häufig sogar bis zur Grenze des Abgeschmackten und über sie hinaus. Unsere deutsche Sprache hat auch eine Menge Ausdrücke, die der französischen fehlen und sehr wohl anstünden; diese hat ja bekanntlich nicht einmal ein Wort für „stehen", aber man hat dort keinen Sinn und kein Auge für Fremdes und gefällt sich in diesen wie in anderen Dingen in selbstgenügsamer Beschränkung. Die Zukunft mag zeigen, bei welchem der beiden Systeme

ein Volk schließlich weiter kommt. Wir aber wollen indessen die Störung durch das bunte Maskenkleid unserer sprachlichen Gäste, diese Folge unserer weltbürgerlichen Anlagen, als das kleinere Uebel in den Kauf nehmen.

Die Sache hat aber wenigstens nach meinen subjectiven Eindrücken auch noch eine andere Seite. Ich vermag mich nicht in dem Maße auf den Standpunkt der Sprachchauvinisten zu stellen, um einzuräumen, daß jedes Zwischentreten eines Fremdworts in Reih und Glied unserer deutschen Laute schon einen Makel und Anstoß mit sich führe, immer nur im besten Fall entschuldbar aber niemals löblich sei. Unsere Sprache hat nicht alle und nicht lauter Vorzüge, sondern auch ihre Mängel. Zu diesen gehört, daß sie in Lautfülle und Wohlklang hinter den aus dem Lateinischen stammenden Sprachen entschieden zurücksteht. Sie leidet nicht nur überhaupt an Vokalarmuth und Consonantenhäufung, sondern sie hat auch unter allen Vokalen dem ton- und wirkungslosen, trüben und gedämpften E allmälig ein solches Uebergewicht eingeräumt, daß die anderen nur noch weit schwächer zum Wort kommen, wie Jeder weiß, der sich schon einmal mit der Kunst des Dechiffrirens befaßt hat. Viele stoßen sich gar nicht mehr daran, von den entgegengesetztesten Bestrebungen, erschreckenden Begebenheiten, den zur ebenen Erde gelegenen Nebengelassen einer Wohnung zu lesen oder zu hören. Wie wohlthuend klingen für unser Ohr in alle diese e, ei, ä, eu, die heit, keit und ung Wörter herein, wie Musik, Melodie,

Ideal, Harmonie, Phantasie; wer sollte hier die deutschen Klänge der Tonkunst, Sangesweise, Einstimmung, Einbildungskraft vermissen? Liegt nicht schon in dem bloßen Klang etwas Musikalisches, Melodisches und Harmonisches? Oder wer wollte, um ein Beispiel aus anderen Gebieten zu wählen, die schon dem weitschallenden und deutlichen Kommandoruf so günstigen Worte, wie Bataillon, Escadron, Brigade, oder den Offizier, Adjutant, Major, General gegen die vorgeschlagenen unbestimmten und willkürlich abgrenzbaren Doppelwörter wie Schlachthaufen, Truppenschaar, Heertheil, Doppelschaar oder Oberführer, Oberhauptmann, Kriegsoberst, Feldhauptmann 2c. eintauschen? Ich finde sogar, daß die Schriften derjenigen, welche, um ein gutes Beispiel zu geben, geflissentlich jedes Fremdwort auch bei Gegenständen, wo solche ganz üblich und naheliegend sind, vermeiden, durch ihr künstliches Ausweichen und Umschreiben den Eindruck des Ermüdenden, Erzwungenen und Geschmacklosen machen, ja daß ein mäßiger und guter Gebrauch von Fremdwörtern mit ihren zahl- und klangreichen Vokalen der gedämpfteren, leicht einförmig dahinfließenden deutschen Rede manchmal zum Vortheil gereichen, dem Ohr eine willkommene Abwechslung bieten kann.

Es hängt damit noch ein anderer Mangel unserer Sprache zusammen. Sie übertrifft wohl in der Leichtigkeit, aus zwei Worten durch deren einfachste Verbindung ein drittes zu bilden, alle anderen Sprachen; sie hat sodann vor allen die größere Zahl jener kleinen Vorsilben, jene be,

ent, er, ein, ge, ver, miß, un voraus, die nicht für sich allein stehen können, aber dem anhängenden Wort die mannigfaltigste Umbildung seiner Grundbedeutung leihen, wie die Beispiele „bestehen, entstehen, einstehen, gestehen, verstehen" zeigen, aber am Schluß der Wörter hat sie nicht die gleiche Fügsamkeit für weitere Bildungen; sie gibt den Hauptwörtern mit ihren Endungen auf heit, keit, ung, thum, niß, schaft einen festen Abschluß, der weitere Ableitungen erschwert, während die alten und die romanischen Sprachen vom Hauptwort aus, das weit häufiger in Vokalen endigt, einen neuen Anlauf zur Fortbildung nehmen können. Aus der Tonkunst entsteht nur etwa noch der Tonkünstler, aus Musik aber der Musiker, Musikus und Musikant, musikalisch, musiciren und Musikalien; aus Einklang oder Uebereinstimmung, aus Einbildungskraft ist kaum etwas Weiteres zu machen, aber aus Harmonie und Phantasie erwächst noch harmonisch, harmoniren, Harmonica, phantasiren, Phantast, phantastisch, Phantasma ꝛc. Wenn wir auch für Kritik Beurtheilung, für Centrum Mittelpunkt annehmbar finden wollten, wie sagen wir dann für kritisch, kritisiren, Kritiker, Kriticismus, Kritikaster, oder für central, centralisiren, Centralisation, Centralismus, Centralität, für concentrisch, concentriren, Concentration?

Ich sehe einen der Hauptgründe, warum die üblichen Verdeutschungsversuche so wenig Erfolg haben, eben darin, daß die vorgeschlagenen Wörter in der Regel nur ein einziges Glied in einer Kette zusammengehöriger Ausdrücke ins Auge fassen und für die übrigen Glieder dann

lästige und meist unzutreffende Umschreibungen nöthig würden.

Es steht jedoch dem Eifer der Puristen vor Allem ein principieller Einwand von viel größerer Tragweite im Wege. Dieselbe Würde und Selbständigkeit einer nationalen Sprache, die sie schützen, herstellen und fördern wollen, setzen sie in Einem Athem wieder tief herab. Denn sie denken von der Sprache eines großen Culturvolkes viel zu niedrig, wenn sie glauben, eine solche lasse sich zuerst Tausende von Fremdwörtern durch menschliche Thorheit und Willkür aufdrängen und dann ebenso nach willkürlichen Meinungen wieder entreißen. Sie bedarf solcher Eingriffe nicht und duldet sie nicht; sie geht ungehofmeistert ihre eigenen Wege; sie ist vernünftiger als wir alle, weil sie für alle zu denken hat. Sie ist nicht so thöricht, ein fremdes Wort aufzunehmen und festzuhalten, wenn sie bereits ein völlig gleichbedeutendes besitzt; und wenn dies ausnahmsweise und zufällig in anfänglicher Unklarheit einmal geschieht, so wird sie dasselbe entweder wieder ausstoßen oder zu einer Variante mit besonderer Nebenbedeutung fortbilden. Lexikon und Wörterbuch konnten eine Zeitlang als völlige Synonyma neben einander herlaufen und können sich auch jetzt noch vielfach ersetzen; es trat aber doch bald eine Unterscheidung ein; das eine gibt bloß sprachliche, das andere auch sachliche Auskunft. Ein Rechtswörterbuch erklärt die juristischen Kunstwörter, ein Rechtslexikon ist eine Encyclopädie der Rechtswissenschaften in alphabetischer Ordnung. Das alte Vocabularium ist verschollen; der (oder das) nur auf neuere

Sprachen anwendbare Dictionnaire beschränkt sich auf die Kreise und Erinnerungen der Töchterpensionate. Beispiel und Exempel decken sich auch nicht mehr; das Beispiel dient nur dazu, Gesagtes zu veranschaulichen; das Exempel bezieht sich auf eine Leistung oder Handlung; man statuirt ein Exempel, kein Beispiel; das Rechenbeispiel dient dem Vortrag des Lehrers; das Rechenexempel ist eine Aufgabe des Schülers. Dichter und Poet scheinen gleichsinnig, aber doch nennen wir die großen Meister nicht Poeten und die kleinen nicht Dichter. Nicht einmal die Ausdrücke Und so weiter und etcetera decken sich vollständig. Das Fremdwort und der vergleichbare deutsche Ausdruck verhalten sich stets zu einander, wie zwei Kreise, die weder ganz zusammenfallen noch ganz außer einander liegen, sondern sich entweder schneiden, so daß sie ein Stück gemeinsam haben, ein anderes nicht, oder so gelagert sind, daß der eine vom anderen ganz umfaßt ist. Der kleinere umschlossene Kreis ist hier der Regel nach das Fremdwort; es bezeichnet innerhalb des weiteren Gattungsbegriffs eine besondere Unterart oder Specification. Nicht jeder Ersatz ist ein Surrogat, nicht jedes Surrogat ein Aequivalent; jeder Effect ist eine Wirkung, aber nicht jede Wirkung ein Effect. Unter Vermuthung verstehen wir ein Wahrscheinlichkeitsurtheil über eine nicht klar gestellte Sache, aber innerhalb dieses weiten Rahmens liegen fünf Fremdwörter, die Hypothese oder die wissenschaftliche Vermuthung, welche ein fehlendes Glied in einer Kette erklärender Ursachen einschalten zu können glaubt, die Conjectur, welche in einen verdorbenen oder lückenhaften

Text die richtig scheinende Ergänzung einstellen will, die Präsumtion oder rechtliche Vermuthung, welche bei Vorgängen des bürgerlichen Lebens den normalen Verlauf auch als den thatsächlichen gelten läßt, so lange ein abweichender nicht erwiesen ist, die Prognose, welche den künftigen weiteren Verlauf eines bereits eingeleiteten Vorgangs, der Witterung, einer Krankheit, einer Staatsaction 2c. zu errathen sucht, endlich auch noch das Postulat, welches eine unbeweisbare Wahrheit als eine unabweisbare annimmt, weil sonst sichere und werthvolle Sätze ohne Stütze wären. Wer will nun für all dies kurze deutsche Ausdrücke finden, oder solche Unterscheidungen überhaupt für entbehrlich erklären, da die Vermuthung sie ja alle ersetze? Das Unterscheiden verbieten heißt das Denken selbst untersagen. In ähnlichem Verhältniß stehen nun fast alle gebräuchlichen Fremdwörter je zu ihrem deutschen Gegenstück, Aehnlichkeit und Analogie, Versuch und Experiment, Urtheil und Kritik, Handschrift und Manuscript, krank, malade und patient, Mischung, Mixtur und Melange, willkürlich und arbiträr, Existenz und Dasein, Situation und Lage, Unwissenheit und Ignoranz, neu und modern, frisch und recent, Resultat und Ergebniß, Schattirung und Nuance, beschränkt und bornirt, Grundsatz und Princip; die Beispiele sind unerschöpflich. Wer nun die feineren Unterscheidungslinien innerhalb solcher verwandten Begriffspaare gar nicht sieht, fühlt und zu würdigen weiß, der hat von seinem Standpunkt ganz Recht, wenn er sich aller Fremdwörter enthält, da er sie doch nicht richtig gebrauchen würde; er darf sich aber nicht berufen

achten, Anderen, für welche auch die unscheinbarsten Schattirungen und Spaltungen der Begriffe noch eine willkommene Bereicherung ihres Gedanken- und Wortschatzes bieten, Rathschläge und Vorschriften zu ertheilen und sollte überhaupt in der Fremdwörterfrage nicht mitreden wollen. Das gewöhnliche Verfahren der Verdeutschungseiferer ist, daß sie uns entweder zumuthen, mit dem Genuswort vorlieb zu nehmen und auf die Unterscheidung der Unterart Verzicht zu leisten oder bei sich schneidenden Kreisen das dem Fremdwort Eigenthümliche unbeachtet zu lassen. Wir sollen statt Präsent immer Geschenk, statt Project oder Prospect nur Plan, statt Qualität Beschaffenheit, statt Trottoir Fußweg sagen, wie wenn jeder Fußweg ein Trottoir wäre und nicht bloß der neben der Fahrstraße herlaufende. Es handelt sich also immer um eine Verarmung an Begriffsbezeichnungen und Unterschieden, also um das, was in jeder Sprache wichtiger ist als alles Andere. Alle absichtlichen Verdeutschungsvorschläge von Einzelnen oder Vereinen haben deshalb bis jetzt so gut wie gar keinen Erfolg gehabt; das Publikum kümmert sich nichts darum. Man rühmt an dem alten Campe einige gelungene Vorschläge neben vielen mißlungenen; aber wem fällt es denn noch ein, statt Insecten Kerbthiere zu sagen, das bequeme Wort Chaussee gegen die schon durch ihre sechs Consonanten in der Mitte schwerfällige Kunststraße zu vertauschen oder eine Carricatur Zerrbild zu nennen? So gefügig und duldsam unsere Sprache sonst gegen alle Arten von Wörterzusammensetzung ist, so spröde verhält sie sich gegen alle Neubildungen, die ein ein-

mal aufgenommenes Fremdwort verdrängen sollen. Goethe, dem die deutsche Sprache mehr verdankt als irgend einem Zweiten seit Luther, hat statt Faiseur Mächler, statt Duett Zweigesang, statt Souffleur Einhelfer vorgeschlagen, aber eben auch keine Nachfolge gefunden. Man rühmt an dem Turnvater Jahn, daß er das Wort Turnen erfunden habe; er hat es aber dem alten Tournier und tournieren nachgebildet und somit hat der urdeutsche Mann und Franzosenfeind eben doch, wenn auch vielleicht unbewußt, aus dem französischen tourner geschöpft.

Man konnte in Büchern und Zeitungen lesen, früher sei erst das zwanzigste Wort in Deutschland ein Fremdwort gewesen, jetzt schon das siebente. Ich muß diese Behauptung eine mehr als bloß bodenlose nennen. Solche Zählungen und Berechnungen sind ganz unausführbar. Niemand kann sie angestellt haben und Niemand sagen, wie sie anzugreifen wären; außerdem sind die Zahlen selbst ganz unglaubhaft. In einem deutschen Satz machen Artikel und die kleinen Binde-, Für- und Hilfswörter die größere Hälfte aller Wörter aus; es müßte also von den übrig bleibenden schon je das dritte oder vierte Wort ein undeutsches sein, d. h. es müßte durchschnittlich schon in jeder gedruckten Zeile ein Fremdwort stehen. Von reinen Fachschriften abgesehen mag dies vielleicht in vereinzelten Sätzen, aber schwerlich jemals auf einer Druckseite, keinenfalls in einem ganzen Buch der Fall sein. Es läßt sich in dieser Beziehung überhaupt gar nicht summarisch von dem ganzen deutschen Schriftenthum reden. Die verschie-

denen Hauptarten menschlicher Rede haben zu den Fremdwörtern das allerverschiedenste Verhältniß von völligem Ausschluß bis zu unbeschränkbarer Zulassung. Die Poesie, wenigstens die wahre und ächte, verschmäht grundsätzlich jedes Fremdwort; für sie ist die Muttersprache die alleinige Heimath des Geistes, reich und mächtig genug zum Ausdruck des Gefühlslebens, zur Erregung der Phantasie, zum Aufschwung wie zur Vertiefung der Seele. In Goethe's Iphigenie steht kein Fremdwort; in den anderen Dramen, in Hermann und Dorothea, in den Perlen seiner Lyrik, aber ebenso in Schiller's dramatischen Werken, seinen Balladen und Liedern, in Uhland's Dichtungen finden sich nur ganz selten und dann an ihrem Ort vollkommen sachgemäße und wirksame nichtdeutsche Ausdrücke. Nur einige neuere Lyriker haben, durch den Reiz ungewohnter Reime verführt, diese Schranken zu überschreiten versucht und etwa Sykomoren und Tricoloren, Schabracken und Attaken, Bonaparte und Standarte und Aehnliches gereimt; es erscheint aber leicht wie ein dem hohen Adel der Poesie nicht angemessenes Effecthaschen und ist mehr auf Gelegenheitsgedichte und für komische Wirkung zu beschränken. Weitere Grenzen sind natürlich der Lehr- und Gedankendichtung gezogen, dem Epigramm, der Epistel, der Xenie, sodann dem Lustspiel, dem Roman, der Novelle, welche sich nach dem geschichtlichen und gesellschaftlichen Boden, auf dem die Handlung steht, zu richten haben. Der hohen Poesie steht die Predigt und geistliche Rede gleich, welche den Kreis der zwar ursprünglich fremdsprachlichen, aber

längst einheimisch gewordenen Bezeichnungen christlicher und kirchlicher Dinge nicht überschreiten kann. Aehnlich wird jede öffentliche Rede und Ansprache gestellt sein, welche sich nicht an bestimmte Kreise wendet, sondern von Allen verstanden sein will. Freier müssen sich alle reflectirenden, kritischen, darstellenden Reden und Schriftstücke bewegen dürfen; das politische Leben und Parteiwesen führt einen ansehnlichen Apparat von fremdsprachigen Schlagwörtern mit sich, und für die bunte Mannigfaltigkeit der öffentlichen Aemter und Titel wäre die deutsche Sprache viel zu arm (Bischof, Ephorus, Superintendent, Inspector, Intendant wären insgesammt auf deutsch lauter Aufseher). Für den brieflichen und mündlichen Verkehr von Person zu Person lassen sich keine besonderen Regeln aufstellen. Völlig unumschränkt aber muß die Sprache der Wissenschaft und Technik bleiben, die nach Umständen ganze Seiten mit Fremdwörtern und gelehrten Formeln füllen mag und für welche nur die allgemeinsten Vorschriften der Logik und Verständlichkeit, des gesunden Menschenverstandes und guten Geschmacks eine Schranke bilden können. Aber nun schließlich alle diese so ganz verschiedenen Gattungen von Schriftwerken auf Einen großen Haufen werfen, die Fremdwörter darin zählen und schließlich deren Bruchtheil bestimmen wollen, ist wahrlich ein Uebermaß von Ungedanke.

Die Frage, ob der Gebrauch von Fremdwörtern gegen früher in Zunahme oder Abnahme begriffen ist, vermag ich nicht zu beantworten, möchte aber glauben, daß zur

Zeit auch Andere nichts Haltbares darüber zu sagen wissen. Vereinzelte Anzeichen lassen sich für das Eine wie das Andere geltend machen.

Goethe und Schiller, die Schöpfer und Hochmeister der reinsten deutschen Sprachgewalt, brauchen in ihrem Briefwechsel, der meist im leichten und fließenden Gesprächsstil gehalten ist, überraschend viele Fremdwörter, darunter auch zahlreiche, die jetzt nicht mehr üblich sind. So fand ich auf wenigen Bogen die Worte admissibilität, mortificirt, repoussirt, sourdinen, continuation, rembourſement, apparition, condescendenz, oblationen u. A. Auch andere Briefwechsel jener Zeit bestätigen dies und gestatten den Schluß, daß damals die Umgangssprache der gebildeten Klassen weit mehr als heutzutage von französischen Gastwörtern und lateinischen Citaten durchzogen war. Auch Schiller's prosaische Schriften über philosophische und ästhetische Gegenstände sind, wie schon Jakob Grimm gerügt hat, voll von Fremdwörtern, theilweise auch solchen, die jetzt gar nicht mehr gebraucht werden. Auf der anderen Seite muß es auch zum Voraus als unzweifelhaft gelten, daß die ganze moderne Entwicklung des politischen, wirthschaftlichen und geistigen Lebens auch eine Menge neuer Begriffe, Erfindungen, Luxus- und Gebrauchsgegenstände, Schlagwörter mit sich führte, deren Namen bei dem heutigen Wechselverkehr der Nationen vielfach für uns in neuen Fremdwörtern bestehen mußten.

Wie dem aber auch sein möge, so kann ich überhaupt nicht finden, daß Mißbrauch von Fremdwörtern unter den

Untugenden unseres Schriftenthums in vorderster Reihe stehe. Ich bin hier zwar ein Anwalt, aber keineswegs ein besonderer Liebhaber und Kunde der Fremdwörter und glaube von einem großen Theil jener 5000 Wörter meines Verzeichnisses selbst niemals Gebrauch gemacht zu haben. Ich finde mich aber im Lesen weit häufiger durch Verstöße gegen Grammatik, Logik und Verständlichkeit, öfter durch unzutreffenden deutschen Ausdruck als durch ein entbehrliches Fremdwort gestört. Man muß nur nicht die niedrigen Regionen des Gedruckten, die Geschäfts- und Waarenempfehlungen, die Speisekarten und Modejournale zum Maßstab nehmen, nicht das Schlechte aufsuchen, sondern das Gute. Die Tagespresse hat im Drange ihres Betriebs die Entschuldigung flüchtiger Arbeit und doch finden sich in den angeseheneren Blättern und noch mehr in den sogenannten Revuen jederzeit auch vortreffliche Leistungen stilistischer Art. Es gibt Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber, Redner von großer Sprachgewalt, bei welchen nur ein kleinlicher Eifer sich darin gefallen kann, ihnen die Fremdwörter nachzuzählen und zu behofmeistern.

Und wenn es sich schließlich noch um praktische Rathschläge handeln soll, so könnte und würde ich nur eben dies voranstellen, bei vorzüglichen Schriftstellern in die Schule zu gehen; denn ein solcher wird, bewußt oder unbewußt, jedes fremde Wort nur da wählen, wo es ihm bezeichnender scheint als jedes andere und etwas mitklingen läßt, worauf er nun gerade Werth legt.

Ich kann aber auch zwei bestimmtere und, wie ich aus

Erfahrung weiß, nicht unfruchtbare Regeln oder sprachliche Maximen beifügen, einmal daß, wo das fremde und einheimische Wort zwei sich schneidenden Kreisen gleichen und das, was man zu sagen hat, innerhalb des gemeinsamen Stücks dieser Kreise liegt, man dem einheimischen Wort den Vorzug zu geben hat, sodann daß, wenn sie sich wie der umschlossene und der umschließende Kreis verhalten, mit Rücksicht darauf, daß keine Sprache gegen Wiederholungen derselben Laute und Worte so empfindlich ist wie die deutsche, man, nachdem das engere umschlossene Fremdwort einmal genannt und eingeführt ist, auch das deutsche Gattungswort wieder abwechselnd dafür eintreten lasse.

In der Hauptsache aber wünsche ich nachgewiesen zu haben, daß die Aufnahme von einigen Tausend fremdsprachiger Wörter in unseren deutschen Begriffsschatz in unlösbarem Zusammenhang mit dem Aufschwung unserer Volkssprache zur Classicität, zur allgemeinen Kultur- und Weltsprache steht, daß sie nicht eine Verunreinigung und Entstellung, sondern eine nothwendig gewordene Ergänzung und Bereicherung derselben war, daß ein Wiederhinausstoßen derselben ebensowenig zu wünschen als auszuführen wäre, daß man sich nicht in patriotischer Verirrung daran zu schämen, sondern darüber zu freuen hat, wenn man seinen Gesichtskreis, sein geistiges Besitzthum an Begriffen und Worten durch Lernen von alten und neuen Kulturvölkern zu erweitern vermochte.

Mit solcher Rechtfertigung der Fremdwörter ist die

natürliche und selbstverständliche Regel sehr wohl vereinbar, daß alle Rede sich dem Verständniß derjenigen anzubequemen hat, zu welchen man spricht, und daß aus denselben Gründen, aus welchen der Dichter, der Prediger, der Volksredner den Kreis der allgemein verständlichen Worte nicht überschreitet, vor Allem auch der Staat in seinen Gesetzen und Verordnungen, in allen Jedermann angehenden Einrichtungen die fremdsprachigen Ausdrücke thunlichst vermeiden soll. Man kann aber freilich über dies etwas unbestimmte Wort „thunlichst" nicht hinausgehen, da eine strenge Verfolgung des Princips sich als unausführbar erweisen würde und neugeschaffene oder umgeprägte und doch daneben in ihrer sonstigen Bedeutung fortbestehende Worte dem Verständniß leicht größere Schwierigkeit bieten als fremde, aber schon hergebrachte.

Nachdem nun aber thatsächlich Fremdwörter in großer Anzahl ein Bürgerrecht in unserer Volkssprache und Literatur erlangt haben, werden sich auch die weiteren Folgen hievon nicht abweisen lassen. Unter diesen möchte ich nur eine einzige, und nicht gerade die nächstliegende, noch erwähnen. Die Verschiedenheit der intellectuellen Bildungsschichten spiegelt sich in nichts so deutlich ab, als in dem Umfang und sicheren Besitz des Wortschatzes, da dieser stets zugleich den Schatz der Vorstellungen und Begriffe in sich schließt. Wir haben nun gesehen, daß die von mir als internationale benannten, außerhalb der Volkssprachen stehenden, ein gemeinsames geistiges Besitzthum aller Kulturvölker bildenden Fremdwörter nach Zehntausenden, die in

unsere Muttersprache eingedrungenen nach Tausenden zu zählen sind und daß die einen wie die anderen weitaus zum größten Theil, sei es unmittelbar oder auf dem Umweg der romanischen Zwischenstufe, in den Sprachen des classischen Alterthums wurzeln. Goethe hat gesagt: wer nur Eine Sprache kennt, kennt keine, was wohl nur heißen sollte, er versteht auch die eigene nicht voll und ganz. Und so muß man wohl sagen dürfen: wem die Tausende von Fremdwörtern, die er hört und liest, aus sich selbst heraus ganz unverständlich sind, wer sie nur gedächtnißmäßig als für sich sinnlose Laute, die ebenso gut kalmükisch als lateinisch und griechisch sein könnten, in sich aufnimmt, der wird auch in ihrem Gebrauch immer unsicher sein, dem werden die feinen Linien, die das fremde Wort von dem einheimischen abscheiden, unbemerkt oder nur halbverstanden bleiben. Die größten Feinde der Fremdwörter sind immer diejenigen, die sie nicht ganz verstehen und darum auch nicht würdigen können. Die freie und volle Herrschaft über die Muttersprache, deren eindringendes Verständniß, die Befähigung zur Arbeit an ihrer Erhaltung und Fortbildung, das dazu nöthige feinsinnige Stilgefühl sind nicht oder nur in den seltensten Ausnahmsfällen erreichbar ohne die Grundlage der altclassischen Bildung. Ihr Rückgang würde die Gefahr in sich schließen, ein Sinken und Verarmen der deutschen Sprache selbst einzuleiten. Es gibt für sie, um mit Fremdwörtern zu schließen, keine Surrogate, welche Aequivalente wären.

Ueber die neuere deutsche Prosa.

1887.

Wir wissen von den Sprachen des classischen Alterthums, daß sie nach dunkeln Anfängen und stiller Entwicklung schließlich rasch zu hoher Vollkommenheit gelangten, diese dann aber nur sehr kurze Zeit festzuhalten vermochten und einer langen, unaufhaltsamen Entartung anheimfielen. Die Blüthezeit bemißt sich nach Jahrzehnten, das Abwelken nach Jahrhunderten. Man hat auf die Sprachen wie auf die Literaturen die alten Sagen von den vier Weltaltern der Menschheit übertragen, und setzt, indem man von der aufsteigenden Linie absieht, gleich an den Anfang ein goldenes Zeitalter, dem man dann ein silbernes, ein ehernes, zuletzt ein eisernes nachfolgen läßt. Da man nun dieselbe Wahrnehmung auch an den schönen Künsten und den Wissenschaften machen konnte, daß sie je innerhalb ihrer großen Epochen zu einem glänzenden Höhepunkt emporstiegen, von dem sie alsbald wieder herabglitten, so konnte man zu dem allgemeineren Erfahrungssatz oder gar geschichtlichen Gesetz gelangen, daß alles Vortreffliche in der Welt stets nur eine flüchtig vor-

übereilende Erscheinung sei, und die Wege der Menschheit nur über eine lange Reihe von Berghöhen führen, deren Gipfel zwar den herrlichsten Ausblick, aber keinen Aufenthalt gestatten.

Bei diesen Erwägungen kann man leicht auf die Frage verfallen: wie steht es denn mit uns selbst? Wir haben ja auch vor etwa hundert Jahren ein solches goldenes Zeitalter unserer Sprache und Literatur gesehen, durch das wir in die Reihe, wo nicht an die Spitze der modernen Kulturvölker getreten sind, von dessen Schätzen wir uns noch nähren, auf das wir mit Neid und Bewunderung zurückzublicken geneigt sind. Sind wir vielleicht auch schon im Hinabgleiten aus einem goldenen zu einem silbernen Zeitalter, aus einer classischen zu einer alexandrinischen Epoche begriffen, nur ohne es zu wissen und zu merken?

Die Frage ist, wie so manche andere, um Vieles leichter zu stellen als zu lösen. Aber von dem Redner erwartet man ja nicht, daß er ausgemachte Wahrheiten und gesicherte Thatsachen vortrage; er darf seine Zuhörer auch bloß einladen, ihn auf dem Wege des Suchens nach Wahrheit zu begleiten, um dann dem Gegenstand selbst ihr weiteres Interesse und Nachdenken zuzuwenden.

Zuerst drängt sich hier die Vorfrage auf, ob denn die erwähnten Vorgänge des classischen Alterthums auf unsere modernen Kultursprachen überhaupt irgendwie eine analoge Anwendung finden können, und diese Frage ist, wie ich glaube, zu verneinen.

Man pflegt die Veränderungen, die mit der griechischen

Sprache seit der macedonischen Herrschaft, mit der römischen bald nach dem Untergang der Republik vor sich gingen, zumeist aus eben diesen geschichtlichen Thatsachen selbst, d. h. aus dem Verlust der staatsbürgerlichen Freiheit abzuleiten. Aber dies erklärt im Grunde doch nur, daß die Stoffe und Richtungen der schriftstellerischen Thätigkeit andere werden mußten, daß kein Demosthenes, kein Cicero mehr zu versammeltem Volk über die wichtigsten Staatsfragen sprechen, kein Thucydides und Xenophon, kein Cäsar und Sallust selbsterlebte Geschichte in freiem und hohem Stile schreiben durften, aber nicht auch, daß der Sprachkörper selbst so tiefgreifende Umwandlungen erleiden mußte. Es gibt ja Beispiele genug, daß man auch in tadellosestem Stil den Fürsten schmeicheln, in den feinsten Wendungen Kritik und Satire üben, daß man auch unter despotischem Druck die schönsten Verse machen kann. Wenn aber der Wortschatz durch Aufnahme neuer und Umdeutung alter Ausdrücke, wenn der Satzbau, der Rhythmus und Wohlklang eine auffällige und unaufhaltsame Entstellung erfuhr, so läßt sich dies nicht bloß oder auch nur vorzugsweise aus inneren und psychologischen Ursachen verständlich machen. Es ist ja sehr fraglich, ob die Schriftsteller der nachclassischen Zeiten an Geist und Talent im Ganzen hinter denen des goldenen Zeitalters zurückstanden. Das Wesentliche ist vielmehr, daß mit den beiden alten Sprachen eine größere äußere Veränderung vor sich ging. Die Mundart der Athener erweiterte sich zur Schrift- und allgemeinen Verkehrssprache in dem ganzen Umfang des macedonischen

Herrschaftsgebietes. Aus dem Atticismus wurde der Hellenismus. Ebenso breitete sich die Sprache Latiums über ganz Italien und den Westen Europa's aus. Die Schriftsteller waren nur zum kleinsten Theil noch Stadtrömer und aus den alten Geschlechtern; Rom selbst war durch den Zufluß aus allen Ländern der Erde eine Weltstadt ohne vorherrschenden Landschafts- und Stammescharakter geworden. Wenn Hunderttausende, ja Millionen neben ihrer Muttersprache eine fremde zu erlernen und zu üben hatten, so konnten sie ihre mitgebrachten Vorstellungen, ja selbst ihre verschiedenen Sprachorgane nie ganz verleugnen; es war damit nothwendig ein Eindringen neuer, ein Abschleifen alter Elemente verbunden. Eine Völkersprache kann die Eigenart und die Feinheiten einer hochgebildeten Volkssprache nicht behaupten. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Strom aus den Hochalpen und Vorbergen heraus in die flache, ausgebreitete Ebene tritt; er sammelt nun die Gewässer aus weiten Gebieten; er sieht reiche und große Städte an seinen Ufern, trägt zahllose Fahrzeuge auf seinem Rücken, bildet eine Völker verbindende Straße; aber die rasche und belebende Strömung, die schöne Färbung seines Wassers, die Reize seiner Ufer und landschaftlichen Umgebung kann er nicht mehr dabei bewahren. Alles dies trifft für unsere modernen Culturſprachen nicht mehr zu. Sie sind das Werk und Besitzthum großer, geschlossener Nationen, die ihre Angehörigen nach Millionen zählen, die keine Eingriffe fremdartiger Elemente aufzunehmen haben, die sich ganz und frei aus ihrem inneren Wesen heraus fortbilden können.

Für sie kann der Satz: kurze Blüthezeit, langer Verfall, überhaupt nicht gelten. Ich muß mich eines eigenen Urtheils über die Geschichte der italienischen, englischen, französischen Sprache enthalten, aber meines Wissens wird von Niemand behauptet, daß die Zeit, in welcher diese Sprachen zur Classicität erstarkten, zugleich auch der Höhepunkt ihrer Entwicklung sei, daß etwa Guizot, Thiers, Georges Sand, Rénan, Taine oder Voltaire und Rousseau sich zu dem Zeitalter von Ludwig XIV. wie bloße Nachzügler oder gar wie Verfall und Entartung verhalten. Aber ebenso wenig wird Jemand sagen wollen, daß die französische Sprache in diesen zwei Jahrhunderten keine Aenderung erlitten habe. So wenig als für die Völker gibt es einen Stillstand für die Sprachen, die stets nur der Spiegel und Abdruck des Volksgeistes sind.

Und so erwartet die aufgestellte Frage doch immer noch ihre Antwort. Wenn es für Sprachen keinen Stillstand gibt, was hat sich dann an der unsrigen in den zwei Generationen geändert, die etwa seit dem Abschluß unseres classischen Zeitalters abgelaufen sein mögen; ist sie vorwärts geschritten oder zurück oder seitwärts, und in welchen Richtungen ist das Eine oder Andere geschehen?

Die Frage bedarf jedoch sofort noch einer Einschränkung. Ich muß auf der einen Seite die gebundene Rede der Poesie bei Seite lassen, auf der anderen die ernste Wissenschaft. Große Dichter sind seltene Himmelsgaben, die den Völkern geschenkt werden ohne deren Verdienst oder Zuthun. Daß wir in diesem Punkte nur Epigonen sind, wird Niemand

in Frage stellen. Die Prosa dagegen ist uns zwar auch von unseren Dichtern geschaffen und geschenkt worden, aber an ihr arbeiten wenigstens alle Gebildeten stetig mit; sie gehört zu den Massenproducten eines Volksgeistes. Die Fachwissenschaften aber sind auszuschließen, theils weil ihr Umfang ganz unübersehbar wäre, theils weil bei ihnen der Inhalt des Wissens vor Allem in Betracht kommt, die sprachliche Form von mehr nebensächlicher Bedeutung bleibt.

Auch mit diesen Einschränkungen bleibt die Aufgabe noch weit aussehend genug. Da ein Ueberblick über das Ganze des damaligen und jetzigen Schriftwesens eine unerfüllbare Forderung wäre, die bloße Gegenüberstellung von Einzelnheiten aber als willkürliche Auswahl erschiene und nichts beweisen würde, so kann es sich nur darum handeln, ob sich Vergleichungspunkte auffinden lassen, die einen typischen Charakter an sich tragen und bindende oder wenigstens sehr wahrscheinliche Schlußfolgerungen gestatten.

Zuerst schienen mir hier einige Notizen statistischer Art über den Umfang und die vorherrschenden Richtungen der damaligen und jetzigen Literaturen nicht ohne Werth. Der Leipziger Meßkatalog, der die alljährlich im Gesammtdeutschland erschienenen und dem Buchhandel übergebenen Bücher aufzählt, ergab für das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine um die Summe vor 3000 sich bewegende Ziffer und für das Schlußjahr 1800 3335 Bücher. Im Jahre 1885 dagegen führt er 16 305 Bücher auf, also nahezu das Fünffache, obgleich sich die betheiligte Bevölkerung noch nicht ganz verdoppelt haben wird. Unter den

einzelnen Fächern, in welche die ganze Büchermasse zerfällt, nahmen im Jahre 1800 die sogenannten schönen Wissenschaften oder die Belletristik mit 18 von je 100 Büchern weitaus den ersten Platz ein. 1885 trifft auf diese Rubrik mit 8 Procent noch nicht die Hälfte des früheren Antheils. Die zweite Stelle hatten damals die Theologie und Erbauungsschriften mit 10,5 Procent, die jetzt mit 8,5 Procent an den vierten Platz getreten sind, den zweiten an die vereinigten Rubriken Gewerbe und Handel, den dritten an Staats- und Rechtswissenschaften überlassen mußten. An erster Stelle erscheint jetzt mit großem Uebergewicht die Pädagogik mit Schul- und Jugendschriften; je das sechste deutsche Buch fällt auf dieses Fach. Im Uebrigen will ich nur noch erwähnen, daß damals schon das dreißigste, neuerdings erst das hundertundzwanzigste ein philosophisches war. Und so haben durchaus die beschaulichen Fächer vor den praktischen das Feld räumen müssen.

Für die Gegenwart gibt es sodann nicht nur über die Zahl der Bücher, sondern auch über die der Autoren einige bemerkenswerthe, wenn auch weniger gesicherte Angaben.

Bei der Berufsstatistik von 1882 ergaben sich für das Deutsche Reich nicht weniger als 19 350 Personen, worunter 350 Damen, welche als ihren Hauptberuf eine Thätigkeit schriftstellerischer Art bezeichnet haben. Die Ziffer enthält freilich eine nicht ausscheidbare, aber vermuthlich nur kleine Anzahl von berufsmäßigen, aber in keinem Dienstverhältniß stehenden Schreibern. Dagegen kamen 2210 Personen hinzu, welche eine schriftstellerische Thätigkeit als Neben-

erwerb angaben, eine Zahl, welche offenbar weit größer sein und z. B. die meisten Universitätslehrer in sich begreifen müßte, wenn überhaupt Alle, welche eine solche Thätigkeit wirklich ausüben oder schon ausgeübt haben, sie in den Listen als Nebenerwerb einzutragen gehabt hätten.

Ueber diese Verhältnisse gibt es nun für die frühere Zeit gar keine irgend vertrauenswerthe Zahlen; wohl aber kann es als notorisch gelten, daß es damals in Deutschland Personen, welche von Schriftstellerei als ihrem Hauptberuf lebten, mit etwaiger Ausnahme weniger Zeitungsredacteure, so gut wie gar nicht gegeben hat. Unsere Classiker hatten alle ein sonstiges Einkommen, und wo es an solchem zeitweise fehlte, wie bei Lessing und Schiller, fehlten auch gleich Mangel und Schulden nicht. Schriftstellerische Honorare bildeten nirgends einen Nahrungsstand, jetzt theilweise einen sehr glänzenden, eine Veränderung, die ich freilich nicht gerade zu den Vorzügen der Gegenwart vor den alten Zeiten zu rechnen vermag.

Wenn nun so nach der Zahl der Personen und literarischen Erzeugnisse der Fortschritt ein ganz außerordentlicher war, so bin ich weit entfernt, aus der Menge auch auf den entsprechenden Werth zu schließen. Nur ist auch der umgekehrte Schluß nicht zulässig, daß mit der Menge der Werth sinken müßte. Die Ueberproduction einer Waare braucht keineswegs mit ihrer Verschlechterung verbunden zu sein; die große Mitbewerbung kann auch auf die Qualität fördernd einwirken. Aus der Thatsache, daß der stärkste Artikel unseres ganzen Büchermarktes Schul- und Jugend-

schriften geworden sind und aus der Erfahrung, daß die sprachliche Ausbildung eines Volkes durch nichts so sehr wie durch Schule und Unterricht bedingt ist, wäre für die Gegenwart immerhin eher ein günstiger als ein ungünstiger Schluß zu ziehen.

Allein um über das Sinken oder Steigen einer Sprache innerhalb ganzer Literaturperioden ein Urtheil zu gewinnen, bedarf es anderer Mittel und zunächst eines kurzen Rückblickes auf die geschichtliche Entwicklung.

Ich habe vorhin bemerkt, daß in Deutschland die Dichter zugleich auch die Schöpfer und Vorbilder unserer jetzigen Prosa geworden sind, was zwar in ähnlicher Weise bei den Völkern des Alterthums, bei den neueren aber nur in weit schwächerem Maße zutrifft. In der ersten Periode unseres geistigen Aufschwunges waren Wieland und Lessing, in der zweiten Goethe und Schiller die bahnbrechenden Führer. Es gibt zwei Hauptarten des Stils für alle Sprachen. Die eine wendet sich an die Einbildungskraft und das Gefühl; ihr Stoff sind äußere und innere Vorgänge; ihr höchstes Streben geht auf Anschaulichkeit. Die andere Art ist der Verstandes- oder Gedankenstil; sein Stoff sind Ansichten und Urtheile, seine Tugenden Klarheit und scharfes Unterscheiden. Für das Eine war Wieland, für das Andere Lessing der vorleuchtende Führer, Wieland, an den alten wie an den französischen Meistern gebildet, befreite die deutsche Prosa von ihrer Armuth und Ungelenkheit, von kläglichem und schleppendem Satzbau, von breiter Umständlichkeit; er gab ihr Leichtigkeit, Fluß und Fülle

des Ausdrucks, die gewandte wohlgegliederte Periode, die freie, bewegliche, jeder Aufgabe anzupassende Wendung. Er leistete diesen Dienst aber nur seinem eigenen Zeitalter; wir sind im Besitze des von ihm Angebahnten und bedürfen seiner Führung nicht mehr. Seine Schreibweise ist eine Art von Gemein- und Mittelgut geworden, mit welcher man keinen Beifall mehr gewinnt. Auch wurde er selbst zu wortreich und ließ der zuströmenden Fülle des mannigfaltigsten Ausdrucks allzufreien Lauf. Die Xenien wünschen bekanntlich dem befreundeten Dichter, daß sich sein Lebensfaden ebenso lange fortspinnen möge als seine Perioden. Lessing, mehr Literat, Gelehrter und Denker als Dichter, ist der glänzendste Vertreter jenes Verstandesstils und der ihm eigenthümlichen Tugenden. Er ist auch keineswegs wie Wieland veraltet, sondern heute noch ein Vorbild, wenn es sich um knappen, scharfen, allem Phrasenwesen fremden Ausdruck der Gedanken, um die geflügelten Pfeile der Kritik und Polemik handelt. Wir interessiren uns heute noch, nur um seiner Schreibart willen, für Fragen, die uns ihrem Inhalt nach völlig gleichgültig wären. Auf der anderen Seite fehlte ihm das Talent der anschaulichen Erzählung, wie die Sprache der natürlichen Leidenschaft und des gehobenen, erwärmenden Gefühls. Zwischen diesen beiden, einander unter sich wenig ansprechenden, Vorbildern bewegte sich ohne raschen Erfolg und weiteren Fortschritt in den sechziger und siebziger Jahren die deutsche Literatur im Großen und Ganzen. So wenig, wie Klopstock, der Schöpfer der neuen Dichtersprache, auch für die Förderung

der deutschen Prosa in Betracht kommt, war Herder's großer und umfassender Geist gerade auf diesem Gebiete erfolgreich. Er war zu vielseitig, unruhig und hastig, um seinen Gedanken die letzte Abrundung und den vollendeten sprachlichen Ausdruck zu geben, und es ist den Mustersammlungen deutscher Prosa immer schwer, in den sechzig Bänden seiner Werke Abschnitte zu finden, die nach Form und Inhalt gleich vortrefflich wären. Dagegen wurden die Leistungen von Wieland und Lessing später weit überholt von dem zweiten Dioskurenpaar Goethe und Schiller. Lessing selbst, der große Kunstkritiker, war doch nicht unbefangen und vorurtheilslos genug gewesen, um in Goethe's Götz und Werther neben dem ihm unsympathischen Inhalt noch den ganz außerordentlichen Fortschritt der deutschen Prosa, eine neue, bis dahin unerhörte Sprachgewalt zu bemerken und anzuerkennen. Goethe's Diction ist von Anfang an bis an die Schwelle seines Greisenalters, in welchem sein Stil in eigenartige, theilweise seltsame und zopfige Abweichungen auslief, am meisten aber in seinen mittleren Jahren nicht bloß in der Poesie, sondern ebenso in der ungebundenen Rede das Höchste, was die deutsche Sprache kennt, und insbesondere liegt über Wilhelm Meister's Lehrjahren und über Dichtung und Wahrheit ein unvergänglicher Zauber der Darstellung ausgebreitet, der nie wieder erreicht worden ist. Der höchste Vorzug der Goethe'schen Schreibart liegt in der sinnlichen Klarheit und Anschaulichkeit, jener Vermählung des Sinnlichen und Geistigen, in welcher wir das Ziel und Wesen aller Kunst wie aller

Sprache erkennen. Sein universeller, sonnenheller Geist, dem nichts Menschliches fremd war, übertrug dieselbe auch auf Gebiete, in welchen sie sonst am seltensten gefunden wird, wie denn auch seine kritischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten als Muster der Darstellung gelten können.

Schiller's Verdienste um die deutsche Prosa kommen seinen Dichterwerken nicht gleich; doch beherrscht er die beiden Stilgattungen der Erzählung und der denkenden Betrachtung mit derselben Meisterschaft. Kein deutsches Geschichtswerk hat jemals einen gleich ausgebreiteten Leserkreis gefunden, als Schiller's dem Inhalt nach längst überholter, aber in der Darstellung alles Frühere übertreffender Dreißigjähriger Krieg, obgleich gerade in der Kunst der Darstellung der Abfall der Niederlande noch höher zu stellen wäre. Seine Schreibweise hat etwas Energisches, vorwärts Drängendes, Hinreißendes; sie ist reich, oft überreich an rednerischen Figuren; besonders charakteristisch ist die Vorliebe für die Antithesen, die zugespitzten Gegensätze der Begriffe. Die Worte scheinen nicht aus der einfachen unmittelbaren Anschauung herauszufließen, sondern zuvor noch in die Idee eingetaucht und von ihr durchtränkt. Gleich dem Redner hat er stets bestimmte Zwecke, seien es sittliche oder ästhetische Ideale, im Auge. In den philosophischen Schriften kann nicht selten die Mischung von Rhetorik, Poesie und Abstraction einen nicht ganz harmonischen Eindruck machen, und wiewohl geistvoller, phantasie- und ideenreicher, lassen sie doch oft genug die Lessing'sche Klarheit und Schärfe der Untersuchung vermissen. Da-

gegen ist Schiller ein vollendeter Sprachmeister, da, wo er nicht zum großen Publicum redet, im leichteren wie im gehobenen Briefstil.

Wir wissen aus dem Xeniensturm wie aus zahlreichen anderen Zeugnissen, daß Goethe und Schiller auch noch in den neunziger Jahren keineswegs die Anerkennung gefunden haben, welche ihnen die Nachwelt zollt, und auch im günstigsten Fall nur als die Ersten unter Gleichen galten. Sie waren mit einem kleinen Stab jüngerer Verehrer dem Heer und Troß der wortführenden Schriftstellerwelt weit vorausgeeilt. Gerade der Abstand der Sprache, welcher uns jetzt am meisten in die Augen zu fallen scheint, fand am wenigsten Beachtung. Vielmehr war man ganz besonders beflissen, ihnen kleine Freiheiten des Stils und metrische Nachlässigkeiten zu behofmeistern.

Unter den Mitteln, die damalige Schreibweise mit der späteren und jetzigen zu vergleichen, schien mir das nächstliegende und sicherste, je die besten und anerkanntesten Zeit-, Wochen- und Monatsschriften der beiden Zeitalter neben- und nacheinander zu lesen. Als solche erschienen für die neunziger Jahre die von Schiller herausgegebenen Horen, der deutsche Merkur von Wieland, die Jenaer Literaturzeitung, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und einige andere, welche die Vermuthung namhafter Mitarbeiter für sich zu haben schienen. Auf der Seite der Gegenwart steht die nur allzugroße Zahl unserer Revuen und Rundschauen, deren Namen ich nicht aufzuzählen brauche. Es ist bei einem solchen Versuch anfangs sehr

schwierig, vom Inhalt des Gelesenen ganz abzusehen und nur auf die sprachliche Seite zu achten. Wenn man sich darauf etwas eingeübt hat, so ist der nächste Eindruck der einer wesentlichen Gleichartigkeit der damaligen und jetzigen Schreibweise. Es gab so wenig, wie heutzutage, einen auch nur einigermaßen uniformen Stil, wie ihn z. B. die Franzosen haben; die individuellen Abweichungen sind unbegrenzt. Eben deshalb denkt man bei Allem, was man aus jener Zeit liest, sobald man von einzelnen jetzt veralteten Ausdrücken absieht (wie itzo, anhero, des Publici, dem Publico, was sich auch bei Goethe noch findet), daß es auch heute und gestern so hätte geschrieben werden können. Bei längerem und öfter wiederholtem Hinsehen und Vergleichen glaubte ich aber doch zu finden, daß dasjenige, was wir heute als gut und fesselnd geschrieben anerkennen würden, sobald wir von den ersten Namen selbst absehen, sehr klein zusammengeht, daß unser Maßstab ein strengerer geworden ist, daß uns die damals vorherrschende Schreibweise doch den Eindruck des Dürftigen und Schülerhaften macht, der Satzbau bald zu einfach, bald zu künstlich und schwerfällig erscheint. Wenn man Altes tadelt und Gegenwärtiges lobt, weiß man freilich niemals sicher, ob man nicht selbst im Bann von Zeitvorurtheilen steht; aber jene Vergleichung drängte mir das Urtheil auf, daß in den namhaftesten unserer jetzigen Revuen ein guter und im Wesentlichen tadelloser Stil die Regel bildet und die Ausnahmen, welche diese Regel nach oben überschreiten, zahlreicher sein mögen, als diejenigen, welche hinter derselben zurückbleiben.

Denn, wenn ich hier eine allgemeinere Bemerkung einschalten darf, wir pflegen unwillkürlich, bewußt oder unbewußt, Alles, was wir lesen, der Form nach in drei Classen einzutheilen. Die erste natürliche und gleichsam normale besteht darin, daß unser Interesse ganz und ungetheilt dem Inhalt des Gesagten zugewendet ist, und wir an den Verfasser und seinen Antheil gar nicht denken. So lesen wir alltäglich die Zeitungen; so lesen die meisten Damen, und nicht sie allein, die Romane und Erzählungen, so lesen wir Alles, wobei wir nur sachliche Belehrung suchen. Von dieser neutralen und indifferenten Mitte kann nun aber nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin abgewichen werden. Der Autor kann uns an sich erinnern dadurch, daß er uns entweder zu wenig bietet oder auch mehr, als wir von ihm erwarteten und ihm zumutheten. Zu wenig bietet er, wenn seine Darstellung dunkel und schwerfällig ist, wenn er die Sprachregeln verletzt, wenn er lästige Wiederholungen, ungehörige und entbehrliche Abschweifungen einschaltet, oder was uns sonst noch Alles störend und mißfällig werden kann. Nach der anderen Seite aber kann uns der Autor auch eine willkommene Zugabe schenken, wenn er unsere Einbildungskraft in lebhafteste Thätigkeit versetzt, seiner Darstellung den Schmuck von Witz und Anmuth leiht, den fesselnden Inhalt durch reizende Form zur vollsten Geltung bringt, wenn die Rede sich schon durch Rhythmus und Wohllaut dem Ohr einschmeichelt. Eine solche Dreitheilung ganzer Bücherschätze wäre wohl das willkommenste und beste Mittel, die sprach-

liche Ausbildung ganzer Zeitalter zu vergleichen, wenn sie nur nicht den Fehler hätte, unausführbar zu sein. Das Hinderniß liegt nicht nur darin, daß der Stoff, auch wenn man ihn auf das zwischen Poesie und Fachwissenschaft liegende, jedem Gebildeten zugängliche Gebiet beschränkt, doch immer noch unübersehbar bleibt, sondern noch mehr darin, daß für die Abgrenzung der Classen der objective Maßstab fehlen würde, sofern der Eine schon an den kleinsten Sprachmängeln Anstoß nehmen, der Andere die gröbsten nicht bemerken würde und für einen schönen Stil kaum ein Gefühl und Verständniß hätte. Als das Erwünschte und Normale wäre, die Ausführbarkeit vorausgesetzt, anzusehen, daß die Schriften, in welchen der Autor ganz hinter seinem Werke zurücktritt, die Hauptmasse bildeten; denn jedes Buch, das rein sachlich und correct, ohne mißfälligen Zusatz des Autors, wenn auch trocken und schmucklos geschrieben ist, verdient die Note gut. Die Zahl der fehlerhaften Bücher müßte möglichst klein, und von den schön geschriebenen namhaft übertroffen werden. Ein Vorherrschen dieser letzten wäre selbst, wenn denkbar, nicht einmal zu wünschen, da das Schöne niemals das Gewöhnliche werden kann und soll, so wenig als das tägliche Brot sich durch Leckerbissen ersetzen läßt. Wenn wir nun nach diesem Maßstab die Gegenwart mit der Epoche unseres goldenen Zeitalters vergleichen könnten, so würde nach meinen Eindrücken die Classe der von ästhetischem Reiz begleiteten Schriften damals weit nicht so zahlreich, aber glänzender vertreten, dagegen auch

die der unter dem Mittelgut stehenden namhaft stärker gewesen sein.

Denn dahin möchte ich schließlich das Ergebniß meiner Untersuchung zusammenfassen, daß der damalige Höhepunkt der deutschen Diction zwar in einigen Richtungen unerreicht geblieben, aber in anderen auch überboten worden ist, daß ein gutes Deutsch früher nur von Wenigen geschrieben wurde, später aber Vielen zur Verfügung stand, daß somit das Gesammtniveau der zwischen Poesie und Fachwissenschaft liegenden prosaischen Literatur nicht gesunken sein kann, sondern einen Fortschritt erkennen läßt.

Daß gut Deutsch zu schreiben eine schwere Kunst sei, soll ein Mann, der zu den Meistern dieser Kunst zu zählen ist, Ludwig Uhland, oft ausgesprochen haben. Der Hauptgrund hiervon ist wohl eben der Reichthum unserer Sprache, der eine fast allzugroße Freiheit und Mannigfaltigkeit gestattet. Dennoch hat die Gegenwart wie die nähere Vergangenheit eine Reihe vortrefflicher Schriftsteller aufzuweisen, und die Sammlungen von Musterstücken deutscher Prosa finden in dem classischen Zeitalter außer den bekannten ersten Namen nur eine kleine Auswahl, im neunzehnten Jahrhundert aber eine sehr große.

Wer die undankbare Neigung hat, in der Welt nicht das Gute aufzusuchen, sondern sich über das Mittelmäßige und Schlechte zu ärgern und zu ereifern, dem kann ja auch unsere Tagesliteratur Stoff genug zu einem abstoßenden Gemälde geben. Für einen geschichtlichen Ueberblick ist Optimismus und Pessimismus gleich unbrauchbar.

Ich habe vorhin bemerkt, daß wir in einigen Punkten unsere Vorfahren und Meister auch übertroffen haben. Es geschah dies in verschiedenen Richtungen.

Einmal ist in der Zwischenzeit eine neue Stilgattung hinzugekommen, für deren Ausbildung früher die äußeren Bedingungen gefehlt haben. Beredsamkeit gab es damals nur auf der Kanzel und etwa noch auf dem Katheder, wiewohl hier für Schul- und Festreden, zumal an den Hochschulen, vielfach noch das Latein seine Herrschaft behauptete. Jetzt haben wir nicht nur die politische Rede in Parlamenten, Volks- und Parteiversammlungen, sondern auch die populären Vorträge aller Art, die sich über den ganzen Bereich menschlichen Wissens, soweit es dem gemeinen Verständniß zugänglich gemacht werden kann, ausbreiten. Nichts nöthigt in gleichem Maße, das sprachliche Element zu pflegen. Gedruckt kann man dem Publicum Alles bieten, da es ja Alles auch ungelesen lassen kann. Wer aber angehört werden, gefallen und etwas erreichen will, muß die Stiltugenden erstreben. Etwas der Rede Verwandtes sind die zuerst in England gepflegten und in Ermangelung eines deutschen Ausdrucks noch mit einem Fremdwort bezeichneten Essay's, die den Charakter von Vorträgen, gehaltenen oder nichtgehaltenen, an sich tragen nnd darum auch den gleichen Anforderungen unterliegen. Man wird kecklich sagen dürfen, daß der freie Gebrauch des lebendigen Wortes große Fortschritte gemacht hat.

Sodann wird man die Behauptung aufstellen können, daß zwei Wissenszweige, die ein Mittelglied zwischen eigent-

licher Fachwissenschaft und einem allgemeinen Bildungsmittel höherer Art genannt werden dürfen, Philosophie und Geschichte, erst im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts die ihrem Wesen entsprechende sprachliche Ausbildung gefunden haben. Den großen Meistern von Kant bis Hegel stellte für ihre tiefgründigen Forschungen der sprachliche Ausdruck noch so spröden Widerstand in den Weg, daß sie auch den Gelehrten schwer verständlich bleiben und künftigen Geschlechtern kaum noch lesbar erscheinen mögen. Dagegen haben, um nur zwei unter sich höchst verschiedene Schriftsteller und Denker zu nennen, Schopenhauer und Lotze der deutschen Sprache die Fähigkeit abgewonnen, auch noch den feinsten und verschlungensten Gedankenreihen nachzugehen und sie zu vollster Deutlichkeit zu entwirren. In ähnlicher Weise verhält sich der ganz von Sachlichkeit durchtränkte und doch leichtflüssige, geist- und wirkungsvolle Stil von Ranke und den zahlreichen mit- und nachstrebenden Meistern der neueren Geschichtsschreibung zu der ungleichen, noch suchenden, bald trockenen und schwunglosen, bald manierirten Schreibweise der Historiker des classischen Zeitalters Schlözer, Heeren, Spittler, Johannes Müller u. A.

Ich wüßte ferner kein charakteristischeres Merkmal für den Fortschritt einer Sprache, als deren zunehmende Fähigkeit, sich die Schriftwerke fremder Völker durch sinngetreue und doch noch wohlgefällige Uebersetzung anzueignen, zumal wenn, wie bei Dichtungen, die Forderung hinzutritt, die metrischen Formen des Originals beizubehalten. In dieser Beziehung hat das classische Zeitalter schon Großes ge-

leistet. Von den beiden Hauptmethoden alles Uebersetzens, sich entweder zu dem fremden Autor hinüberzubegeben und unsere Sprache der seinen möglichst anzunähern, oder den Fremden zu uns herüberzuziehen und sein Werk zu einem deutschen zu machen, wurde die erste von Voß, die zweite von Wieland schon in glänzender Weise bethätigt, und von August Wilhelm Schlegel läßt sich sagen, daß er Beides in glücklicher Weise vereinigt hat. Man darf daher nicht vergessen, daß in diesem Punkt die Neueren ganz auf den Schultern der Alten stehen, und daß es etwas Anderes ist, das Geleistete zu verbessern als Neues zu schaffen. Dennoch ist ein ganz entschiedener Fortschritt der Befähigung unserer Sprache, durch Anpassung an Fremdes sich selbst noch zu erweitern, gar nicht zu bestreiten. Geibel's Uebersetzungen griechischer und römischer Dichtungen lassen, nach meinem Dafürhalten, die älteren Leistungen weit hinter sich; Wieland ist vielfach übertroffen und auch mit Schlegel haben Neuere den Vergleich nicht zu scheuen. Es hat niemals eine Sprache gegeben, die in gleichem Maße wie die unsrige sich fremden Idiomen anzunähern vermochte, ohne aus den Grenzen des eigenen Wesens herauszutreten.

Schließlich erwähne ich noch als unzweifelhaftesten Fortschritt den der Gesetzes-, Amts- und Kanzleisprache, welche der Einwirkung von literarischer Seite stets am längsten widerstreben. Es ist kaum ein größerer Abstand denkbar, als der zwischen der schleppenden, weitschweifigen und doch immer noch ungenau bleibenden Fassung von Verordnungen oder Staatsschriften der älteren Zeit, und zwischen der

knappen, präciſen, ſprachgerechten Formulirung etwa unſerer neuen Reichsjuſtizgeſetze oder modernen Thronreden und Manifeſte. Noch ſchlimmer ſtand es um die Kanzleiſprache, die ſich auch jetzt noch nicht entſchließen konnte, den Reſt ihres Zopfes vollends abzuſchneiden.

Jenes Zeitalter unſerer claſſiſchen Denker und Dichter hat ſich uns ſo nur als der Aufgang, aber nicht zugleich auch als der Abſchluß einer neuen Epoche der deutſchen Bildung erwieſen. Es müßte ja auch ſeltſam zugegangen ſein, wenn dem anders wäre. Daß wir im Laufe des Jahrhunderts in politiſchen und ſocialen Dingen, in allen Künſten des Krieges und des Friedens mächtig voran geſchritten ſind, liegt klar genug zu Tage; wie ſollte gerade die Sprache, der natürliche Spiegel der intellectuellen Bildung einer Nation, ſich getrübt haben und ein verfälſchtes Bild zurückwerfen?

Allein unſere ganze Frage hat doch auch noch eine andere Seite. Alles Bisherige drehte ſich nur um Fortſchritt oder Rückſchritt. Es gibt aber nicht bloß geradlinige Bewegungen nach vorn oder hinten. Im Verlauf aller menſchlichen Geſchichte bilden vielmehr Kurven, Wellen- und Schraubenlinien die Regel, und ſo auch in der Entwicklung der Sprachen. Es könnte alles Geſagte richtig ſein und doch die deutſche Sprache auch Seitenwege eingeſchlagen haben, deren Richtung nicht gerade vorwärts zu weiſen braucht. Ich zweifle ſogar nicht im Mindeſten, daß dies der Fall iſt und glaube, daß, wenn Jemand jene Vergleichung alter und neuer Zeitſchriften und Bücher noch

eingehender und sorgfältiger vornehmen wollte, als es mir möglich war und für meinen bescheidenen Zweck geboten schien, er noch mancherlei kleinere und größere Veränderungen nicht nur des Wortschatzes, sondern auch des Satzbaues, Stils und der geläufigen Wendungen nachzuweisen vermöchte. Ich begnüge mich, hierfür ein einziges Beispiel noch zu erwähnen. Es betrifft den nach meinen Eindrücken überhandnehmenden Gebrauch der abstracten Substantive. Ein Hauptwort soll ja zunächst nur ein Ding, etwas Seiendes, Wahrnehmbares bezeichnen, das Adjectiv eine Eigenschaft eines solchen Dinges, das Zeitwort Etwas, was von oder mit dem Ding geschieht. Die Sprache begnügt sich aber nicht mit diesem nächstliegenden Gebrauch; sie bildet aus Adjectiv und Verbum wieder neue Hauptwörter, aus schön, gut, gesund die Schönheit, die Güte, die Gesundheit, aus stehen, ordnen, erkennen den Stand, die Ordnung, die Erkenntniß. Diese neuen Wörter bedeuten nun nichts Anschauliches, Einfaches mehr; sie haben Ursprung und Heimath nur in unserem Kopf; sie sind abgeblaßte Schatten einer Wirklichkeit zweiter Ordnung, meistens schwer definirbar. Man könnte und sollte sie statt der abstracten die unechten oder abgeleiteten Hauptwörter nennen. Sie sind eine unentbehrliche Bereicherung aller gebildeten Sprachen und in keiner von ihnen so entwickelt und zahlreich wie in der deutschen. Denn diese besitzt die Fähigkeit, die sie nur noch mit der griechischen theilt, daß sie jedes Adjectiv und jeden Infinitiv, indem sie ihm das Neutrum des Artikels vorsetzt, zu einem Hauptwort und zwar je mit besonderer

Nebenbedeutung umstempeln kann; denn das Schöne deckt sich nicht mit der Schönheit, das Warme nicht mit der Wärme, das Empfinden nicht mit der Empfindung. Ein sehr häufiger Gebrauch schon der Hauptwörter überhaupt, aber insbesondere dieser unechten, stellt besondere Zumuthungen an die Einbildungskraft und vermindert die Anschaulichkeit. Denn alle Hauptwörter sind, wie es schon ihr Name zeigt, anspruchsvoll als die stets voll betonten, schon durch die großen Anfangsbuchstaben die Aufmerksamkeit fordernden Träger und Säulen für alle anderen Redetheile. Dem Satz: eine öffentliche Rede soll vor Allem klar und verständlich sein, kann man auch die Fassung geben: die erste Forderung an eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Rede ist Klarheit und Verständlichkeit. Beide Sätze sagen inhaltlich genau dasselbe, aber im ersten Falle brauchen wir nur ein Hauptwort und zwar ein echtes, im anderen deren fünf, worunter vier unechte. Solche Umschreibungen schlichter und einfacher Gedanken sind mehr und mehr etwas ganz Gewöhnliches und gar nicht mehr Auffallendes geworden; sie scheinen den Vorzug des Gewählten, Vornehmeren, einer gewissen Gedankenfülle zu bieten. Ich habe bei verschiedenen Schriftstellern je innerhalb der gleichen Stilgattung in größeren Abschnitten die Menge der Hauptwörter mit Unterscheidung der unechten durchgezählt. Es ist dabei Vieles zu beachten und auseinander zu halten, was sich hier nicht erwähnen läßt; insbesondere ist der Begriff des Unechten schwer scharf abzugrenzen. Ich fand es als Eigenheit des Goethe'schen

Stils, daß er die wenigsten Hauptwörter gebraucht; nur je das sechste Wort ist durchschnittlich ein solches; dabei sind die echten weit überwiegend. In Schiller's Prosa findet sich Beides schon namhaft häufiger. Wir lesen jetzt tausende von Sätzen, wie den folgenden, der von einem berühmten Gelehrten und Schriftsteller stammt, und einer Blüthenlese deutscher Prosa entnommen ist. Er lautet: „Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältniß zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu dem individuellen Leben, sondern in ihrer großen Beziehung auf die gesammte Menschheit betrachtet, dem bietet sich als die erfreulichste Frucht dieser Forschung der Gewinn dar, durch Eintritt in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuß der Natur vermehrt oder veredelt zu sehen; eine solche Veredlung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher sich alle Richtungen der Geisteskräfte reflectiren." Es ist hier an Gedanken und Grammatik nichts auszusetzen, aber der Satz enthält 24 Hauptwörter, worunter die größere Hälfte unechte; nahezu je das dritte Wort ist substantivisch. Eine solche Häufung hat etwas Betäubendes, unsern Intellect Umnebelndes; beim bloßen Zuhören oder einmaligen Lesen wird kaum Jemand ganz folgen können. Aehnliches fand ich in unserer älteren Literatur noch nicht, und es war gewiß weit seltener. Die verschiedenen Redegattungen verhalten sich freilich zu diesem Punkt sehr abweichend. Das obige Beispiel gehört dem Gedankenstil an, wenn auch wohl zu dessen Ausschreitungen. Die Poesie, etwa mit Ausnahme der didaktischen, ist auf

thunlichste Vermeidung aller abstracten Begriffswörter angewiesen. In unserer Romanliteratur, die ich freilich wenig kenne, glaubte ich eine gewisse Vorliebe für die kleinen Sätze und kurz gehackten Gesprächsformen mit thunlichster Vermeidung des kunstreicheren Periodenbaus zu bemerken. Das umgekehrte Extrem, die allzugroße und gedrängte Häufung von Begriffswörtern dürfte in der Gesetzes-, Amts- und Geschäftssprache, sowie in den Fachwissenschaften zu finden sein.

Das Ueberhandnehmen abstracter Sprach- und Redeformen ist aber nach meiner Ansicht nichts Zufälliges und Vorübergehendes, sondern scheint mir aus dem Wesen des germanischen Geistes selbst herauszuwachsen, der mehr als der romanische sich von der sinnlichen Wahrnehmung zu entfernen liebt und leichter in das unsinnlichere Element der Abstraction hinübergleitet.

Man mag darin eine Vergeistigung der Sprache erkennen, ich kann eine solche jedoch nur sehr bedingt als etwas Rühmens- und Wünschenswerthes bezeichnen; denn sie ist mit einer noch wichtigeren Eigenschaft der Sprache, der Anschaulichkeit, schwer vereinbar; sie erweitert die Kluft zwischen der Redeweise der Gebildeten und der gemeinen Volkssprache immer mehr; sie erschwert dem Fremden die Kenntnißnahme von deutscher Bildung und mittelbar auch uns die Erlernung von Fremdsprachen, da gerade die abstracten Begriffswörter am wenigsten genau übersetzbar zu sein pflegen.

Wir hören zwar von unseren Puristen und den Ge-

lehrten, die uns auf die Sprachschätze des deutschen Alterthums zurückverweisen, eben dies oft genug wiederholen, daß unsere Sprache sich ganz aus ihrem eigenen Wesen, aus dem Volksgeist selbst heraus fortbilden und nicht nur alle fremden Ausdrücke, sondern auch alle sonstigen Einflüsse fremder Sprachen fernhalten müßte. Ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß wenn ein Volk nur ganz seine Eigenart in seiner Sprache verkörpern will, es damit auch die Einseitigkeiten und Mängel, die ihm anhaften, hineintragen und fortentwickeln wird, und daß dies Princip gerade dem deutschen, auf Universalität und nicht auf Abschließung gerichteten Charakter am wenigsten entspräche. Ein Culturvolk kann seine Sprache ebensowenig isoliren als sich selbst. Insbesondere werden die Sprachen des classischen Alterthums ihren vorbildlichen Charakter niemals verlieren. Wieland uud Lessing hätten die neue deutsche Prosa nicht begründen können, wenn sie nicht die nachahmungswerthen lateinischen und französischen Mustergebilde vor Augen gehabt hätten. Und so führt mich mein Thema auf dieselbe Schlußbetrachtung zurück, wie das vorjährige über die Fremdwörter: Die Erhaltung und Fortbildung unserer reichen und herrlichen Sprache bleibt unbeschadet ihrer Eigenart auf stetige Fühlung mit anderen alten und neuen Kultursprachen angewiesen, und wir werden unfehlbar in ein silbernes und ehernes Zeitalter derselben hinabgleiten, sobald wir aufhören werden, die alten Sprachen zur festen und sicheren Grundlage aller höheren Schulbildung zu machen.

Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre.

1888.

Es waren französische und englische Denker, welche in den letzten Jahrzehnten unter dem Namen „Sociologie" eine neue Wissenschaft — man weiß nicht, soll man sagen — entdeckt oder erfunden haben. Der Ausdruck gehört zu den sonst verpönten sogenannten Bastardwörtern, da seine vordere Hälfte der lateinischen, die hintere der griechischen Sprache entnommen ist. Derselbe ist schwer ins Deutsche zu übersetzen, da das nächstliegende Wort „Gesellschaftslehre" viel engeren Umfangs ist, und noch schwerer ist es zu sagen, wovon denn diese Sociologie eigentlich handelt, da man zuvor müßte abgrenzen können, wovon sie nicht handelt; denn alle Natur- und Geschichtswissenschaften, Philosophie, Kunst, Recht, Moral und Religion finden darin ihren Platz. Sie scheint nichts Geringeres zu erstreben, als die allgemeinen Formen und Gesetze aufzuzeigen, unter welchen die gesammte Entwicklung der Menschheit vor sich geht und bis jetzt gegangen ist, und

deckt sich so vielfach mit dem, was man sonst zu den Aufgaben einer Philosophie der Geschichte zu rechnen pflegt.

Es wäre nun mehr als auffällig, wenn die deutsche Wissenschaft und Weltliteratur, die stets wie von einer Warte alle geistigen Bewegungen auch des Auslandes überschaut, von diesem neuen Wissenszweige keine Kenntniß genommen, ja auch schon, wenn sie nicht selbständig und auf eigenen Wegen Aehnliches versucht hätte. Ich darf mich darauf beschränken, hier nur an das bekannte, ebenso stoff- als gedankenreiche Werk unseres Landsmannes und einstigen Collegen über „Bau und Leben des socialen Körpers" zu erinnern. Dagegen ist es sehr bemerkenswerth, daß eine solche zusammenfassende Lehre von den gesellschaftlichen Erscheinungen bis jetzt in die Lehrplane der deutschen Hochschulen noch keinen Eingang gefunden hat. Zwar fehlt es keineswegs an Vorlesungen über einzelne Theile derselben, wie über die sogenannte Arbeiterfrage und andere sociale Probleme der Gegenwart; aber Lehrstühle oder auch nur Lehraufträge für eine Sociologie oder universale Gesellschaftslehre bestehen meines Wissens bis jetzt an keiner deutschen Universität. Der Grund dieser Unterlassung kann wohl nicht darin gesucht werden, daß der Gegenstand überhaupt dem Kreise akademischer Lehrstoffe fern läge, sondern nur, daß seine wissenschaftliche Bewältigung noch zu unfertig und lückenhaft zu sein scheint, um als ebenbürtiges Glied in die Reihe der akademischen Lehrfächer Einlaß ansprechen zu können. Es würde sich hiernach nur um eine Frage der Zeit handeln, welcher

näher zu treten nicht mehr als verfrüht oder unzulässig erscheinen kann. Besonders angezeigt ist aber die Prüfung dieser Frage für solche Hochschulen, welche, wie die unsrige, die staatswissenschaftlichen Fächer aus dem sonst üblichen Doppelverband mit der juristischen und philosophischen Facultät abgelöst und einer eigenen Facultät überwiesen haben. Einer solchen gehören ja jetzt schon die vorhandenen socialen Disciplinen, wie die Volkswirthschafts-, die Bevölkerungslehre, die Statistik an, und eine allgemeine Gesellschaftslehre, sobald es eine solche geben wird, würde in dieser Facultät ihren natürlichsten Platz finden müssen.

Da nun die Statistik als eine allgemeine Hülfsdisciplin den Gesellschafts- und Staatswissenschaften zu dienen hat und wissen sollte, was denn eigentlich ihre Gebieterinnen wollen und brauchen, so konnte es einem Vertreter derselben näher als Andern liegen, über jene Vorfragen nachzudenken, und so möge es mir gestattet sein, aus dem unübersehbaren Stoff gesellschaftlicher Erscheinungen einige ungelehrte Ergebnisse solchen Nachdenkens mitzutheilen, die sich auf die ersten und elementarsten Grundbegriffe beschränken, auf die Fragen, was bedeutet überhaupt das Wort Gesellschaft, und in welchem Sinn kann es eine allgemeine und grundlegende Wissenschaft von derselben geben?

Jede Definition hat der Natur der Sache nach von dem Sprachgebrauch auszugehen. Dieser gibt stets die ersten, wenn auch keineswegs immer die letzten Aufschlüsse. Wo das menschliche Denken selbst noch gespalten und

schwankend ist, kann auch die Sprache die Spuren davon nicht verleugnen, nicht eindeutig und abschließend sein.

Das große Sprachwerk, das den Namen der Brüder Grimm trägt, hat zwar schon vor zehn Jahren den vierten Band mit dem Artikel „Gefolge" abgeschlossen, ist aber in der Zwischenzeit noch lange nicht bis zur „Gesellschaft" vorgerückt, was ich um so mehr bedauern muß, als hier den Vorgängen entsprechend die gelehrteste und übergründliche Monographie über die Geschichte und die zahlreichen Bedeutungen des Wortes zu erwarten steht. Ich muß mich auf wenige und auf die meinem Zweck zunächst dienenden unter jenen Bedeutungen beschränken.

Von den drei Silben des Wortes Gesellschaft sind die erste und die letzte, „Ge" und „schaft", nur Anhängsel, die für sich unselbständig bloß in Verbindung mit dem Stammwort, dem sie sich anschließen, einen bestimmten Sinn erhalten. So sind wir an die Mittelsilbe „sell" gewiesen, die doch auch im Deutschen nichts Verständliches mehr bedeutet. Nun werden wir aber belehrt, dieses „Sell" weise auf ein altes, den meisten indo-europäischen Sprachen gemeinsames Wurzel- oder Stammwort sal, sala zurück, das einen Wohnraum, einen festen umschlossenen menschlichen Aufenthaltsort bezeichne, das in einem verlorenen mitteldeutschen Wort selje diese Bedeutung noch bewahrt habe, jetzt aber nur noch in einem engeren Sinn in unserem deutschen Saal, dem französischen salle und salon, dem italienischen sala, salone erhalten sei. Die Vorsilbe „Ge" drückt nun ein Mit oder Zusammen aus, wie in

Genosse, Gefährte, Gespiele, und so bedeutet Gesell ursprünglich den Mitwohnenden, wie der Kamerad denjenigen, der die Kammer mit uns theilt. Die Silbe „schaft" aber bezeichnet einen Sammel- oder Collectivbegriff, wie in Bürgerschaft, Baarschaft, Wissenschaft, und so führt die Grundbedeutung des Wortes darauf, unter Gesellschaft eine Gruppe, Mehrheit oder Gesammtheit zusammenwohnender, zusammenlebender Personen zu verstehen.

Nun ist aber die deutsche Sprache weit entfernt, alles das eine Gesellschaft zu nennen, wobei die oben erwähnten Merkmale zutreffen; vielmehr zeigt sie die eigenthümliche Neigung, das Wort gerade auf diejenigen Fälle am wenigsten anzuwenden, in welchen jene Merkmale am vollständigsten vereinigt sind. Denn wo könnte dies mehr der Fall sein, als in der Familie oder Haushaltung, die doch Niemand eine Gesellschaft nennt, nicht etwa deswegen nicht, weil hier die Zahl der Personen zu klein wäre — denn wir verweigern den Namen auch einer noch kleineren Zahl nicht, die Abends an einem Wirths- oder Theetisch beisammen sitzt — sondern weil das Merkmal des bloßen Zusammenwohnens hier viel zu arm und enge ist, um die innigen und vielseitigen Beziehungen der Ueber-, Unter- und Gleichordnung auszudrücken, welche Gatten, Eltern, Kinder, Geschwister an einander ketten. Aber auch die Insassen einer Kaserne, eines Seminars, Klosters, Krankenhauses, Gefängnisses nennen wir keine Gesellschaft, weil sie nicht für und wegen einander beisammen sind, sondern

nur zufällig und je unter besonderen Umständen unter das gleiche Dach zusammengeführt wurden. Ebensowenig brauchen wir das Wort für die Angehörigen eines Wohnplatzes, einer Gemeinde, eines Standes oder Berufes, eines Volkes und Staates oder einer Kirche, weil sie entweder überhaupt nicht oder nicht gerade in solcher Eigenschaft in persönlichem Verkehr stehen. Aehnliches gilt von dem Publikum eines Theaters oder auch von meiner in diesem Saale vereinigten Zuhörerschaft. Eine Gesellschaft nennt der allgemeine und alltägliche Sprachgebrauch nur den Kreis derjenigen, die, wenn auch nicht zusammenwohnend, aus freier Neigung mit einander Umgang haben, ohne besondere Zwecke mit einander zu verfolgen, sondern nur um aus wechselseitigem Wohlgefallen an ihren Persönlichkeiten ihr Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen. Es gehört dazu eine gewisse Gleichartigkeit der Bildungsstufe und der Lebensstellung. Ein durchaus wesentliches Merkmal ist die Ungebundenheit und Gleichstellung; auch wenn Einzelne unter sich einander durch verwandtschaftliche, dienstliche, geschäftliche Beziehungen näher stehen, so soll dies wenigstens in der Gesellschaft nicht zu Tage und in Geltung treten. Der Ausdruck wird nun freilich für die engeren und weiteren, die bleibenden und vorübergehenden Formen des Zusammenlebens gebraucht, von inniger Freundschaft bis zur flüchtigen Reise-, Tisch- und Badegesellschaft.

Nun gibt es aber neben dieser ersten und herrschenden Bedeutung des Wortes eine zweite, davon grundverschiedene, die ursprünglich nur dem Rechtsleben angehört. Die Ju-

risten haben das in den römischen Rechtsquellen übliche Wort „societas“, das dort eigentlich ein Theilhabergeschäft, eine Erwerbsgemeinschaft bezeichnet, mit dem deutschen Worte „Gesellschaft“ übersetzt und dies auch in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführt. Socius heißt aber ursprünglich der Bundesgenosse, Derjenige, welcher sich einem Unternehmen als Mitwirkender beigesellt, während unserer deutschen Gesellschaft im Lateinischen nicht die societas, sondern die sodalitas entsprechen würde. So reden wir nun von einer Handelsgesellschaft, wenn zwei oder mehr Personen sich zu Betreibung eines solchen Geschäfts vereinigen, und von einer Actiengesellschaft, deren Theilnehmer unter sich keinerlei nähere Beziehungen persönlicher Art zu haben, nicht einmal ihre Namen zu kennen brauchen. Der Verband beschränkt sich ganz auf das wirthschaftliche Interesse. Verwandte und angrenzende Begriffe sind der der Genossenschaft und des Vereins. Genossen sind diejenigen, welche gemeinsam etwas zu genießen oder auch zu dulden haben, wie Tisch- oder Leidensgenossen, vorzugsweise aber solche, welche die mit einer gleichartigen äußeren Lebensstellung verbundenen Vortheile oder Gefahren als Berufs-, Standes-, Erwerbsgenossen theilen, und Genossenschaften entstehen, wenn solche sich im Wege freiwilliger Gruppirung vereinigen, um ihre gemeinsamen Interessen wahrzunehmen. Den Ausdruck Verein aber, der als der allgemeinste überall anwendbar wäre, beschränken wir auf die Fälle, in welchen frei und willkürlich gewählte, nicht auf Erwerb abzielende Zwecke ver-

folgt werden, wie in den zahllosen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen, geselligen Vereinen aller Art. Nur hält der Sprachgebrauch die feineren Unterscheidungen solcher Begriffe nicht immer genau und folgerichtig ein.

Dieser Doppelsinn des Wortes Gesellschaft, daß es bald nur ein dem geselligen Bedürfniß dienendes, sonst zweckloses und lockeres Band sich anziehender Persönlichkeiten, bald eine vertragsmäßig bindende Vereinigung mehrerer Willen für die Verfolgung besonderer praktischer Zwecke bedeutet, daß wir uns gewöhnt haben, die Ausdrücke social und gesellschaftlich als sich deckend zu gebrauchen, hat nun eine gewisse Unsicherheit und Mehrdeutigkeit zur Folge, die auch auf die dritte Gestalt des Gesellschaftsbegriffes, für welche das Bisherige nur als Einleitung dienen sollte, hinüberwirkt.

Denn während es von den bisher genannten, dem freien Umgang oder dem gemeinsamen Erwerb dienenden Gesellschaften eine unbeschränkte Anzahl gibt, brauchen wir das Wort auch in der Einzahl und mit dem bestimmten Artikel und sagen: die Gesellschaft, um alle jene kleinen Kreise und alle überhaupt im Verkehr und in gegenseitigen Beziehungen neben einander lebenden Personen in Ein Ganzes zusammenzufassen. Der Begriff dehnt sich damit auf einmal ins Unbegrenzte aus und ergreift alle Berufsarten und Lebensstellungen; er überschreitet die Grenzpfähle, welche Völker und Staaten von einander trennen, Hochgebirge und Meere, die Schranken der Sprachen, der Bekenntnisse, der Bildungsstufen. Man weiß nicht, wo Halt

machen, und ist in Gefahr, sich ins Unbestimmte und Nebelhafte zu verlieren. Denn zur Gesellschaft in diesem Sinne scheinen schließlich alle Leute zu gehören und nach allen ihren Lebensbeziehungen, und so droht der Begriff sich in den der Menschheit zu verflüchtigen und dann in diesem unterzugehen.

Dies kann aber doch die Meinung nicht sein. Man muß sich erinnern, daß dieser Begriff einer einheitlichen Gesellschaft der Volkssprache fremd, ein Erzeugniß der Wissenschaft, und zwar im Wesentlichen der modernen Wissenschaft ist, der es dann auch zukommen muß, denselben für ihre Zwecke brauchbar zu machen. Als das nächste Bedürfniß erscheint, Grenzlinien zu ziehen, die uns eine faßbare, anschauliche, übersehbare Gestalt zu bieten vermögen. Dies ist in doppelter Beziehung möglich und geboten.

Einmal kann unter der Gesellschaft nicht die gesammte Menschheit gemeint sein, von der es keine einheitliche Wissenschaft gibt. Der ursprüngliche Sinn des Wortes, daß es eine Vielheit zusammenwohnender Personen bedeutet, kann sich nicht so weit verlieren, daß er auch das nicht nur räumlich Getrennte und Fernliegende, sondern auch die Menschenmassen, die in keinerlei geistigem Verkehr mit einander stehen, umfaßt. Nur die Völker, welche, wenn auch sprachlich und politisch getrennt, doch sich in ihrem Denken, Thun und Lassen verstehen, die auf der Grundlage einer gleichartigen Welt- und Lebensauffassung, durch gemeinsame geschichtliche Erinnerungen bis in das fernste

Alterthum zurück verbunden sind, oder mit anderen Worten: die Völker von christlich-europäischer Gesittung können wir in das Ganze Einer Gesellschaft zusammenfassen. Wer von der modernen Gesellschaft spricht, der denkt nicht an die Welt des Islam, des Brahmaismus und Buddhaismus, noch weniger an die der Aschanti, Botokuden und Papuas, die uns theils unbekannt und unverständlich, theils völlig fremd und abstoßend erscheinen muß. Man verkennt damit keineswegs, daß es auch dort gesellschaftliche Zustände, Sitten und Einrichtungen geben mag und muß, die unsere Beachtung in Anspruch nehmen und zu fruchtbaren Vergleichen dienen können, aber wir verweisen diesen Stoff an andere Zweige des menschlichen Wissens.

Eine zweite und noch wichtigere Abgrenzung des Begriffs der Gesellschaft liegt in deren Verhältniß und Gegensatz zum Staat. Wir sind nicht nur Glieder der menschlichen Gesellschaft, sondern auch Bürger und Unterthanen des Staates. In der Gesellschaft sind wir freie Privatpersonen, im Staate haben wir eine Macht über uns, die uns ihren Willen aufzwingt. So innig und allseitig die Wechselwirkung und Verschlingung von Staat und Gesellschaft zu allen Zeiten war und sein wird, so ist es doch eine ungerechtfertigte Ueberspannung und Fälschung des Begriffes der Gesellschaft, wenn man ihr auch den Staat als ihr Werk, als etwas von ihr Abhängiges und jederzeit von ihr Umgestaltbares zuweisen und unterordnen will, eine Auffassung, die namentlich in den naturrechtlichen Theorien, welche den Staat aus einem Gesellschafts-

vertrage, einem „contrat social“ hervorgehen ließen, ihren Ausdruck gefunden hat. Die Gesellschaft kann den Staat nicht entbehren, aber auch nicht schaffen. Ihr natürlicher Zustand wäre das Chaos und die Anarchie, aus welchem sie sich doch nicht selbst erretten kann, weil sie hierzu etwas schon Geordnetes, Organisirtes, Willensfähiges, also schon eine Art von Staat sein müßte. Der Staat kommt über sie von außen als Herrschergewalt durch Autorität, sei es patriarchische oder priesterliche, durch Eroberung, Usurpation, auch durch brutale Thatsachen oder Verbrechen; er schafft ihr durch Beugung unter seinen Willen Frieden und Lebensfähigkeit. Es ist kein Beweis dagegen, wenn Kolonisten, die, schon aus staatlichen Verbänden stammend, zusammenkamen, sich durch Vereinbarung ein neues oder ähnliches Regiment einsetzen.

Durch diese beiden Voraussetzungen, die Gleichartigkeit einer geschichtlich bedingten, höheren Gesittung, wie durch die begriffliche und factische Unterscheidung vom Staat, tritt nun der zuvor unbegrenzt erscheinende Umfang der Gesellschaft in eine nähere Beleuchtung. Es gehören zwar alle Personen innerhalb jener geschichtlich-geographischen Umgrenzung zu ihr, aber nicht nach ihrem gesammten Thun und Lebensinhalt, sondern auf der einen Seite liegt das ganz Individuelle, nach außen Beziehungslose des Einzeldaseins, nach der anderen eine ordnende und befehlende Herrschergewalt, welcher sich Alle zu fügen haben; aber zwischen diesen beiden Grenzen breitet sich ein unendlich verschlungenes, unbefohlenes Netz des Zusammenlebens und

Wirkens Vieler und Aller aus, dessen Ganzes wir mit dem Namen der Gesellschaft oder, wie nicht sehr zutreffend oft beigefügt wird, der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnen. Diese Gesellschaft bilden somit wohl zusammen Alle, aber nur als Privatpersonen, die mit einander in vielfältigen näheren oder entfernteren Beziehungen stehen, und die gesellschaftlichen oder socialen Erscheinungen erweisen sich so als die spontanen, unbefohlenen Massen- und Wechselwirkungen der individuellen Kräfte innerhalb der von den staatlichen Ordnungen gezogenen Schranken, sowie auf der Grundlage einer gleichartigen oder verwandten Kulturstufe.

Und nun erst, auf dem so gewonnenen Boden, kann auch unsere zweite Frage gestellt werden und lösbar erscheinen: wie und in welchem Sinne kann es von dieser Gesellschaft eine besondere Wissenschaft geben?

Und hier bieten sich zunächst zwei Wege oder Aufgaben dar. Man kann die gesellschaftlichen Erscheinungen einfach beschreiben, und man kann versuchen, sie zu erklären, d. h. die Formen und Gesetze oder wenigstens die Regelmäßigkeiten aufzuweisen, die darin zu Tage treten. Ich sehe dabei von der dritten Möglichkeit einer normirenden Betrachtung ab, weil dieselbe in den Bereich der Ethik und Politik fiele.

Die bloße Beschreibung hat auch selbst wieder zwei Formen. Man kann die gesellschaftlichen Zustände einer gegebenen Zeit, zunächst der Gegenwart, ins Auge fassen, und man kann rückwärts gehend die früheren Zeitalter schildern und aneinanderreihen.

Dem ersten Zweck dienen zahlreiche Mittel der ver-

schiedensten Art, vor allem Anderen die eigene Anschauung und Erfahrung, da wir ja Alle selbst zu dieser Gesellschaft gehören und sie uns alltäglich, fast stündlich und weit näher berührt, als der für Jeden mehr im Hintergrund stehende, den Meisten nicht in seiner Gesammtwirkung, sondern nur bei besonderen Anlässen zum Bewußtsein kommende und eingreifende Staat. Dem gleichen Zweck entspricht aber auch in nur allzu reichem und oft irreführendem Maße ein großer Theil der gesammten Literatur, vor Allem das Zeitungswesen, Romane und andere Werke der Kunst, Kulturbilder ernsterer und leichterer Gattung. Es gibt aber auch noch eine besondere Disciplin, die diesem Zweck unmittelbar dient und die vereinzelte, stets unzureichende Wahrnehmung ergänzt. Es ist die sociale Statistik, welche durch das Mittel der methodischen Massenbeobachtung, durch ein über ganze Völker und Zeitabschnitte ausgebreitetes Netz von Observatorien die charakteristischen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens ermittelt und vergleichend von Jahr zu Jahr, von Land zu Land erfaßt. Der moderne Begriff der Gesellschaft ist eigentlich erst durch die Anwendung und steigende Verbreitung und Vertiefung der statistischen Methode genauer bestimmt und wissenschaftlich verwerthbar geworden.

Auf vergangene Zeitalter finden nun freilich Statistik wie die anderen genannten Mittel nur beschränkte Anwendung, und man ist auf die allgemeine Geschichtsforschung, welche stets Staat und Gesellschaft in ihrem unlösbaren Zusammenhange zu umfassen hat, angewiesen.

Schwieriger und anziehender als die bloße Beschreibung ist die zweite Aufgabe, die Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen, wobei es sich zuerst fragt, was ist es denn eigentlich, das eine Erklärung vor allem Anderen erfordert. Das Räthsel, das zu lösen ist, heißt: wie kommt es denn, daß, während der Einzelne planlos, ohne Uebersicht und Ueberlegung der Folgen seine Wege geht, denkt und thut, was ihm von seinen beschränkten Gesichtspunkten aus wünschenswerth und nützlich erscheint, dennoch die Gesammtwirkung aller dieser individuellen Bestrebungen und Thätigkeiten doch nicht, wie man erwarten müßte, ein chaotischer Haufen von verworrenen, unzusammenhängenden Einzelheiten bleibt, sondern etwas Geordnetes, Gestaltetes, mehr oder weniger Vernünftiges dabei herauskommt, das doch Niemand gerade so erkannt und gewollt hat? Ist es nicht, wie wenn sich Tausende von regellos aufgehäuften, unbehauenen Steinen von selbst zu einem festen Bau ordneten? Denn das ist ja nicht zu verkennen, daß an aller menschlichen Bildung, an allem Fortschritt in materiellen und geistigen Dingen das bewußte Eingreifen einer öffentlichen Gewalt nur einen untergeordneten Antheil hat. Der Staat kann keine Kultur schaffen, sondern nur eine schon vorhandene oder mindestens aufkeimende schützen, leiten oder auch mißleiten. Nicht nur das gesammte wirthschaftliche Leben mit seiner Technik, seiner Theilung der Arbeit, seiner Gliederung der Berufsarten, sondern auch alle geistigen und sittlichen Errungenschaften menschlicher Bildung, die Sprache, Wissenschaft und Kunst, Sitte,

Moral und Religion sind Werke der Gesellschaft, der freien Thätigkeit individueller, in einander greifender Kräfte. Das wunderbarste Beispiel, wie aus unbewußtem und ungewolltem Thun Vieler etwas entsteht, was vernünftiger ist als Alle, die dabei mitgewirkt haben, ist die Sprache, wiewohl es nicht eigentlich die Gesellschaft im Großen, sondern die wieder in Völker gespaltene und gegliederte Gesellschaft ist, die sie in stetiger Arbeit durch Jahrhunderte fort- und umbildet, ohne jede Verabredung und bewußte Absicht.

Es ist kein Wunder, wenn dies scheinbare Wunder, daß aus Vielem, Ungleichartigem, Zusammenhangsloſem ohne Zuthun von irgend Jemandem etwas Einheitliches, Gleichartiges, Zusammenhängendes entsteht, zu mancherlei mitunter auch wieder wunderbaren Erklärungen geführt hat. Der Gedanke lag ja nicht so fern, daß, wie man von einer Volksseele, einem Volksgeist und -Charakter sprechen mag, so auch dem wenn auch noch abstracteren Begriff der Gesellschaft Leben einzuhauchen, sie zu einem unsichtbaren Zauberwesen zu gestalten sei, das der Menschen blindes und zerfahrenes Thun an verborgenen Fäden auf höhere Ziele hinlenke. Wir haben in beredten und gedankenreichen Ausführungen gelesen, wie zwar die einzelnen Menschen ihrer Natur nach nur von den Motiven der Selbstsucht und des rücksichtslosesten Eigenwillens beherrscht werden, aber die Gesellschaft, vom Zweckbegriff, wenn auch unbewußt, geleitet, wie ein Lebewesen höherer Art, über ihre Köpfe weg Sitte und Sittlichkeit, Recht und Staat zu schaffen wisse.

Andere Denker haben den beliebten Begriff des Organismus, der das Leben der Pflanzen- und Thierwelt beherrscht, auch auf die Gesellschaft übertragen und in sinnreichen Analogien von den Zellen, Geweben und physiologischen Grundfunctionen des menschlichen Zusammenlebens gesprochen. Oder hat man auch im Anschluß an Darwin'sche Lehren den Gedanken einer spontanen, von Niemand gewollten Entwicklung zu Grunde gelegt, aus welcher durch Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein von selbst allmälich das Vollkommenere sich herausarbeite.

So viel Geist und Scharfsinn im Einzelnen solcher Ausführungen zu rühmen sein mag, so muß ich doch ihre Ausgangspunkte und Grundideen als verfehlt und undurchführbar ansehen. Oder wie kann man dem vagen Kollectivbegriff der Gesellschaft die Merkmale eines beseelten Wesens beilegen, das Zwecke denkt und verwirklicht, das Eigenschaften hat, die den Individuen, aus welchen es sich zusammensetzt, ganz fremd und unbekannt, ja geradezu widerstrebend sind; wie soll es einen Zwang auf seine Glieder zu Leistungen ausüben, zu welchen ihnen alle Willensansätze fehlen?

Der so vielfach üblichen Vergleichung der Gesellschaft mit einem Organismus aber ist man versucht und berechtigt, die geradezu umgekehrte Behauptung entgegenzustellen, die Gesellschaft sei als solche etwas Unorganisirtes, der Organisation noch Entbehrendes und dringend Bedürftiges, aber unfähig, sich dieselbe aus eigenen Mitteln zu schaffen. Wenn die Gesellschaft ein Organismus sein soll, so müßten

doch die Personen seine Organe sein. Gibt es aber überhaupt einen schärferen Gegensatz als den zwischen einem Organ eines thierischen Körpers, das für sich keinen Augenblick lebensfähig, immer nur als dienender und empfangender Theil eines Ganzen existiren kann und zwischen einem selbstbewußten, denkenden, fühlenden, wollenden Eigenwesen, das sich selbst als eine kleine Welt, als der Mittelpunkt des großen Weltalls vorkommt, das, wenn es sein muß, allein wie ein Robinson auf unbewohnter Insel zu leben und seinem Leben noch einen Werth zu leihen vermag?

Den Begriff einer Entwicklung aber müßte man vorher selbst erklärt haben, ehe man etwas aus ihm erklärt. Wie will man eine Veränderung, der man den Namen einer Entwicklung gibt, von jeder beliebigen sonstigen Veränderung unterscheiden, wenn man nicht einen Maßstab für den Fortschritt und die Vervollkommnung schon mitbringt und ein Ziel vor Augen hat, dem dieselbe zustrebt und näher rückt? Und wie will man ein solches Ziel errathen und erkennen, ohne auf die Natur und den Gattungscharakter des Menschen zurückzugehen und hier die Keime und Ansätze aufzuzeigen, in welchen jene Entwicklung ihre Wurzel hat?

Sodann thun alle solche Erklärungsversuche, als ob die Gesellschaft stets nur wie ein Höheres über den Einzelnen stünde, und nicht auch die unerfreulichsten Schattenseiten darböte, als ob sie in ihrem Schoße nicht ebenso viele Vorurtheile, Härten, Ungerechtigkeiten, Mißstände

aller Art erzeugen, nicht auch widerliche, thörichte, abscheuliche Sitten und Gebräuche mit ihrer Flagge decken könnte. Gäbe es nicht immer wieder eine Minderheit von Persönlichkeiten, die an Einsicht, Gesinnung und Charakterstärke ihre Zeitgenossen und den Durchschnitt der Gesellschaft überholen und eine bessere Zukunft im Auge haben, so wäre gar nicht abzusehen, wie jemals von einer fortschrittlichen Entwicklung die Rede sein könnte. Die Geschichte bezeugt es deutlich genug, daß niemals die Massen, sondern stets hervorragende Individuen die Führer zum Besseren, oft auch zum Schlimmeren sind, und daß die Gesellschaft ebenso das Geleitete als das Leitende genannt werden kann.

Das Naturleben bietet übrigens nach meinem Dafürhalten weit einfachere und lehrreichere Analogien für das Verhältniß zwischen der Gesellschaft und ihren einzelnen Gliedern als jene abstracten Luftgebilde von einem socialen Lebewesen, von Organismus und Entwicklung. Ich erinnere an ein naheliegendes Beispiel, die Gesellschaft der Bäume, den Wald. Die Bäume machen zusammen den Wald, aber dieser wirkt mächtig und vielseitig auf sie zurück. Er hat zahlreiche Eigenschaften, die wir dem einzelnen Baume nicht beilegen. Das nahe Beisammenstehen vieler Bäume verbietet dem Einzelnen, sich nach Belieben und seiner Natur gemäß zur Kugel- oder Pyramidengestalt auszubreiten; es drängt den Stamm und seine Aeste nach oben, um seine Krone in Luft und Licht zu baden; es gewährt ihm Schutz gegen elementare Störungen, kann ihm

aber auch Gefährdung von seinem Nachbar bringen, die den einzeln stehenden Baum nicht trifft. Der Wald übt seinen Einfluß auf das Klima und die Gesundheit seiner Umgebung; seine Luft und Stille erfreut und erhebt des Menschen Herz; sein Bestand gehört zu den wichtigsten Factoren der gesammten Volkswirthschaft. Aber dennoch ist es meines Wissens noch Niemandem eingefallen, den Wald von seinen Bäumen noch als einen besonderen und selbständigen Organismus zu unterscheiden. Es erscheint vielmehr Alles natürlich, realistisch, ja mechanisch erklärbar. Alle Wirkungen des Waldes sind bedingt durch die Natur des Baumes, aber manche derselben werden an dem einzelnen Exemplar nicht erkennbar, sondern erst in ihrer Verdichtung und Verstärkung durch die Masse der winzigen Antheile.

Noch lehrreicher und zutreffender sind die gesellschaftlichen Verbände in der Thierwelt, wie die festen Ordnungen einer Heerde, die Wandervereine der Zugvögel, die in einander greifenden Kunsttriebe der Ameisen und Bienen und vieles Andere. Wir verlangen zur Erklärung solcher Vorgänge nichts Weiteres, als daß wir die Gesammtwirkung der in den einzelnen Individuen angelegten Instincte und Triebe darin erkennen, die dann auch die Glieder wieder rückwirkend beeinflußt.

Vieles verhält sich nun ähnlich in der menschlichen Gesellschaft, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß wir hier in die Welt des Bewußtseins, der psychischen Erscheinungen hinübertreten und zwischen Mensch und Mensch

ein unsagbar anderer und innigerer Rapport besteht, als zwischen Baum und Baum, zwischen Biene und Biene. Aber auch für das Verständniß der gesellschaftlichen Thatsachen ist schlechterdings kein anderer Ausgangspunkt zu finden als die Natur, d. h. die angeborenen Kräfte und Triebe der menschlichen Gattung, und eine Gesellschaftslehre wird niemals auf einer anderen Grundlage aufgebaut werden können, als auf der psychologischen.

Dabei muß ich die Aufgabe gleich noch näher bestimmen, indem ich, ohne früher an dieser Stelle Gesagtes zu wiederholen, die bedeutenden Worte aus Schiller's philosophischen Schriften an die Spitze stelle: Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Die im Gefühl sich kundgebenden Reize von dunkel geahnten oder vorgestellten Gütern, die alle Menschen, wenn auch in ungleichen Stärkegraden bewegen, zeigen der Menschheit die Richtung und Wege an, die sie aufzusuchen hat. Sie machen allein, daß ein Mensch den anderen in seinem Thun versteht, auch wenn er seine Sprache nicht kennt. In ihnen liegt die einzige Bürgschaft einer in ihren Zielen gleichartigen und verständlichen Bewegung. Das Denken ist etwas Secundäres, im Dienste des Willens und seiner Quellen, der Triebe, Stehendes und keiner ursprünglichen Werthurtheile, die stets im Gefühle wurzeln, Fähiges. Und so gelange ich zu dem Ausspruch: eine Gesellschaftslehre ist nichts Anderes als die Lehre von den natürlichen Massen- und Wechselwirkungen des menschlichen Triebslebens unter den Einflüssen des Zusammenlebens Vieler.

Die einzelnen Triebreize aufzusuchen und abzugrenzen, welche sich als allgemeine Merkmale der menschlichen Gattung nachweisen lassen, ist die Aufgabe der Psychologie, welche sich aber stets nur mit der individuellen Seele zu beschäftigen hat. Eine zweite, über sie hinausgreifende, aber sich unmittelbar an sie anlehnende Erwägung ist: welche Einwirkung und Umbildung erfahren die menschlichen Triebe durch den Factor des Zusammenlebens? Was ergibt sich daraus, wenn Viele das Gleiche, oder Ungleiches oder Entgegengesetztes wollen? Welche Triebreize harmoniren und fördern sich, welche widerstreben und bekämpfen sich im wechselseitigen Verkehr? Es sind dies zwar nicht die einzigen, aber die ersten und nächstliegenden Stoffe und Fragen für eine Gesellschaftslehre.

Die Psychologie wird unter diesen Gesichtspunkten drei Klassen von Grundtrieben unterscheiden müssen. Die erste bilden diejenigen Willensansätze, die den Menschen ganz auf sich selbst stellen, auf die Bethätigung, Erhaltung, Erweiterung der Individualität im Ringen ums Dasein, um Bedürfnisse, Genußmittel, Lebensgüter gerichtet sind. Sie enthalten den festen und unzerstörbaren Grundstock von allem unserem Denken und Thun.

Eine zweite Klasse aber umfaßt diejenigen natürlichen Neigungen, welche den Menschen auf Andere seinesgleichen hinweisen und mehr oder weniger von ihnen abhängig machen. Ein Uebergangs- und Zwischenglied bilden die Triebe der Geschlechtslust und Kinderliebe, welche uns noch nicht zu einer unbestimmten Menge, sondern nur zu einzelnen

bestimmten Personen in Beziehung setzen. Jenes Weitere aber geschieht vor Allem durch die Triebe der Geselligkeit und Gruppirung, vermöge deren wir die Einsamkeit, das Alleinstehen zu den unerträglichsten Uebeln rechnen, und nur im Austausch der Vorstellungen und Gefühle, im Anschluß an die bestimmten Kreise, in die wir uns gestellt finden, uns selbst zu besitzen und zu genießen glauben; sodann, daran anschließend, wenn auch getrennt, durch das allgemeine Mitgefühl für fremdes Wohl und Wehe, das, so oft es auch durch andere Gefühle verdrängt werden mag, doch unter dem Namen der Menschlichkeit, der humanitas als das eigentliche Unterscheidungsmerkmal unserer Gattung bezeichnet wird. Dazu kommt nun noch das lebhafte Verlangen, in der Vorstellung unserer Nebenmenschen etwas zu gelten, von ihnen beachtet, anerkannt, geehrt zu werden, auf sie Macht und Einfluß auszuüben, was Alles zugleich von ihnen abhängig macht und nöthigt, auf ihre Vorstellungskreise, ihre Erwartungen und Ansprüche einzugehen. Dagegen vermag ich einen vielfach behaupteten und für die Gesellschaft als besonders wirksam ausgegebenen sogenannten Nachahmungstrieb (der nicht mit einem Nachahmungstalent zu verwechseln ist) nicht als ein besonderes menschliches Gattungsmerkmal anzuerkennen, weil die Nachahmung als solche niemals für uns Selbstzweck ist, wir nie auch das, was uns mißfällt, was mit Unlust, Nachtheil, Unehre verknüpt ist, nachahmen, sondern nur, was an sich unser Wohlgefallen erregt, wovon wir für uns selbst die Befriedigung und das Lustgefühl erwarten, das wir

an Anderen wahrnehmen, also aus sachlichen Gründen und nicht um der Nachahmung willen. Man kann mit weit mehr Recht von einem Triebe sprechen, sich vor Anderen auszuzeichnen und sie zu überbieten, statt es ihnen bloß gleich zu thun, was dann aber auf den schon zuvor genannten Ehrtrieb zurückweist.

Nun gibt es aber noch eine dritte Classe von angeborenen Strebungen und Werthreizen, die mit dem Gegensatz von eigenen und fremden Interessen, von Selbst- und Nächstenliebe gar nichts zu schaffen hat, sondern, außer und über demselben stehend, die zarten Keime und Ansätze einer höheren, idealen Zielen zugewandten Bestimmung erkennen läßt. Sie sind darauf gerichtet, in unser zerfahrenes und widerspruchsvolles Denken und Wollen Ordnung, Einheit, Harmonie zu bringen; es ist die Lust an der Erkenntniß und Wahrheit als solcher, der Reiz des Schönen, das durch Bild und Schein einer verklärten Wirklichkeit erfreut und erhebt, es ist Gewissen und Rechtsgefühl, welche unser Wollen und Handeln einer einheitlichen, harmonischen Ordnung zu unterwerfen streben, sowie das Verlangen, sein individuelles Dasein an das Höchste und Allwaltende anzuknüpfen. Es sind die Quellen von Wissenschaft und Kunst, von Recht, Moral und Religion.

Dies ist in kürzestem Umriß die Tafel der nach dem Zeugniß der Geschichte wie der gemeinen Erfahrung wirksamen und überhaupt möglichen Grundmotive alles menschlichen Wollens und Handelns. Wenn wir sie als Gattungsmerkmale, welche allen Menschen zukommen, bezeichnen, so

geschieht dies in dem Sinne, daß kein geistig gesunder, in der Gesellschaft herangewachsener Mensch ohne Berührung und Verständniß derselben bleibt, und nicht das Gefühl hat, daß auch in ihm selbst die Ansätze dazu nicht fehlen. Denn das ist mit dieser behaupteten Allgemeinheit wohl vereinbar, daß jene Triebreize an sich und je nach ihrem Zusammenhange mit dem animalischen Leben eine höchst ungleiche Intensität haben, von überwältigendem Drang und brennender Begierde bis zur bloßen Empfänglichkeit, die sich nicht von selbst aufdrängt, sondern erst bei gebotenem Anlaß zum Vorschein und Bewußtsein kommt. Dazu kommt noch, daß innerhalb dieser objectiven Abstufungen für die einzelnen Individuen wieder der allerweiteste Spielraum hoher und niedriger Stärkegrade für jeden Triebreiz offen steht und noch die Unterschiede der Temperamente hinzutreten. So stellt sich dem gleichartigen Grundstock von Strebungen die allergrößte Mannigfaltigkeit der Individualitäten gegenüber. Wir beurtheilen den Charakter jedes Menschen darnach, welchen von den allgemein gültigen Motiven er in hohem, mittlerem, niedrigem oder verschwindendem Grade zugänglich ist.

Es kann nun wenigstens für die modernen Kulturvölker, auf welche ich unseren Gesellschaftsbegriff beschränkt habe, nicht ausbleiben, daß in dem Ganzen des menschlichen Zusammenlebens auch alle besonderen Anlagen, Kräfte und Triebe nebeneinander irgend einen nicht bloß vereinzelten Ausdruck finden, daß jedem Triebreiz eine relative Massenwirkung zukommt, daß namentlich überall sich die selbstischen

und die geselligen Neigungen, wenn auch unter den vielfachsten und niemals fehlenden Collisionen, neben einander behaupten, und daß auch jene dritte Klasse der auf Ordnung und Einklang unseres Denkens und Wollens gerichteten Werthreize ihre segensreichen Functionen niemals ganz einstellen wird. Die Möglichkeit der Combinationen aber ist unübersehbar.

Dies ist das Bild der Gesellschaft, wie es die vereinzelte unmittelbare Wahrnehmung, wie die Massenbeobachtung der Statistik beglaubigt. Es scheint mir auch ohne jene magischen Hülfsbegriffe eines Organismus oder eines zweckfetzenden socialen Lebewesens verständlich zu sein.

Es wird nun die Aufgabe einer allgemeinen Gesellschaftslehre sein, die Hauptformen dieser vielseitigen Wechselwirkungen, die sich anziehenden und abstoßenden, fördernden und hemmenden Triebmächte aufzuzeigen und die vorstehenden kurzen und unzulänglichen Umrisse zu ergänzen.

Das aber wäre offenbar zu viel von ihr verlangt, daß sie auch angeben und ausführen soll, welche von den großen Grundmotiven alles menschlichen Thuns in einem einzelnen Zeitalter und Volke unter den zahllosen besonderen Einwirkungen geographischer, ethnographischer, historischer Bedingungen den Vorrang oder die Herrschaft errungen haben oder erringen können. Sie muß dies der Geschichtsschreibung überlassen und ebenso vorsichtig wie diese sein, gleich Gesetze aufstellen und den Gang der Dinge als einen nothwendig gerade so gewordenen aufweisen oder gar construiren zu wollen. Denn mag sie über die menschliche

Willensfreiheit deterministisch oder indeterministisch denken, so wird sie die Charaktere und Fähigkeiten der führenden und hervorragenden Persönlichkeiten, auf welche alle eingreifenden Veränderungen gesellschaftlicher Zustände als ihren wichtigsten Factor zurückzuführen sind, stets als etwas thatsächlich Gegebenes hinnehmen müssen und niemals die Determinationen, aus welchen sie gerade jetzt und so wie es geschehen ist, hervortreten und handeln, nachweisen können. Alle historischen Vorgänge sind von unangebbaren und unmeßbaren Elementen begleitet, niemals ganz klarzustellen und am wenigsten als nothwendig zu erweisen.

Dagegen ist es keine Ueberschreitung zu nennen, wenn jene Lehre zwar kein Gesetz und nicht einmal eine feste Regel, welche durch zahlreiche Beispiele rückschrittlicher Jahrhunderte und gesunkener Völker widerlegt würde, wohl aber gewisse Bürgschaften und Hülfskräfte dafür behauptet, daß in jeder Gesellschaft eine Richtung auf stetigen Fortschritt ihrer Bildung und ihres Gedeihens besteht, die nur durch besonders ungünstige Umstände und Gegenwirkungen wirkungslos wird. Die Hoffnung hierfür gründet sich vor Allem darauf, daß Wissen und Fertigkeiten lehr- und übertragbar sind, daß jede Generation durch Ueberlieferung und Schrift einen angesammelten Bildungsschatz früherer Geschlechter und somit einen schon abgekürzten Weg antritt, daß immer wieder von Zeit zu Zeit und besonders bei drängender Gefahr und Verwirrung hervorragende Persönlichkeiten neue Bahnen zeigen, sowie daß auch im Sittlichen humanere Anschauungen und Grundsätze, die zuvor

in der Gesellschaft nur von Wenigen erkannt und geübt wurden, allmälig die Gestalt von Recht und Gesetz erringen und dann einen befestigten Damm gegen rückläufige Strömungen bilden können.

Wenn somit die Gesellschaftslehre als die Lehre von den Massen- und Wechselwirkungen freier Individualkräfte einer zusammenlebenden und im Verkehr stehenden Menschenmenge bezeichnet werden muß, so ergeben sich daraus vielfältige Folgerungen. Es ist einleuchtend, daß jene Wirkungen sich nur in drei Grundformen vollziehen können. Die Kräfte und Triebe der Einzelnen wirken entweder nur gleichgültig und beziehungslos neben einander, oder sie sind wetteifernd und feindlich gegen einander gerichtet, oder sie drängen mit einander in vereinigtem Druck auf dieselben Ziele hin. In der Wirklichkeit wird, da auf den Hauptgebieten gesellschaftlicher Zustände stets verschiedene Momente und Gesichtspunkte einmünden und auslaufen, das Neben, Gegen und Mit in vielfacher Verschlingung beisammen stehen. Es muß hier genügen, dies an wenigen Beispielen deutlich zu machen.

Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen, Wanderungen, Berufswahl, Gebrechen und Krankheiten, Prozesse und Delicte, Selbstmordfälle u. s. w. sind für den Einzelnen, reine Vorgänge seines Privatlebens, scheinbar zufällig und gleichgültig für die übrige Welt, aber dennoch gewinnen sie durch ihre bloße Anzahl eine hohe Bedeutung für die Gesammtheit. Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen und Wanderungen, der Rückgang, Stillstand, das

langsame oder rasche Wachsthum der Bevölkerung greifen in alle socialen Verhältnisse ein und gehören zu den mächtigsten Motoren der Weltgeschichte. Die sinkende oder steigende Heirathsfrequenz ist eines der wichtigsten Symptome für die wirthschaftlichen, die Verminderung oder Vermehrung der Verbrechen ist es für die sittlichen Zustände eines Volks. Diese und andere Beispiele von Gesammtwirkungen eines bloßen Nebeneinander von Vorgängen des Privatlebens bilden das Hauptthema der Bevölkerungslehre und der socialen Statistik.

Im Erwerbsleben ist der Einzelne nur darauf bedacht, daß er im Kampf ums Dasein seinen Platz erringe und behaupte, unbekümmert um die Anderen, wo nicht kämpfend gegen ihr Emporkommen; aber die Massenwirkung dieser Bestrebungen ist ein stetiges und wechselseitiges Ueberbieten und damit ein Fortschritt der Technik und der Geschicklichkeit, eine allmälige Entwicklung aus kleinen Sonderwirthschaften zu einem großartigen Weltmarkt. Daneben ergeben sich aber in Folge der Arbeitstheilung für die verschiedenen Berufsklassen auch wieder gemeinsame Interessen, die zum Zusammenhalten und zu genossenschaftlichen Verbänden Anlaß bieten.

In den Wissenschaften geht der Einzelne bald allein, bald mit und neben Anderen, bald streitend gegen sie seine Wege, aber da Jeder auf seinem Arbeitsfeld von dem bereits Errungenen Kenntniß nehmen muß, so treten die zerstreuten Leistungen schließlich doch wie von selbst in Reih und Glied neben einander und ergeben einen wach-

senden Grundstock von gemeinsamem und zusammenhängendem Wissen.

Das Bedürfniß, mit Anderen im Verkehr zu leben und die Geneigtheit, sich von ihrem Thun und Lassen nicht durch auffällige und anstößige Abweichungen zu entfernen, das Verlangen, auch für die willkürlichen und gleichgültigen Handlungen einer festen, immer neues Besinnen abschneidenden Ordnung folgen zu können, führt zu der unser Leben fast mehr als alles Andere beherrschenden Gewohnheit und Sitte.

Eine solche Untersuchung nun, die auf psychologischer Grundlage, speciell auf dem Fundament einer ausgebildeten Trieblehre die wesentlichen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens darlegen und verständlich machen würde, ist bis jetzt, soweit meine Kenntniß reicht, wenigstens in deutscher Sprache nicht vorhanden. Ich glaube darin eine fühlbare Lücke in dem Kreise der Wissenszweige, die sich mit dem öffentlichen Leben der Menschen und Völker beschäftigen, sehen zu müssen; sie würde insbesondere für alle Staatswissenschaften den Dienst einer grundlegenden Einleitung leisten können.

Man muß, um einer Verwirrung zu steuern, einen doppelten Begriff der Staatswissenschaften unterscheiden, einen weiteren und einen engeren; der weitere umfaßt die Gesellschaftswissenschaften mit in seinem Bereich; der engere stellt sich diese als etwas Koordinirtes gegenüber. Die staatswissenschaftlichen Facultäten gebrauchen diesen Namen im weiteren Sinne und rechnen sich auch die socialen Fächer

zu. Es geschieht dies dann aus dem gleichen Grunde und mit demselben Rechte, wie die medicinischen Facultäten die Anatomie und Physiologie, die reine Naturwissenschaften sind und mit der Heilkunde noch nichts zu thun haben, doch zu ihren Fächern zählen, weil sie deren unerläßliche Grundlagen bilden.

Gesellschaft, Staat und Recht sind drei getrennte und doch innig zusammenhängende Grundbegriffe, da keiner von ihnen ohne Bezugnahme auf die beiden anderen verständlich ist. Ihr Verhältniß zu einander scheint mir den einfachsten Ausdruck in der Fassung zu finden: die Gesellschaft bietet und umfaßt den gesammten Stoff und Inhalt aller Erscheinungen und Vorgänge des Menschenlebens, vermag ihnen aber die Ordnung, deren dieselben bedürfen, nicht aus eigenen Mitteln zu schaffen; der Staat ist diese ordnende Gewalt; das Recht ist die positive, befehlende Norm, durch welche der Staat sowohl sich selbst als die Gesellschaft ordnet.

Die allgemeine Gesellschaftslehre ist hiernach das erste und einleitende Glied zu der großen Zahl und Reihe der Wissenszweige, in welchen jene drei Grundbegriffe ihre genauere Gestaltung finden.

Ueber den Zufall.

Ausgearbeitet für den 6. November 1889*).

Es gibt keine unbestreitbarere und auch keine unbestrittenere Wahrheit, als daß der Lebensgang eines Menschen nicht allein von ihm selbst und seinen Eigenschaften, sondern auch von äußeren Umständen, über die er keine Gewalt hat, abhängt, und zwar niemals in kleinem, sehr oft aber im allergrößten Umfang. Unsere Sprache ist reich an Ausdrücken für diesen Einfluß, wenn wir vom Schicksal eines Menschen, von Fügungen und Schickungen, von Glück und Unglück, Heil und Unheil, Verhängniß, Unfall, Unstern reden. Einen Begriff aber pflegen wir nicht in die Reihe solcher Wörter mit aufzunehmen, weil ihm die Andeutung seiner Einwirkung auf menschliches Wohl und Wehe fehlt, obgleich ihm unter der Hand der Hauptantheil an jenen äußeren Umständen zukommt, bald in hochernster und trauriger, bald auch in erfreulicher, neckischer und lustiger Gestalt, als Wohl- oder Uebelthäter. Es ist das Wort Zufall. Mit diesem Begriff, für welchen ich mir Ihre Auf-

*) Der Verfasser ist am 28. October 1889 gestorben.

merksamkeit in Anspruch zu nehmen erlaube, hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Er spielt in der Wirklichkeit, in der Deutung des Weltlaufs, in unserem alltäglichen Denken und Reden eine überaus große und von Niemand beanstandete Rolle; die Wissenschaft aber verhält sich spröde, zweifelnd, ablehnend zu ihm und weiß nicht recht, was sie mit ihm anfangen soll. Es ist schon gar nicht recht zu ersehen, in welcher unter den verschiedenen Wissenschaften er sein Unterkommen und ein Heimathrecht finden soll. Die Logik, die Metaphysik, die Natur- und Geschichtswissenschaften, die Theologie, das Recht, die Kunst haben Anlaß, sich mit ihm zu befassen, aber überall gibt er nur Gastrollen und keine der Disciplinen weist ihm ein festes Obdach in ihrem Bereiche an. Am ehesten sollte man denken, würde dies der Metaphysik obliegen, sofern sie nach den letzten Elementen aller Wirklichkeit fragt und auch wohl zu prüfen hätte, ob in dem Plan des Weltbaus dem Zufall ein Plätzchen offen gelassen ist, aber dieser steht noch immer vor dem Eingangsthore und wartet auf seine Einlaßkarte, über deren Zulässigkeit und Fassung sehr getheilte Meinungen bestehen.

Aus zwei sonst oft unter sich in Fehde begriffenen Lagern tönt uns der übereinstimmende Ruf entgegen: es gibt keinen Zufall, einem philosophischen und einem theologischen.

Die philosophische Beanstandung stützt sich auf den Causalitätsbegriff. Jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist eine Wirkung von Ursachen, und zwar nicht von beliebig wechselnden und willkürlichen Ursachen, son-

dern von ganz bestimmten, so daß, wenn nur irgend eine der Bedingungen gefehlt hätte oder eine andere gewesen wäre, auch der Erfolg anders hätte ausfallen müssen. Denn das Causalgesetz sagt: aus gleichen Ursachen gehen gleiche Wirkungen hervor, aus ungleichen ungleiche. Daraus ergibt sich, daß jeder Vorgang in der Welt die unausbleibliche Folge aus dem Complex der vorausgegangenen Bedingungen sein muß und gar nicht anders hat ausfallen können. Was aber nicht anders ausfallen konnte, war nothwendig; das Nothwendige aber ist der ausgesprochenste Gegensatz des Zufälligen. Es gibt also keinen Zufall, weil nichts Ursachloses geschieht, die Ursachen selbst aber in unendlicher Verkettung immer wieder rückwärts auf ihre Ursachen weisen. Wenn wir somit von Zufall reden, so ist dies nur ein subjectiver Begriff ohne Geltung für die Wirklichkeit. Wir nennen zufällig Dasjenige, wovon die Ursachen uns unbekannt sind; sobald sie uns bekannt wären oder würden, müßte dieser Schein verschwinden. Zufall ist hiernach nur ein Grenzbegriff für die menschliche Erkenntniß oder wie er genannt wurde, das Asyl unserer Unwissenheit.

Mit dieser oder einer ähnlichen Begründung gelangten schon viele Denker alter und neuer Zeit zu einer völligen Verwerfung des Zufallbegriffs. Spinoza sagt geradezu: es gibt nichts Zufälliges in der Welt. Hegel sagt: die Zufälligkeit muß man mit dem Eintritt in die Philosophie aufgeben. Trendelenburg meint: Das Zufällige ist in der Wissenschaft immer nur ein Uebergang und der Impuls zu einer weiteren Forschung.

Die zweite, theologische Bekämpfung des Zufalls geht von den göttlichen Eigenschaften der Allmacht und Allgegenwart aus und versteht unter der Allmacht nicht bloß, daß die Gottheit Alles machen kann, sondern auch wirklich macht und gemacht hat, daß also Alles, was in dem weiten Weltall vor sich geht, mit und nach ihrem Willen geschieht, was von selbst den Zufall ausschließt. Wir hören und lesen dies nicht bloß in religiösen Betrachtungen, sondern auch von weltlichen Stimmen. Zufall ist Gotteslästerung; Nichts unter der Sonne ist Zufall, läßt Lessing die Gräfin Orsina in Emilia Galotti sagen. Marquis Posa sagt: den Zufall gibt die Vorsehung; Wallenstein: es gibt keinen Zufall und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen. Bei Goethe finden sich keine Stellen dieser Art; er läßt den Zufall Zufall sein. Für alle pantheistischen Vorstellungskreise vollends, die Gott und Welt in Eins zusammenfallen lassen, versteht es sich von selbst, daß es nur ein göttliches Geschehen geben kann und für Zufall kein Platz übrig bleibt. Daß aber auch der christliche Theismus wenigstens diejenigen Vorgänge, welche in menschliches Lebensglück tiefer eingreifen, nicht als Zufälle anerkennt, sondern wo nicht auf den göttlichen Willen, doch auf eine besondere göttliche Zulassung, wenn auch unter dem Vorbehalt ihrer Unbegreiflichkeit für menschliche Erkenntniß zurückführt, wird eines näheren Nachweises nicht bedürftig sein.

Es werden so von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus scheinbar erhebliche Gründe dafür ins Feld

gestellt, daß der Begriff des Zufalls keine objective Berechtigung hat, sondern nur zu den vielleicht unvermeidlichen Schwächen des menschlichen Denkens zu rechnen ist. Wenn dem Allem nur nicht die unleugbare Thatsache gegenüberstände, daß kein Mensch mit dieser Leugnung des Zufalls wirklichen Ernst macht, daß kein Philosoph oder Theolog, kein Natur- oder Geschichtsforscher jemals in der That Alles, was in der Welt vorgeht, als nothwendig oder als Willen der Gottheit angesehen hat, daß es geradezu unmöglich ist, sich im Verlauf der irdischen Dinge ohne den Hülfsbegriff des Zufalls zurechtzufinden.

Allein auch abgesehen von dieser praktischen Undurchführbarkeit halten jene Argumente einer eindringenderen Prüfung nicht Stand, zunächst dasjenige nicht, welches sich in den Philosophenmantel hüllte. Wer sollte wider das Causalitätsgesetz streiten wollen, wenn es nichts Weiteres besagt, als daß jede Veränderung eines Dinges eine Ursache oder deren mehrere erfordere, daß gleiche Ursachen gleiche Folgen haben und ungleiche ungleiche, daß, wenn in einem gegebenen Fall alle Bedingungen genau so vorlagen, wie es geschehen ist, auch der Erfolg genau so eintreten mußte und in diesem Sinn ein nothwendiger genannt werden kann. Diese Sätze braucht man gar nicht zu bestreiten, ohne darum die Frage, ob es Zufälliges geben kann, von ihnen abhängig zu machen. Hinterdrein freilich, wenn ein Ereigniß abgeschlossen ist, und alle Factoren desselben gerade so beisammen waren, ist nichts mehr daran zu ändern, aber ob sie sich so zusammenfinden mußten, war bis zum

letzten Augenblick zweifelhaft und unentschieden. Jene dem Geschehenen nachhinkende Nothwendigkeit will uns gar nicht imponiren und hindert uns nicht, ihr den auf allseitig übereinstimmender Auffassung aller Denkenden beruhenden, direct widersprechenden Satz entgegenzustellen: Gar nichts von Allem, was wir thun und erleben, ist nothwendig; gar kein Ereigniß begleiten wir mit dem Gedanken, daß es nicht auch hätte ausbleiben oder anders ausfallen oder wenigstens nicht gerade jetzt hätte eintreten können; Niemand wird beim Rückblick auf seine Vergangenheit leugnen oder verkennen, daß von jedem Punkt aus die Dinge auch anders, günstiger oder ungünstiger, hätten verlaufen können. Oder ja, es gibt eine Nothwendigkeit, die es uns nicht einfällt zu bestreiten; es ist die, daß, wenn alle Bedingungen eines Erfolgs vorliegen, dieser Erfolg selbst nicht ausbleiben kann. Wenn ich im Freien einen Stein in die Luft werfe, ist es nothwendig, daß er wieder zur Erde fällt, aber daß ich ihn werfe, war gar nicht nothwendig; wenn ich von einem Regenguß überfallen werde, muß ich durchnäßt werden, aber daß es gerade jetzt regnete, als ich unterwegs und ohne Schirm war, das bin ich weit entfernt, als etwas Unausbleibliches anzusehen. Daß die Naturgesetze in Kraft treten, wo ihre Bedingungen vorliegen, ist selbstverständlich, aber ob sich diese Bedingungen zusammenfinden, hängt nicht wieder von ihnen ab. Es ist nothwendig, daß jeder Mensch sterben wird, aber nur für den Türkenglauben an ein Kismet ist Zeit, Ort, Ursache vorausbestimmt. So finden wir uns veranlaßt, in Allem, was geschieht, ein Doppeltes zu

unterscheiden, etwas Nothwendiges und etwas, was auch anders sein könnte. Jenes setzen wir in die Folge aus einem gegebenen Thatbestand; daß sich aber im einzelnen Fall gerade dieser Complex von Thatbeständen zusammenfindet und kein anderer, darin sehen wir zwar nichts Ursachloses, aber doch nur eine gegebene Thatsache, die als solche hinzunehmen ist und nicht voraus festzustellen war, und die wir als etwas Zufälliges bezeichnen. Nun ist aber nur Dasjenige nothwendig zu nennen, was alle Bedingungen seiner Existenz in sich vereinigt. Eine getheilte, eine halbe oder Drittelsnothwendigkeit ist gar keine. Nur der abgeschlossene Vorgang ist daher nothwendig, d. h. erscheint als solcher; der noch im Werden begriffene ist es niemals. Und in diesem Sinn kann man mit Recht sagen: Nichts, was in der Welt geschieht, ist nothwendig in dem Sinne, daß es nicht hätte auch anders ausfallen können. Alles führt ein Moment der Zufälligkeit mit sich.

Der Begriff des Zufalls ist hier freilich nur in einer abgeleiteten Bedeutung gebraucht, nicht in der ursprünglichen, von welcher auch Kenntniß zu nehmen ist. Den einzelnen isolirten Vorgang für sich nennen wir niemals Zufall; es muß eine Berührung mit einem zweiten Vorgang, ein Zusammentreffen stattfinden. Dies sagt die Etymologie des Worts aufs deutlichste; der griechische Ausdruck (το συμβεβηκός) bedeutet Nebenvorgang, ein begleitendes Geschehen; unser deutscher Zufall ist die wörtliche Uebersetzung des lateinischen accidens, des französischen accident und bedeutet das Hinzufallende, das von außen Herein-

greifende. Nun dürfen aber die beiden Vorgänge nicht schon zum Voraus in einem Causalzusammenhang und Rapport zu einander stehen; sie müssen einander fremd und beziehungslos gegenüberstehen, aber doch muß ein Zusammenstoß ausnahmsweise möglich und von Wirkung sein. Ein geläufiges Beispiel dafür bietet der herabfallende Dachziegel, der den Vorübergehenden, der Blitzstrahl, der den Wanderer trifft und tödtet; die Wolken, die in den Lüften über uns hinschweben, sind völlig gleichgültig und beziehungslos zu demjenigen, was auf der Erdrinde unter ihnen vorgeht; sie entladen sich da, wo der Sättigungspunkt ihrer Elemente es mit sich bringt, und schütten Blitz und Donner, Regengüsse, Hagel, Sturm rücksichtslos, ob nützend oder schadend, herab. Hiebei hat sowohl der Weg und Moment des niederzuckenden Blitzstrahls als der Gang des Wanderers seine natürliche Ursache, aber dafür, daß diese beiden Bewegungen um dieselbe Bruchsekunde und auf dem gleichen Quadratmeter zusammentrafen, was doch die Hauptsache, können wir keine Ursache angeben, nicht bloß nicht in Folge menschlicher Unwissenheit, sondern überhaupt nicht und in Jahrtausenden gerade so wenig als jetzt. Wir können uns eine Ursache nicht einmal irgendwie vorstellen. Der blind fatalistische Wahn, daß dieser Erfolg schon in dem ewigen Welt- und Schöpfungsplan mit vorgesehen und eingeschlossen sei, ist ebenso unbefriedigend und unannehmbar als die andere Erklärung, welche einen bewußten überirdischen Willen dafür verantwortlich machen will und nur ein Räthsel mit einem noch dunkleren vertauscht. Es bleibt uns nichts Anderes

übrig, und ich sehe keinen Widerspruch darin, zu sagen, daß hier der Zufall selbst zur Ursache werde. Die unermeßliche Vielheit gesonderter Elemente und Dinge, deren Bewegungen zusammen den Weltlauf bilden, schießt in zahllosen Fäden bald sich ausweichend, bald verschlungen, bald sich kreuzend durch einander, ohne daß es möglich oder auch nur aufklärend und werthvoll wäre, dies überall ins Einzelne zu verfolgen. Im Grunde weist jede irdische Bewegung in unendlicher Verkettung schließlich bis auf den Anfang aller Dinge zurück. Wir müssen hier einen objectiven (oder absoluten) Zufall, der die Rolle einer Ursache spielt, gelten lassen.

Dieses unerklärte Aufeinanderstoßen unter sich beziehungsloser Causalreihen, das die Grundbedeutung und das Wesen des Zufalls ausmacht, kommt nun aber in allen möglichen und höchst mannigfaltigen Formen überall und alltäglich, in kleinen und großen Dingen, im Natur- und Menschenleben vor. Wenn ich auf dem Spaziergang unvermuthet einem Bekannten begegne, so haben sowohl sein als mein Gang um diese Zeit und an diesen Ort ihre Ursache, aber unser Zusammentreffen hat keine, und wir werden darin ebensowenig ein Stück unabwendbaren Schicksals als eine göttliche Fügung zu erblicken geneigt sein.

Wie aber die Sprache auch sonst den ursprünglichen Begriff eines Wortes spielend erweitert, indem sie eines der Merkmale ausdehnt, einschränkt oder fallen läßt, so ist es auch mit dem Zufall geschehen. Jener zweite Vorgang, der überall mitzuspielen hat, ist nicht immer etwas räum-

lich und zeitlich Zusammentreffendes. Wenn ich in einem Garten bei einer Grabarbeit einen Schatz finde, so ist nur der räumliche, aber nicht der zeitliche Zusammenhang der beiden Vorgänge gegeben. Aller Zufall in Lotterie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Karten- und Würfelspiel läuft darauf hinaus, daß unseren Bewegungen und Combinationen ein unzugängliches Element gegenübersteht. Schließlich gelangen wir in der Ausdehnung des Zufallbegriffs soweit, daß wir jenen zweiten Vorgang, der zu einem äußeren Geschehen hinzuzutreten hat, ganz in unsere subjective Vorstellung und Erwartung verlegen und nun auch alles Unvermuthete, Unbeabsichtigte, Alles, was sich unserem Handeln und Denken fremdartig in den Weg stellt, noch Zufall nennen. So war es nur Zufall, wenn Columbus Amerika entdeckte, da er den Weg nach Indien suchte, wenn Berthold Schwarz wider Vermuthen das Pulver erfand. Wer die festen und bleibenden Merkmale eines Begriffs aufsucht, der mag die wechselnden, wie z. B. beim Pferd die Farbe und Größe, um welche es ihm nicht zu thun ist, zufällig nennen, und so heißt schließlich Alles, was sich zu dem von uns Gesuchten, Gemeinten, Gewollten als nebensächlich verhält, Zufall. Diese Formen müssen wir den subjectiven oder auch relativen Zufall nennen; er wechselt nach Personen und Zwecken und ist etwas von jenem objectiven Zufall wesentlich Verschiedenes.

Wenn sich uns nun aber als der eigentliche Grundbegriff des Zufalls ergeben hat, daß er den räumlichen und zeitlichen Zusammenstoß von zwei unter sich beziehungs-

losen Causalreihen bedeutet, für welchen zwar eine entfernte Möglichkeit, aber keinerlei Grund vorliegt, daß sich diese Möglichkeit jemals verwirklicht, so liegt schon darin eine sehr wichtige Unterbrechung der sonstigen causalen Verkettung des Weltlaufs. Denn es schiebt sich etwas völlig Unberechenbares und doch wie jede andere Thatsache bleibend Fortwirkendes in die normalen Reihen des Geschehens ein, was von der größten Tragweite werden kann. Wir lesen, daß der junge Luther durch den Blitzstrahl, der seinen Freund Alexis von seiner Seite riß, oder wenn dies sagenhaft sein sollte, jedenfalls durch dessen raschen und unerwarteten Tod bestimmt worden sei, sein Rechtsstudium aufzugeben und in ein Kloster zu gehen. Wäre er aber nicht Mönch gewesen, so wäre er auch kein Theolog und kein Reformator geworden und sehr Vieles nach allen Richtungen anders gegangen. So lange ein objectiver, der menschlichen Erkenntniß und Wissenschaft völlig unzugänglicher Zufall anerkannt werden muß, ist auch jener oft gehörte Satz, daß, wer alle Elemente der Gegenwart durchschaute, auch die Zukunft voraussagen könnte und im Besitz einer Art von Weltformel wäre, nur als völlig illusorisches Hirngespinst anzusehen, das schon der nächste Morgen Lügen strafen würde.

Es hat sich uns nun, wie ich denke, jene so vielfach nachgesprochene Meinung, daß es keinen Zufall geben könne, weil Alles, was geschieht, in Folge des Causalgesetzes nothwendig und darum nicht zufällig sei, als ein unhaltbares Trugbild erwiesen.

Aber auch die vorhin erwähnte Verwerfung des Zufalls aus religiösen Gründen vermag ich nicht als stichhaltig anzuerkennen. Es ist kein Interesse der Frömmigkeit, alles irdische Geschehen auf ein unmittelbares göttliches Wirken zurückzuführen, und wenigstens das Christenthum hat sich stets von allen pantheistischen Anschauungen, auf welche jener Standpunkt immer hinausläuft, ferngehalten und erscheint in diesem Punkt, wie auch schon das Judenthum, gegenüber von den anderen Religionen als ein Nüchterner unter Trunkenen. Die Natur nicht als natürlich anzusehen, in ihren Vorgängen verborgene Beziehungen und Andeutungen, Wahrheiten und Winke der Gottheit ahnen und errathen zu wollen, ist zu allen Zeiten Merkmal nicht des Glaubens, sondern des Aberglaubens gewesen, das charakteristische Unterscheidungszeichen der monotheistischen und vielgötterischen Religionen. Wenn die glanzvolle Phantasie der Hellenen die Natur mit Göttergestalten belebte, Blitz, Donner und Regen dem Vater Zeus, die Stürme des Meeres, das Erbeben des Festlandes dem erderschütternden Dreizack des Poseidon zuwies, Flüsse und Bäche, Wald und Flur, Berge, Pflanzen und Thiere als Sitz und Herrschaftsgebiete von Nymphen und Najaden, Faunen und Satyrn, Dryaden und Oreaden oder verwandelten Menschen und Heroen ansah, so waren alle Naturerscheinungen Thätigkeiten von belebten Wesen und für den Zufall kein Platz übrig. Wenn das verständigste und thatkräftigste der Völker den Willen der Götter aus dem Naturleben errathen zu können glaubte,

ob die Vögel auf dem Beschauungsfeld von der rechten oder linken Seite herflogen, in gerader oder ungerader Anzahl, in hohem oder niedrigem Flug, ob die Eingeweide der Opferthiere keine Abweichungen von ihren normalen Eigenschaften zeigten, die heiligen Hühner das vorgeschüttete Futter begierig oder lässig, oder gar nicht fraßen, so war die ganze Natur zu einer Sammlung geheimnißvoller Winke der Gottheit erhoben, welche dem Menschen als Lohn seiner Opfergaben und ängstlichen Beobachtung aller Formen zu errathen, damit die Ungunst der Zufälligkeiten fernzuhalten und Alles der Klugheit und Thatkraft zu überlassen möglich sei. Mit einer minder sonnenhellen und herzerfreuenden, aber ebenso tiefsinnigen Phantasie als die Hellenen verlegten auch unsere germanischen Vorfahren ihre ganze Götterwelt in das Naturleben. Keine Religion schließt so entschieden jede Macht des blinden Zufalls aus, als der Fatalismus des Islam, der ausnahmslos in Allem, was geschieht, den unabänderlichen und jeder menschlichen Einwirkung verschlossenen Willen Allahs erblickt. Erst der Christenglaube, so viel Aberglauben er neben sich stehen und wuchern lassen mußte und so verschiedene Auffassungen sich auch in diesem Punkte neben einander behaupten und bestreiten, hat den Geschöpfen, Natur und Menschheit, neben dem Schöpfer einen gewissen Spielraum freier Bethätigung ihrer Kräfte und Triebe zugestanden. Dies zeigt aufs Deutlichste der allen Naturreligionen fremde jüdisch-christliche Wunderbegriff, indem er ein selbständiges Walten alles Geschaffenen als

feste Regel voraussetzt, in welche die Hand Gottes nur ausnahmsweise und für außerordentliche Zwecke eingreift. Das Bestreben, von der Gottheit die Verantwortung auch für Sünde und Elend fernzuhalten, ging so weit, daß man ihr nicht das volle und ausschließliche Weltregiment zuwies, sondern ihr, wenn auch in untergeordneter Stellung, ein Reich des Satans und der Finsterniß an die Seite setzte. Wenn dieser Theil überlieferter Meinungen vielleicht mehr als irgend ein anderer der modernen Weltanschauung entschwunden sein mag, so folgt daraus nicht, daß nicht doch dem Menschen und aller Kreatur ein Bereich nicht vorausbestimmter, unberechenbarer Beweglichkeit gelassen sei. Wenn die Christenheit der Meinung wäre, daß schon ohnedies nichts in der Welt ohne den göttlichen Willen geschehen könne, würde sie nicht in alltäglichem Gebet die Bitte stellen, daß doch der Wille Gottes geschehen möge wie im Himmel also auch auf Erden. Man darf sagen, das Christenthum, indem es die Naturvergottung, den Pantheismus und Fatalismus ausschließt, habe dem Begriff des Zufalls das zuvor verschlossene Thor erst aufgemacht.

Ich habe mich bemüht, sowohl die philosophischen als die religiösen Gründe für den Ruf: es gibt keinen Zufall, zurückzuweisen. Ich vermesse mich nun nicht, tiefer vorzudringen und Räthsel des Weltplans deuten zu wollen, möchte aber zur Ergänzung des Gesagten an der nicht unlösbaren und nicht unnützen Frage nicht vorübergehen: was nennen wir nach dem üblichen Sprachgebrauch thatsächlich Zufall und was nicht?

Um mit der verneinenden Seite zu beginnen: was wir

niemals Zufall nennen, das sind vor allem Anderen unsere eigenen Handlungen, soweit sie mit Bewußtsein und Ueberlegung ausgeführt, ein freies Werk unseres Charakters und unserer Persönlichkeit sind. Sie können zufälligen Anlaß haben und haben ihn unzählige Male, es können sich in die Ausführung unserer Zwecke unvermuthete Nebenumstände fördernd oder störend eindrängen, aber der freie Willensact eines denkenden und zwecksetzenden Lebewesens erscheint uns als der ausgesprochenste Gegensatz alles Zufalls. Wenn unsere Handlungen zufällig wären, gäbe es keine Zurechnung, keine Reue, kein Gewissen. Es ist von hoher Bedeutung, daß sich so als das Gegentheil des Zufalls nicht, wie gelehrt zu werden pflegt, die Nothwendigkeit, sondern die Freiheit eines bewußten und vernünftigen Willens erweist, und daß uns überhaupt neben dieser keine andere und höhere Beglaubigung wahrhafter Wirklichkeit denkbar erscheint.

Die zweite Art von Vorgängen, auf welche wir den Begriff des Zufalls nicht anzuwenden pflegen, sind die festen und unwandelbaren Ordnungen der Wirklichkeit, die uns umfängt, und wir verstehen darunter nicht bloß die Naturgesetze mit ihrer ausnahmslosen Geltung, sondern auch die beharrenden typischen Grundformen und Elemente der planetarischen Erscheinungen. Es fällt uns nicht ein, Zufall zu nennen, daß die Sonne auf- und untergeht, daß uns eine in Raum und Zeit ausgebreitete Fülle von unbeseelten und lebendigen Dingen umgibt, daß die organischen Wesen entstehen, wachsen und vergehen, je nach Gattungen und Arten verschieden, daß der Unterschied von

zwei Geschlechtern mit Allem, was daran hängt, die animalische Welt beherrscht und was wir sonst noch Unaufzählbares zum festen Grundbestand unserer planetarischen Daseinsformen rechnen. Wir halten alles dies nicht in dem Sinne für nothwendig, daß der Gedanke, die Welt hätte auch anders ausfallen können, uns gar nicht zugänglich wäre, aber unser ganzes Sinnen und Denken bildet so sehr selbst mit einen Theil dieser gegebenen Wirklichkeit, daß darüber hinaus etwas vorzustellen die Einbildungskraft uns jeden Dienst versagt. Die Bürgschaft aber dafür, daß nicht eines Tages die Naturgesetze selbst ihre Functionen einstellen oder umgestalten, liegt nicht in einer ihnen an sich zukommenden, völlig unverständlichen blinden Nothwendigkeit, sondern auch wieder nur darin, daß wir sie als den ewigen Willen eines schöpferischen Weltgeistes deuten müssen.

Ich weiß nun in der That neben diesen beiden Gebieten der freien Willensacte und der constanten Weltformen nichts Drittes zu nennen, worin der Zufall nicht auch seine Rolle mitspielen dürfte, sowohl in der Natur als in der Menschenwelt.

Es gibt zwei Weltbilder, die sich zu widersprechen scheinen und doch nebeneinander ihre Geltung haben. Das eine zeigt uns jene festen und unwandelbaren Formen des Daseins, das andere das allezeit Bewegliche, in stetiger Umbildung Begriffene, den ewigen Fluß aller Dinge. Dort gilt der Spruch: Alles wiederholt sich nur im Leben; es geschieht nichts Neues unter der Sonne; hier heißt es: Nichts ist schon gerade so dagewesen, es gibt keine zwei ununterscheidbare Dinge, Vorgänge und Lebewesen in der Welt und

hat sie niemals gegeben. Das ganze Firmament mit Sonne und Planeten, Kometen, Fixsternen, Nebelflecken ist in ununterbrochener Bewegung und Veränderung begriffen.

Dies Doppelbild mit dem Schein einer Doppelwahrheit erklärt sich aus einem richtigen Verständniß des Begriffs von Naturgesetzen. Diese haben keine schöpferische Kraft; sie haben nur den hypothetischen Sinn, daß, wenn bestimmte Bedingungen eintreten, auch bestimmte Folgen nicht ausbleiben können; sie begleiten alle Wirklichkeit und zwingen sie in ihren Dienst, aber es hängt nicht von ihnen ab, ob die Fälle ihrer Anwendung wirklich eintreten und in Begleitung welcher Nebenbedingungen des gegebenen Falls dies geschieht. Sie setzen eine gegebene Schöpfung voraus und entstehen erst mit ihr und durch sie. Die Wirklichkeit, in der wir leben, ist eine Offenbarung, etwas rein Thatsächliches, aus keinerlei Gesetzen oder Denkprämissen Ableitbares; ihre Betrachtung weist uns stets rückwärts auf das früher schon Vorhandene bis in dunkle, dem Menschengeist verschlossene Anfänge und wieder vorwärts in noch größeres Dunkel. Das Weltall erscheint als ein Ganzes von unübersehbar vielen, unter sich verschiedenen, in allen möglichen friedlichen oder neutralen oder auch feindlichen Beziehungen durcheinander laufenden Dingen und Vorgängen. Dies bewegliche Element des Weltganges ist es nun, in welchem wir unbeschadet des Causalprincips dem Unberechenbaren, Irrationalen, dem Spiel des Zufalls ein weites Feld der Einwirkung zugestehen zu müssen glauben.

Die Geologie weist uns eine normale Aufeinanderfolge der verschiedenen Schichten unserer Erdrinde nach, aber die Wirklichkeit bietet zahllose Abweichungen davon, durch Verschiebung, Hebung, Faltung, Abschwemmung u. A., bald durch gewaltsame, bald durch langsam und stetig wirkende Kräfte, lauter Vorgänge, die uns nichts Planmäßiges, nichts, was nicht auch anders hätte sein können, erkennen lassen. Jede Pflanzengattung hat ihre ursprünglichen Standorte und typischen Merkmale, aber Wasser und Luft, Insecten, Vögel, der Mensch, bewußt und unbewußt, tragen die Samen auf fremden Boden; dort können sie verkümmern oder gedeihen, alte Merkmale verlieren, neue hinzufügen. Die Möglichkeit der Variationen hat keine angebbaren Grenzen; sie können mit menschlicher Berechnung und Kunst erfolgen, lassen aber auch dem Zufall ein offenes Feld. Die Thierwelt ist für Nahrung und Paarung auf Gelegenheit angewiesen, lebt stets von der Hand in den Mund und kann jede Stunde ihre Speise finden oder selbst zur Speise werden. Die Kreuzung der Racen, locale und individuelle Besonderheiten hängen fast ganz vom Zufall ab.

Noch ganz unvergleichbar reicher, intensiver, mannigfaltiger als in die Naturerscheinungen greift der Zufall in das Menschenleben ein für den Einzelnen wie für die Gemeinschaften. Allerdings schließt, wie ich erwähnt habe, die freie aus dem individuellen Charakter fließende That allen Zufall aus, aber doch nur für den Handelnden selbst; nach außen und für den Dritten trifft dies nicht

zu; es stehen sich zahllose Urheber solcher freien Handlungen gleichberechtigt im engeren oder weiteren Verkehr gegenüber. Mit welchen derselben ich in Berührung stehe, welcher Art diese Berührung ist, wie weit mich ihre Handlungen und Schicksale mit betreffen, darüber hat der Zufall überall mitzusprechen. In alle unsere Pläne, unser Thun und Lassen greifen störend oder fördernd Nebenumstände ein, die wir nicht vorhersehen und nicht abwenden können. Alles könnte stets auch anders verlaufen. Alle Familienereignisse, das Heirathen und Nichtheirathen, die Fruchtbarkeit der Ehen, das Geschlecht, die Eigenschaften, Schicksale der Kinder, Krankheiten, das Leben und Sterben der Angehörigen und Freunde, Gunst oder Ungunst der Besitz- und Erwerbsverhältnisse wie der Berufslaufbahn sind lauter Dinge, welche der Einwirkung von Personen und äußeren Umständen ausgesetzt sind. Gerade weil unser Wollen den directesten Gegensatz alles Zufalls bildet, drängen sich die Einflüsse von außen um so fremdartiger auf. Hier zeigt sich auch der nahe Zusammenhang, in welchem der Begriff des Zufalls mit dem des Schicksals steht. Beides fällt nicht zusammen, da wir zum Schicksal auch unseren eigenen Antheil einrechnen und in diesem Sinne von verschuldetem oder unverschuldetem Schicksal sprechen. Wir rechnen es nicht dem Zufall zu, daß wir in dieses Volk und Zeitalter herein geboren sind, von diesen Eltern, als Knaben oder Mädchen, mit bestimmten angeborenen und ererbten Eigenschaften physischer und geistiger Art, weil wir unser Ich nicht hinter unsere Ent-

stehung zurückdatiren können und den Zufall zu den Erfahrungsbegriffen rechnen. Nehmen wir noch hinzu, wie ungleich schon diese ersten, unzerstörbaren, so Vieles entscheidenden Grundlagen des Einzelndaseins vertheilt sind, für den Einen günstig, den Andern ungünstig, wie dann der Zufall gleich jener Fortuna mit verbundenen Augen nach dem Dichterwort unter die Menge tappt, bald des Knaben lockige Unschuld, bald auch den kahlen, schuldigen Scheitel faßt, mit vollen Händen Jammer und Elend, nur spärlicher Glück und Freude vertheilt, so haben wir den Stoff der ältesten, durch alle Jahrhunderte ertönenden, nicht grundlos zu scheltenden Seufzer und Klagen über das Loos der Menschheit. Diese tausendfältige Erfahrung von unverdientem Glück und unverschuldetem Unglück, das unstillbare Verlangen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit ist es vielleicht mehr als alles Andere, was die in jeder Menschenseele schlummernde religiöse Anlage, das Bestreben, seine Persönlichkeit in den Zusammenhang des Weltganzen mit einzufügen, geweckt und nach einer Lösung dieses Zwiespalts zu suchen veranlaßt hat. Ein geistvoller Denker sagt: der natürliche Zustand der Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufs und der immer wieder aufquellenden Angst, gleich gültige und aussichtslose Erzeugnisse des allgemeinen Naturlaufes zu sein, Beides gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit.

Ich muß noch ein kurzes Wort über den Zufall in der Geschichte beifügen. Daß er auch hier eine große Rolle spielt, kann nicht zweifelhaft sein. Der Ablauf der

großen Ereignisse macht uns ebenso bestimmt, wie der des Privatlebens, den Eindruck, daß Alles im Einzelnen auch hätte anders gehen können. Die Zeitungen melden uns alltäglich völlig unvorhersehbare Dinge. Neben den Schicksalen der Personen gibt es auch Völkerschicksale. Auch hier gibt es neben einem festen Kern von Nichtzufälligem, neben einem ausgeprägten Volkscharakter, einer überlieferten und angetretenen Vergangenheit, neben gegenwärtigen Massenwirkungen gleichartiger Triebe und Strebungen noch bewegliche, fließende, unberechenbare Thatsachen. Wie für den Einzelnen Vieles darauf ankommt, in welche Umgebung er sich gestellt findet, so ist es für ein Volk von höchster Wichtigkeit, welche Völker es zu Nachbarn hat, ob mächtigere und vorgeschrittenere oder das Gegentheil. Alle Veränderungen von geschichtlichem Charakter knüpfen sich immer an die Wirksamkeit hervorragender Persönlichkeiten. Diese sind zwar immer Söhne ihres Zeitalters und Volkes, aber daraus allein niemals abzuleiten. Es gilt der Spruch individuum ineffabile semper; eine Persönlichkeit läßt sich niemals völlig erkennen und beschreiben oder gar construiren. Daß die deutsche Nation im Drang und der Verwirrung der Zeiten die rechten Männer fand und an die rechten Plätze gestellt sah, von welchen sich die Herrlichkeit des neuen Reiches schaffen ließ, war abgesehen von der Tapferkeit der Heere nur zum kleinen Theil ein Werk und Verdienst des Volkes; man kann es unter der Gestalt von Glück und Zufall eine gnädige Fügung des Allwaltenden nennen, aber niemals eine Nothwendigkeit.

Nach allem Bisherigen muß man sagen: Niemand ist im Stande, sich ein verständliches Weltbild zu entwerfen, wenn er nicht auch dem Zufall einen Platz darin einräumt. Welches Menschen Phantasie wollte es fertig bringen, aus dem Weltlauf nur den Zufall wegzudenken und alles Uebrige stehen zu lassen? Wer wollte in den Millionen kleiner und größerer alltäglicher Vorgänge, die wir zufällig nennen zu müssen glauben, den Finger der Gottheit oder das unabwendbare Werk einer fatalistisch causalen Verkettung sehen? Wie wäre es zu ertragen, wenn nichts Unerwartetes und Unerklärbares mehr geschehen könnte, wenn wir das Unglück, das uns droht, voraussehen müßten, ohne es ändern zu können, wenn jede Freude den Reiz der Ueberraschung verlöre. Es gäbe keine Vorsicht und Klugheit, keine Tapferkeit und Geistesgegenwart, ja keine Moral und Religion mehr. Der Zufall stellt uns große sittliche Aufgaben, den Kampf gegen die allezeit drohenden Gefahren, die kluge und dankbare Ausnützung seiner günstigen Gaben. Ich will nur eine einzige Seite der Sache erwähnen, die der Gegenwart und dem deutschen Volke angehört. Den Schutz und die Hülfe für die unglücklichen Zufälle, die den Einzelnen bedrohen und treffen, haben die früheren Jahrhunderte, soweit sie sich überhaupt darum kümmerten, nur in der unzulänglichen freiwilligen Milde und Wohlthätigkeit der Besitzenden gefunden. Es war erst den neuesten Zeiten vorbehalten, diesen Schutz auf die organisirte Selbsthülfe durch das Mittel der Vereine und Genossenschaften unter rechtlichen Formen mit

staatlicher Aufsicht und Beihülfe zu übertragen. Nicht nur gegen die wirthschaftlichen Nachtheile von Feuer, Hagel, vorzeitiger Todesfälle ist dieses Mittel vielfach angewendet, sondern dem Deutschen Reiche ist es neben seinen anderen Ruhmeskränzen gelungen, als Vorbild anderer Staaten die gesellschaftlichen Classen, die unglücklichen Zufällen am meisten ausgesetzt und am wenigsten widerstandsfähig sind, nicht bloß vorübergehend gegen Krankheit und Unfälle, sondern auf Lebenszeit gegen die Folgen von Arbeitsunfähigkeit und hohem Alter zu schützen.

In dieser Richtung kann noch Vieles geschehen, aber es wird immer genug übrig bleiben, wogegen es keine Assecuranz gibt. Was ich den subjectiven oder relativen Zufall nannte, mag sich mit fortschreitender Erkenntniß und Bildung einschränken lassen. Jener objective Zufall aber, das räumliche und zeitliche Aufeinanderstoßen von einander unabhängiger Causalreihen, wird nach Jahrhunderten gerade so unerklärt bleiben, wie heute und nur wie etwas rein thatsächlich Gegebenes anzusehen sein. Alles Unglück in der Welt, auch das unverschuldete, alles Glück, auch das unverdiente, wird stets in der äußeren Gestalt des Zufalls an uns herantreten, jenes als ernster Zuchtmeister und Erzieher, dieses als willkommener Freund und Wohlthäter. Jenem haben wir tapferen Widerstand oder demüthige Ergebung, diesem Dank und Bescheidenheit, Beiden Klugheit und Selbstbeherrschung entgegenzubringen.

Aufsätze.

Justinus Kerner.

1862.

I.

Justinus Kerner ist in seiner Eigenthümlichkeit als Dichter und Mensch, als Arzt und Naturforscher schon so vielfach und darunter von so berufener Meisterhand gezeichnet und gewürdigt worden, daß wenigstens der Verfasser keinen Anspruch macht in dieser allgemeinen Richtung noch etwas Neues und Besseres sagen zu wollen. Und da der äußere Lebensgang eines Dichters, der 52 Jahre lang als Arzt in einem württembergischen Landstädtchen gelebt hat, nicht viel Bemerkenswerthes darbieten kann, da auch die Epochen des inneren Werdens sich nur wenig markiren, vielmehr sein Leben mehr der ruhigen Selbstdarstellung einer originellen Natur als einer kämpfenden und ringenden Selbstentwicklung gleicht, so scheint für den Biographen kaum noch ein dankbarer Stoff übrig zu bleiben. Gleichwohl ist dem nicht ganz so. Hätte Kerner, was in seinem Wunsch und Plan lag, die in dem „Bilderbuch aus der Knabenzeit" begonnene Selbstbiographie auch

nur bis in seine mittleren Jahre fortgeführt, so würden wir gewiß nicht nur eines der anmuthigsten Bücher, sondern auch eines der interessantesten Lebensbilder eines deutschen Dichters erhalten haben. Und wenn freilich diese Lücke von Niemand auch nur entfernt mehr ausgefüllt werden kann, so würde doch, wer die Gelegenheit und Aufgabe hätte, den überaus reichen Schatz an Briefen und Papieren, der sich in dem Nachlaß des Dichters vorfindet, einzusehen und zu verarbeiten, weit mehr den Ueberfluß als den Mangel an interessantem Material zu beklagen haben. Ja selbst bei einer nur flüchtigeren Ansicht jenes literarischen Nachlasses, wie sie dem Verfasser gestattet war, und bei vergleichender und kritischer Benützung der allgemein zugänglichen Hülfsmittel dürfte es möglich sein, die bisher bekannte magere biographische Skizze in manchen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen, zwischen Leben und Dichtungen einen innigeren Zusammenhang aufzuweisen, als er dem ersten Anblick sich darbietet, und hier oder dort auch einen weniger bekannten oder beachteten Zug zu dem Bilde dieses Lebens und Charakters nachzutragen.

In Beziehung auf die Kindheit und ersten Jugendjahre würden wir den Leser am liebsten auf Kerners liebliches Bilderbuch selbst verweisen, das wir zu seinen glücklichsten Erzeugnissen und überhaupt zu den hübschesten Erscheinungen des neueren Büchermarktes zählen möchten. Eine kurze Zusammenfassung des Wesentlichsten daraus, unter theilweiser Ergänzung aus anderen Quellen, ist aber um

so unerläßlicher, als bei der eigenthümlichen an die Reiseschatten erinnernden Form des Buchs, auch für Diejenigen, die dasselbe gelesen und in Erinnerung haben, der biographische Faden sich leicht hinter den Episoden und eingestreuten Genrebildern verbirgt.

Andreas Justinus Christian Kerner war am 18. September 1786 in Ludwigsburg, wo sein Vater Oberamtmann mit dem Titel eines Regierungsraths war, als das jüngste von sechs Geschwistern geboren. Die erst im vorigen Jahrhundert durch fürstliche Laune und Gewalt geschaffene Residenz-, Militär- und Beamtenstadt hatte sich der zähen Kraft des schwäbischen Naturells, das jedem Wohnplatz einen eigenthümlichen Localcharakter einzuprägen liebt, nicht lange entziehen können; die Berührung der fremdartigsten hier zusammengeblasenen Elemente scheint der geistigen Entwicklung förderlich gewesen zu sein, wie denn in der jungen und in andern Beziehungen wenig entwickelten Stadt auch drei jüngere unter unseren ersten Schriftstellern, Mörike, Strauß und Vischer, geboren sind. Kerner's Vater war ein nach Talent, Kenntnissen und Charakter vorzüglicher Beamter, und um seines Wohlwollens und der strengen Rechtlichkeit willen auch bei den Untergebenen allgemein beliebt; mehrere das altwürttembergische Staats- und Landrecht betreffende Schriften tragen seinen Namen; ein eifriger Liebhaber des Obst- und Gartenbaues, war er auch für die damaligen landwirthschaftlichen Reformen des Klee- und Bracheinbaues sehr thätig. Die schöne Literatur war ihm ziemlich fremd;

dagegen erwarb er eine ansehnliche Sammlung von älteren und neueren Gemälden. In geselligen Kreisen entwickelte der sonst ernste und trockene Geschäftsmann den liebenswürdigsten Humor. Die Mutter war eine zarte, in ihrer Jugend gefeierte Schönheit von sanftem, hingebendem und sich aufopferndem Charakter. Als einen bezeichnenden Zug erzählt Kerner von ihr, daß, als der Gatte auf seinem letzten Krankenlager das Abendmahl nahm, aber zu schwach war, die Hostie zu verschlingen, sie dieselbe mit den Lippen aus seinem Munde nahm und in seinem Namen unter Gebet und Thränen genoß. Justinus scheint vom Vater die hohe und starke Statur, den strebsamen und vielseitig thätigen Geist und die humoristische Anlage, von der Mutter die feinen und edlen Gesichtszüge, die zarte und tiefe Empfindung und das ängstliche Gemüth ererbt zu haben. Während jedoch der Vater die Erziehung der älteren Söhne mit großer Strenge und Sorgfalt geleitet hatte, zeigte er sich geneigt, den jüngsten und nachgeborenen Liebling so ziemlich gewähren und ihm manches hingehen zu lassen, was gerade nicht seinen Beifall hatte.

Der Wunsch des Vaters, sein Einkommen zu vergrößern und die Freude an der Landwirthschaft waren der Anlaß, daß er im Jahr 1794 sein Amt gegen die einträgliche und mit einer größeren Oekonomie verbundene Oberamtei Maulbronn vertauschte, wodurch der nun siebenjährige Knabe aus den breiten Straßen einer neuen und künstlichen Stadt in die Einsamkeit eines alten Klosters versetzt wurde, das, mit den herrlichsten Resten alter Bau-

kunst geschmückt, zwischen Wäldern und zahlreichen Seen in der mildesten Gegend des Landes liegt. Hier verlebte Kerner einige der glücklichsten Jahre seines Lebens. Den nöthigsten Unterricht erhielt er bei den Zöglingen des evangelischen Seminars, das in der alten Abtei seinen Sitz hatte; die meiste Zeit aber durfte er frei in Wald und Feld, in Stall und Garten, in den Kreuzgängen und ausgedehnten Klosterräumen, oder in seinem Zimmer, wo er alle möglichen Pflanzen und Thiere bei sich einquartiert hatte, zubringen. Hier entwickelte sich die Freude an der Natur, die ihn durch sein ganzes späteres Leben begleitet und die Grundlage aller seiner Dichtungen bildet. Der Versuch, ihn der besseren Schule wegen in einem Nachbarstädtchen in die Kost zu geben, wurde in Folge der unruhigen Zeitläufe bald wieder aufgegeben, und diese brachten in dem der französischen Grenze nahe gelegenen Orte durch Kriegslärm, befreundete und feindliche Einquartierungen eine der Jugend willkommene Abwechslung in das stille Klosterleben. Die erste Störung dieses Glücks brachte ein hartnäckiges Magenleiden, an dem die Aerzte lange vergeblich herumcurirten, bis es, wenigstens nach der damaligen Meinung Kerner's, auf eine magnetische Manipulation eines Arztes in Heilbronn, Gmelin, sich verlor. Die zweite, weit schwerere Trübung aber brachte das Erkranken und der im Jahr 1799 erfolgte Tod des edlen Vaters. Dieser Schlag griff in das äußere und innere Leben Kerner's auf's Tiefste ein. Die Familie hatte bis jetzt auf dem bequemen Fuß eines stattlichen Amtshauses

der guten alten Zeit gelebt; man hatte Wagen und Pferde, die Ställe voll Vieh, den Hof voll Geflügel, die Fässer voll Wein, die Brunnen und Teiche voll Fische; man übte die ausgedehnteste Gastfreiheit, man konnte Bücher und Gemälde kaufen und doch noch etwas aufsparen. Allein der Vater starb noch in den besten Jahren; er hatte nach der üblen Sitte jener Zeit für sein Amt nicht weniger als 6500 fl. an die herzogliche Casse entrichten müssen, und außerdem einige unverschuldete Vermögensverluste erlitten; die Assecuranzgesellschaft, in der er ein Leibgeding für seine Hinterbliebenen erkauft hatte, fallirte; Pensionen für Wittwen und Waisen waren Gnadensache, und die Gnade blieb aus.

So mußte die Wittwe, auf die Zinsen eines kleinen Vermögens beschränkt, nach Ludwigsburg zurückkehren, und gegenüber von dem Amthaus, in dem sie ihre glücklichsten Jahre verlebt hatte, ihr Wittwenstübchen beziehen. Sie lebte noch 18 Jahre, ist aber ihres Lebens nicht wieder froh geworden. Die älteren Brüder, die damals schon selbständig waren, wurden von der ökonomischen Seite jenes Verlustes weniger berührt. Der älteste, Georg, dessen denkwürdiges Leben Kerner in seinem Bilderbuch mit liebender Hand gezeichnet hat, der schon in der Karlsschule durch Talent, Schönheit und kühne Wagnisse Aller Augen auf sich gelenkt hatte, war, wie ein zweiter Posa, in glühendem Eifer für die Ideen der Revolution und die Wiedergeburt der Menschheit nach Paris entflohen, wurde dort ein begeisterter Anhänger der Girondisten und Geg-

ner der Jakobiner, war nach abenteuerlichen Schicksalen und den größten Gefahren in den Zeiten des Directoriums durch den Einfluß seines Freundes und Landsmannes Reinhard in die diplomatische Laufbahn gezogen worden, und bekleidete zur Zeit, als der Vater starb, die Stellung eines französischen Commissärs bei den italienischen Republiken. An diesem Bruder, dessen Bild nicht erst idealisirt zu werden brauchte, um ein jugendliches Herz zu entzünden, hing Justinus mit um so größerer Liebe und Bewunderung, als derselbe im Elternhause wie ein verlorener Sohn betrauert wurde, und vor dem Vater nicht von ihm die Rede sein durfte. Der zweite Bruder hatte sich nach einigen ikarischen Anläufen dem harmloseren und sicheren Gang durch die evangelischen Seminare zum geistlichen Amte bequemt. Der dritte Bruder, Karl, der ebenfalls die Karlsschule mit Auszeichnung durchlaufen hatte, war Artillerie-Officier und hatte bereits Gelegenheit gefunden, seine Tapferkeit und Einsicht im Felde zu erproben; wie er denn in der Folge rasch zu den höchsten Stufen des Militär- und Civildienstes emporstieg. So waren die Brüder versorgt, und nur vor dem jüngsten schlossen sich, eben als er in die Unterscheidungsjahre trat und eine Wahl des Berufs zu treffen war, die Pforten einer höhern Laufbahn zu. Der Poet war auch hier zu spät gekommen, wie in der Theilung der Erde. Zu freiem Studium reichten die Mittel nicht, die Karlsschule bestand nicht mehr; in die Seminare sollten zwei Brüder nicht aufgenommen werden. Auch hatte Justinus in der That bis jetzt noch

keine besonderen Hoffnungen erregt; erst mit der zweiten Uebersiedelung nach Ludwigsburg trat ein ordentlicher Schulunterricht ein, und der Eifer für die alten Sprachen war nicht besonders groß. Da er sich bis jetzt vorzugsweise durch den schlechten Magen, der nichts bei sich behalten konnte, und die schlechten Verse, an denen er Gefallen fand, bemerklich gemacht, so hatte ihm der Familienhumor den Spottnamen des „Kotzebue" aufgebracht.

So war also nur von einer gewerblichen Berufsart die Rede. Noch während der Schulzeit hatte ihn Bruder Georg, der den Grundsatz hatte, daß jeder Mensch irgend eine Handarbeit verstehen sollte, einem Schreiner in die Lehre gegeben, bei dem er sich besonders auf die Verfertigung von Särgen legte, und auch den Tisch zimmerte, an dem er sein Lebenlang gespeist hat. Nach der Meinung des Vormunds sollte er Conditor werden, weil er einige Fertigkeit und Erfindungsgabe im Malen und Modelliren zeigte, und sein Reimtalent sich für die Etiquetten der Bonbons zu eignen schien. Endlich entschied man sich, ihn als Lehrling in die herzogliche Tuchfabrik, ein mißrathenes fiscalisches Unternehmen, das mit einer Irrenanstalt und einem Zuchthaus in räumlichem und organischem Zusammenhang stand, zu geben. Es war vielleicht die ungeschickteste Wahl, die man treffen konnte, da ihm alle Geldsachen, alles Rechnen und Zahlenwesen so antipathisch waren, daß er in seinem Leben nie gelernt hat, Geld zu zählen und die Münzsorten zu unterscheiden, und daß ihm große Zahlenreihen ein Flimmern vor den Augen

machten. Hier mußte er unter rohen Gesellen, denen er zu gehorchen hatte, Tuchballen einnähen und signiren, Briefe abschreiben, Indigofässer ausklopfen, und während der Arbeit schnitt ihm das Geschrei geprügelter Sträflinge oder der Tobenden im nahen Irrenhause durch die Seele. Dazu kam der tägliche Anblick der kummervollen Züge der nun einsamen Mutter. Unter diesen ernsten trübseligen Eindrücken erwachte und entwickelte sich das Gemüthsleben des aufblühenden Jünglings. Die Poesie, die ihm bis jetzt nur als Kunst des Reimens zum Spiele gedient hatte, wurde nun das Gefäß für den Ausdruck seiner Gefühle und seines innersten Seelenlebens, und die tröstende Gottesgabe, die ihn den Jammer des Tags, die Niedrigkeit seiner Arbeit und Umgebung vergessen lehrte. Er konnte Schubart beneiden, daß er in einer Kerkerzelle des nahen Aspergs hatte sitzen und ungestört dichten dürfen, und hätte sich gern in gleicher Weise den Zorn der Mächtigen zugezogen. Das Leben hatte ihn, nach einer glücklichen Kindheit, an der Schwelle des Jünglingsalters mit den bittersten Täuschungen empfangen; die Maulbronner Zeit mit ihrem träumerischen Wald- und Naturleben bildete den hellsten Hintergrund einer trüben Gegenwart. Wenn die Auffassung des Menschenlebens als einer herzerdrückenden Last, die Sehnsucht aus dem menschlichen Treiben hinaus in die Natur, und auch über sie wieder hinaus ins Unbegrenzte den Grundton der Kerner'schen Dichtungen bildet, und wenn diese schwermüthige Stimmung von ihm mit einer Innigkeit und Wahrheit ausgedrückt wird, in der er

von keinem andern Dichter übertroffen wird, so lag der Grund nur darin, daß hier nicht ersonnene und erträumte Stimmungen und Zustände dargestellt werden, sondern daß die ganze erste Zeit des Jugendalters hindurch, in der das Gefühlsleben seine ersten und bleibenden Tonarten annimmt, jene Stimmung die wirklich herrschende in ihm war. Von den zahlreichen Gedichten, die Kerner während dieses zweiten Ludwigsburger Aufenthaltes niedergeschrieben, hat sich nur ein einziges Heft erhalten, aus dem das Bilderbuch einige Proben gibt. Bemerkenswerth ist dabei, daß in demselben die Oden und freien Metren, die Kerner später ganz vermied, vorherrschen und die Verse correcter sind als die späteren, was wohl dem Einfluß seines väterlichen Freundes und Berathers, Conz, beizumessen ist. Auch politische Gedichte befinden sich darunter, und zwar keineswegs von harmloser Natur. Wenn es in einer Ode an G. K. (Georg Kerner) heißt: „Wer lebend nichts für diese Erde that, der soll auch todt ihr nicht im Schoße ruhn; Drum sind die Könige verdammt, auf Marmor Und Gold zu liegen" so hätte sich hiemit in damaliger Zeit jene Sehnsucht nach der Schubart'schen Zelle auf dem Asperg schon realisiren lassen.

Zwei Jahre dauerte der Frohndienst in der Tuchfabrik. Indessen war Conz von seinem geistlichen Amt in Ludwigsburg als Professor nach Tübingen berufen worden. An ihn wandte sich Kerner, dem seine Stellung unerträglich und die Zukunft als völlig aussichtslos erschien, mit der Bitte: ihm noch das akademische Studium zu ermög-

lichen, und erhielt durch seine Vermittlung die Aussicht auf das Benefizium des „Neuen Baues" und andere Stipendien. Er wollte eigentlich Naturwissenschaften studiren, und nur weil sie kein Brodstudium waren, nahm er die Medizin noch in den Kauf. So marschirte er im Herbst 1804, seine kleine Habe auf dem Rücken tragend, und um nicht einkehren zu müssen, mit einem Stück Brod in der Tasche, nach Tübingen.

II.

Nicht leicht hat das akademische Leben seine Geist erweckende und Gemüth aufrichtende Gewalt an Jemandem in glänzenderem Maße bethätigt. Den gedrückten und schwermüthigen Kaufmannslehrling, von dem Niemand etwas Besonderes erwartete, sehen wir in kürzester Frist in einen hoffnungsvollen Jüngling verwandelt, der im Kreise der begabtesten Genossen noch durch Geist und Originalität hervorleuchtet. Die wahren Schutzgeister, die sein künftiges Leben führen und verschönern sollten, das Studium der Natur, die Freundschaft, die Poesie, die Liebe, traten ihm nun vereint, die letztere fast allzu früh, zur Seite.

Wenn Kerners Vorbereitung für sein Fachstudium in den meisten Gymnasialfächern, wenigstens in den alten Sprachen, die ihm nie recht lebendig und fruchtbar geworden sind, und in der Mathematik, für die er ganz verschlossen war — „mein dümmster Artillerist," hatte ihm einmal Bruder Karl, sein Lehrer in diesem Fach, erklärt, „würde

dies begreifen" — eine mangelhafte genannt werden muß, so besaß er dafür etwas, was den meisten andern fehlte, den von Kind auf mit entschiedenster Vorliebe gepflegten Verkehr mit der Natur. Es war ihm Bedürfniß, stets Blumen und allerhand Gethier als eine Art von Stubenkameraden um sich zu haben; er hatte sich verschiedene elektrische, optische und andere physikalische Apparate theils selbst verfertigt, theils zu erwerben gewußt, von dem in den Reiseschatten und im Bilderbuch geschilderten befreundeten Chemicus in Ludwigsburg sich vieles angeeignet, und in diese selbsterworbenen Kenntnisse durch mancherlei Bücher bereits einigen Zusammenhang gebracht. Zu seinen Lehrern in Tübingen, Kielmayer, Autenrieth, Gmelin, trat er bald in ein näheres Verhältniß; unter Autenrieths Leitung fing er auch früh an zu praktiziren, wobei ein geisteskranker Dichter, Hölderlin, sein erster Patient werden sollte. Die untadelhaften Collegienhefte, die noch vorhanden sind, dürfen als unverwerfliche Zeugen eines soliden und geordneten Fleißes gelten. Gleichwohl fand sich Kerner von dem, was die akademischen Lehrer und Institute boten, nur halb befriedigt. Es schien ihm schon damals, wie wenn die Natur demjenigen, der sie in liebender Versenkung und mit aufgeschlossenen Sinnen belausche, manches Geheimniß anvertrauen könnte, von dem die Collegienhefte der Professoren noch nichts enthielten, und wie wenn es neben den Mixturen und Latwergen wohl noch manche andere Heilmittel geben möchte, die in der Materia medica ignorirt oder proscribirt seien. Kerner hat in seinem Abschiedsgedicht von

Tübingen diesen Gefühlen einen unumwundenen Ausdruck gegeben, wenn er sagt:

Fahr aus, du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit und du, Bücherkram,
In alle Winde fliehe,
Daß die Natur einziehe.
Herz! öffne dich nur weit, nur weit!
Sieh! all die grüne Herrlichkeit
Muß Raum in dir noch finden.
Ade, ihr Herrn da hinten!

Wichtiger als die akademischen Lehrer war für Kerner der Kreis von Freunden, in welchen er als eines der belebendsten Elemente eintrat. An Ludwig Uhland brachte er nach dem weitherzigen schwäbischen Maßstab schon die Ansprache des Vetters mit; mit Karl Mayer wohnte er unter gleichem Dach; unter den Fachgenossen sind besonders der ihm im Tod zunächst vorangegangene, ebenso geistvolle als gelehrte Heinrich Köstlin und Georg Jäger, von Auswärtigen Breslau, Affing, Varnhagen zu nennen. Die Freundschaft mit dem einige Jahre jüngern Gustav Schwab datirt aus der nachakademischen Zeit. Kerner besaß ein ganz besonderes Talent und Organ für Freundschaft. Während er bekanntlich später niemals den Geist eines Verstorbenen selbst gesehen zu haben behauptete, darf er ein Geisterseher in dem edleren Sinne des Wortes genannt werden, daß er die lebenden Geister sah und erkannte; während er sich zum Magnetisiren häufig fremder Hilfe bedienen mußte, besaß er die schönere magnetische Kraft, daß

sich jeder Edlere und Begabtere, der in seine Nähe kam, zu ihm hingezogen fühlte. Das einfache Geheimniß dieses Zaubers bestand in einer völlig neidlosen Freude an jeder ausgezeichneten Gabe des Geistes oder Gemüths, die ihm begegnete, in dem Talent und Bemühen, den andern zur Entfaltung seiner Vorzüge und Eigenthümlichkeiten zu veranlassen und sich selbst in den Hintergrund zu stellen und in einem fast unbegrenzten zutraulichen Wohlwollen gegen Jedermann. Während er aber ein sehr feines Auge und Verständniß für alles Schöne, Bedeutende und Eigenartige besaß, war er doch nicht, was man einen Menschenkenner zu nennen pflegt, wie er denn auch in seinen Dichtungen nirgends Charaktere oder feinere psychologische Vorgänge gezeichnet hat. In seinem eigenen Innern waren nur wenige verborgenere Falten, die er nöthig gehabt oder sich die Mühe genommen hätte zu verhüllen. Er vermuthete daher solche auch bei andern nicht und konnte um so leichter getäuscht werden, als jeder sich seinem Naturell gegenüber zunächst nur im Sonntagsröckchen zu zeigen veranlaßt war. Die Art seiner freundschaftlichen Beziehungen beruhte, mit wenigen Ausnahmen, nicht auf einer Gleichartigkeit der Lebensanschauungen; sie bestand nicht in einem gemeinsamen Ringen und Suchen nach Wahrheit in den Fragen der Kunst und des Lebens, noch in einem Anvertrauen und Berathen der persönlichsten Angelegenheiten, sondern mehr in dem Gefallen an der Selbstdarstellung der beiderseitigen Naturen. Daraus erklärt sich auch der weite Kreis von Freunden und Freundinnen, der sich allmälig um ihn sam-

melte und dessen Last wohl manchem Andern zu schwer geworden wäre. Er gewann neue Freunde hinzu, ohne die alten deßhalb verlieren zu wollen. Von den Verhältnissen zu den Freunden seiner Jugend ist keines anders als durch den Tod gelöst worden. Verstimmungen und Differenzen durften nie zu einem Bruch, selbst nicht zum zeitweiligen Trutzen und zur Abschwächung der Beziehungen führen. Wer es längere Zeit versäumte zu schreiben oder zu kommen, wer es sich gar beigehen ließ, in der Nähe vorüberzugehen, ohne sich sehen zu lassen, der durfte auf eine donnernde Epistel gefaßt sein, die ihn an die Pflichten der Freundschaft mahnte, und deren Scherzen oder stürmischen Vorhalten Niemand widerstehen konnte. Neben dieser auf Eigenschaften des Gemüths beruhenden Virtuosität in der Freundschaft besaß er verschiedene positive Talente für die Geselligkeit, vor allem ein lebhaftes, leicht erregbares, mittheilungsbedürftiges Wesen; Sinn und Liebe für Scherz, Witz und Possen jeglicher Art und ein seltenes Talent einer einfachen und höchst anschaulichen Erzählung. Wenn der Geist über ihn kam, so konnte er aus dem Stegreif dichten, in Versen reden, Personen nachmachen, und die wunderlichsten Dinge unter einander in Beziehung bringen. Dazu kam die vom Bruder Georg erlernte und bis zur Meisterschaft ausgebildete Kunst, auf der Maultrommel zu phantasiren, und diesem unscheinbaren Instrument die zartesten und ergreifendsten Töne zu entlocken, deren ätherischer und geisterhafter Klang nur dem der Aeolsharfen zu vergleichen war. Es ist nicht zu verwundern, wenn schon Kerners

Studentenzimmer im „Neuen Bau", wie später das Weinsberger Dichterhaus, der Sammelplatz eines geistig belebten Kreises war.

Das stärkste Band, das diesen Kreis zusammenhielt, war die Liebe zur Poesie. Es war die Zeit, da das, was man mit dem Namen der romantischen Schule bezeichnete, in der deutschen Jugend seine Wurzeln schlug. Die beiden Heroen in Weimar waren in der Entwicklung ihrer künstlerischen Theorie und Praxis, ihrem Zeitalter vorauseilend, zu einer einsamen Höhe emporgestiegen, auf welcher nur die vollendeten Kunstformen, nur die allgemein menschlichen und ewigen, jeder Beschränktheit des Zeitalters entrückten Stoffe noch Zugang fanden. In diese lichten Regionen, „wo die reinen Formen wohnen," konnte man ihnen zwar mit Entzücken und Bewunderung nachblicken, aber man war weder befähigt noch gewillt, dahin auch nachzufolgen. Wenn die Poesie sich mit dem Leben verschlingen soll, was die gebildete Jugend stets erstreben wird, so durfte sie den geschichtlichen, nationalen, religiösen Grund, auf dem das Leben stand, nicht unter den Füßen verlieren; wenn sie eine Weltgabe aller Völker und Zeiten war, so mußte sie nicht bloß bei den Hellenen, sondern auch in der eigenen Vergangenheit zu finden sein. Auch die großen politischen Zeitereignisse führten von einem erhabenen Weltbürgerthum auf die nationalen Grundlagen zurück. Wenn nun die Führer dieser neuen Richtung, die Schlegel, Tieck, Novalis, die großen Dichter der romanischen Völker und ihre feineren Kunstformen auf den deutschen Boden verpflanzten, wenn

sie mit den mittelalterlichen Ideen einen gewissen Cultus trieben und in Gefahr waren, die Romantik alsbald wieder zu einem der Gegenwart fernstehenden Kunst- und Weltprincip zu verflüchtigen, so waren andere bemüht, sich näher an die deutsche Vorzeit zu wenden und in ihr das Einfache, Volksmäßige und darum für jedes Zeitalter wieder Verständliche und Wirksame aufzusuchen und fortzubilden. Dieß ist nun eben der Boden, auf welchem die dichterischen Talente und Neigungen jenes Tübinger Freundeskreises standen, und dies wohl auch der Zusammenhang, an welchen die literargeschichtliche Bedeutung der sogenannten schwäbischen Dichter anzuknüpfen sein mag. Es ist ganz eigenthümlich, zu sehen, wie in eben den Jahren, in welchen Goethe und Schiller die Nation mit den reifsten Früchten ihres Genius beschenkt hatten, einige junge poetische Talente, obwohl keineswegs unbekannt mit jenen Erscheinungen, doch ganz unabhängig davon, ihre eigenen so völlig abweichenden Wege verfolgen konnten. Schiller insbesondere, der kurz vorher Jahr um Jahr eines seiner großen Dramen veröffentlicht hatte, wurde zwar gelesen und hochgeachtet, aber war doch von keiner tieferen Wirkung auf diese Kreise. Wir erinnern uns, wie Kerner in späteren Jahren einmal mit großem Pathos den Vers deklamirte:

Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt;

und hinzusetzte: „Das ist wunderschön, aber solche Verse machen mir immer ein Brausen in den Ohren, das mich

hindert, etwas Weiteres dabei zu empfinden." Kein Buch dagegen war auf Kerner von gleicher Wirkung wie des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano; diese Stoffe und Formen wußte er mit congenialem Sinn in sich einzusaugen. Er gab von da an den Oden und Hymnen, in denen er sich seither noch gefallen, ganz den Abschied und bewegte sich nur in den einfachen und volksmäßigen Formen des Lieds und der Romanze; nur gestattete er sich auch — was ihm gegenüber von Uhlands klassischen Formen zum Nachtheil ward — nicht selten den läßlicheren Vers und Ausdruck, den das geübtere Ohr wohl noch dem Volkslied, aber nicht mehr dem modernen Dichter nachsieht.

Die neue Schule der Romantik und insbesondere diese volksmäßige Abzweigung derselben, stieß jedoch auf zahlreiche und heftige Gegner, nicht bloß unter den Wenigen, die den Maßstab der Weimar'schen Kunstdichtung anlegten, sondern noch mehr unter den Vielen, deren Geschmack und Urtheil noch aus der älteren Zeit datirte. Diesen erschien die Wiederaufnahme des Volkstons und der mittelalterlichen Dichtungsstoffe als ein Rückfall in die Barbarei und Albernheit. Von diesen Gegnern, die den Tübinger Freunden die Plattisten hießen, war der ihnen zunächst gelegene Vertreter das „Morgenblatt für gebildete Leser," damals redigirt von Weisser, „dem reinen Hermelin der alten Schule." Die Freunde schrieben dagegen ein Sonntagsblatt für „ungebildete" Leser, über das vor kurzem das Weimarer Album werthvolle Mittheilungen gebracht hat. Kerner ist schon als Student mit Brentano, La Motte Fouqué, Leo v. Secken-

dorf in brieflicher Verbindung, und die von dem letzteren herausgegebenen Musenalmanache für die Jahre 1807 und 1808 enthalten schon viele Gedichte von Uhland und Kerner, die sich in ihren jetzigen Sammlungen finden.

Noch in die Studienjahre fällt auch Kerners erste Liebe, die zugleich seine letzte werden sollte. Es war in den Herbsttagen des Jahrs 1807, als eine Lustparthie auf die nahe Achalm stattfand, an der Kerner Antheil nahm. Ein Mädchen, das zur Gesellschaft gehörte, folgte den Berg hinan in kleiner Entfernung den Uebrigen. Kerner, der ihren Bruder kannte, redete sie mit dem Goethe'schen Vers an: „Wie kommt's, daß du so traurig bist, da alles froh erscheint?" Dem Mädchen konnte es nicht schwer fallen, ihre Stimmung zu motiviren; sie hatte noch nicht lange Vater und Mutter verloren und war ohne Stütze und Heimath. Im Verlaufe des Gesprächs meinte Kerner: so wie ihr sei es ungefähr ihm gerade auch zu Muthe, und sie beide würden wohl gut zusammenpassen, um die Last des Lebens gemeinsam zu tragen. Kerners eigener Bericht von der Sache in dem Lied: „Auf den Fildern, unter den Bäumen," lautet:

„Ueber den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt,
Fand ich sie im Gold des Morgens,
Hat sie mir das Herz geraubt.
Ueber den Fildern, über den Bäumen,
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich sie drückte
Da auf ewig an mein Herz."

Das Mädchen war Friederike Ehemann, Pfarrtochter von Ruith auf den Fildern, das vielbesungene „Rikele." Diese Verlobung wurde von den Angehörigen und Freunden zu Kerners großem Schmerz mit unzweideutigem Kopfschütteln aufgenommen und war in den Augen der Welt eine Thorheit. Kerner war kaum 20 Jahre alt, noch nicht einmal vor der damals ungewöhnlich strengen Conscription gesichert und ohne alle Aussicht, vor einer langen Reihe von Jahren einen eigenen Herd gründen zu können. Das Mädchen war ebenfalls arm, zu wechselndem Aufenthalt bei entfernten Verwandten genöthigt, und von schwankender Gesundheit. Die Sache warf einen trüben Schatten auf Kerners nächste Lebensjahre und ihn selbst nur allzu oft in die alte schwermüthige und trostlose Stimmung der Ludwigsburger Zeiten zurück.

Als Kerner im Herbst 1808 absolvirt hatte, aber der Dissertation wegen noch einen Theil des Winters zurückblieb, führte ihn der Zufall mit dem neu angekommenen Varnhagen unter gleichem Dach zusammen, woraus die bekannte anmuthige Zeichnung des Studenten Kerner in den „Denkwürdigkeiten" erwachsen ist. Im Frühling 1809 ging er auf Reisen, deren nächstes Ziel Hamburg war. Bruder Georg, der es nicht ertragen konnte, Napoleon, dem Feind und Vernichter aller seiner politischen Ideale, dienen zu sollen, hatte die diplomatische Laufbahn verlassen, die alten medizinischen Studien wieder aufgenommen und sich in Hamburg niedergelassen, wo er als städtischer Arzt an den Spitälern und andern Instituten einen ausgedehnten Wir-

kungskreis fand. Wichtiger als die glückliche Einführung in die ärztliche Praxis wurde für Kerner der erste und längere Umgang mit diesem Bruder selbst und der Eintritt in die bedeutenden geselligen Kreise, denen er angehörte. Der Anstoß, den der junge schwäbische Doktor durch seine breite Mundart und manches naive Ungeschick gab, wurde durch die offen liegenden Vorzüge des Geistes und Gemüths, und bei den Frauen noch besonders durch die, trotz einiger Saloperie und Ungewandtheit, günstigste äußere Erscheinung überwogen. Auch er mußte sich gestehen, daß die Damen in jenen Kreisen den Vergleich mit den Jungfern von Tübingen und den schwäbischen Pfarrtöchtern nicht zu scheuen hatten. Es traten ihm Möglichkeiten, Versuche und Versuchungen nahe, die ihn der Heimath und ihren Verpflichtungen entziehen konnten. Zugleich kamen Nachrichten von dem leidenden Zustand der Braut, welchen Kerner für den Anfang einer Auszehrung hielt. Er hat die Stürme und Qualen jener Tage nur mit zarter Hand angedeutet in der „Zueignung an Sie:"

Herz von Herzen weggerissen,
Wandelnd in der Fremde bang,
Ward dein Stern, dein frommer Glaube
Meiner in den Finsternissen,
Meine Liebe, mein Gesang.
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich dich errang.

Gegen Ende des Jahrs 1809 reiste Kerner über Berlin, wo er mit Chamisso zusammen war, durch Böhmen, wo

Bruder Karl in Cantonnirung lag, nach Wien, um die dortigen medizinischen Institute näher anzusehen. Hier traf er Varnhagen wieder, der ihn in seine Kreise einführte. Er besuchte Friedrich Schlegels Haus und Vorlesungen und opferte Zeit und Reisegeld, um einem in bitterster Armuth lebenden genialen Landsmann, demselben, an welchen Uhlands Lied auf einen verhungerten Dichter gerichtet ist, seine Lage zu erleichtern. Auch mit Beethoven kam er in nähere Berührung.

Im Sommer 1810 kehrte er in die Heimath zurück, äußerlich unverwandelt und mit dem alten Herzen, aber mit reichen Anschauungen und sehr erweitertem Gesichtskreis. Insbesondere waren ihm auf der ganzen Reise die großen Zeitereignisse unmittelbar nahe getreten. Es läßt sich denken, mit welcher Spannung und Theilnahme in Bruder Georgs Haus und Kreisen der Feldzug von 1809, die Unternehmungen von Dörnberg und Schill und dem Herzog von Braunschweig verfolgt wurden. In Wien wurde er Zeuge von der Stimmung über den Frieden und die Napoleonische Heirath. Er brachte die Gesinnungen der norddeutschen Patrioten und der besten Kreise von Wien in die Heimath zurück, wo Aeußerungen solcher Art damals noch streng verpönt waren. Zunächst aber handelte es sich nun darum, eine ärztliche Praxis zu finden. Er ging zuerst nach Dürrmenz, einem Dorfe des Maulbronner Amtsbezirks, siedelte aber, von der Aussichtslosigkeit dieses Aufenthalts bald überzeugt, noch im gleichen Jahr nach Wildbad über.

III.

In Wildbad begann Kerner die selbständige ärztliche Praxis, die er über vierzig Jahre mit Liebe und Treue und lange Zeit in stetiger Ausdehnung geübt hat. Wer etwa vermuthen wollte, daß der Dichter dem Arzt im Weg gestanden, und Kerner in Gefahr gewesen sei, am Krankenbett sich aus kleinen und trügerischen Anzeichen gleich ein selbstgeschaffenes Bild des Uebels zusammenzusetzen und sofort darnach zu handeln, der würde sehr weit von der Wahrheit abirren. Die Natur war für ihn in allen ihren Erscheinungen, auch den krankhaften, etwas Geheimnißvolles und Heiliges, in das der Mensch sich zu hüten habe mit plumpen Händen einzugreifen. Er war deshalb als Arzt zuwartend, sinnend, der eigenen Heilkraft der Natur möglichst lange vertrauend; er verodnete wenige und einfache, in keinem Fall gewagte Mittel; er besaß eine demüthige Ansicht von den Grenzen seiner und wohl aller ärztlichen Kunst. Wenn Zuversicht und Kühnheit zu den Erfordernissen eines großen Arztes gehören, so hätte er schon darum niemals ein solcher werden können. Zur natürlichen Aengstlichkeit kam noch hinzu, daß er es nie zu dem Grad der Abstumpfung des Mitleids und persönlichen Antheils zu bringen vermochte den der ärztliche Beruf mit sich zu führen und gewissermaßen zu fordern pflegt. Eben diese Eigenschaften kamen ihm andererseits bei gewissen Leiden, insbesondere bei Gemüths- und Geisteskranken der leichteren Art, deren er viele behandelt und oft längere Zeit auch in

sein Haus aufgenommen hat, zu statten. Er konnte sich ein klares und ins Einzelne gehendes Bild von dem Zusammenhang der Vorstellungen in solchen Köpfen und Gemüthern bilden, was ihm, in Verbindung mit der herzlichsten Theilnahme, Zutrauen und Folgsamkeit auch von solchen verschaffte, die sonst Jedem mißtrauten. Wenn er schwer erkrankte Patienten hatte, war er selbst außerordentlich niedergedrückt, und als ihn einmal Jemand fragte, ob er auch schon ein Kind verloren habe, konnte er die Antwort geben: „O, schon mehr als hundert!"

Zunächst war jedoch die Praxis in Wildbad nur klein, und ließ Zeit genug zu literarischer Thätigkeit übrig. Kerner hat während des zweijährigen Aufenthalts daselbst „die Reiseschatten", zwei poetische Almanache und „die Beschreibung von Wildbad" herausgegeben.

Die Reiseschatten sind theils noch in der Tübinger Zeit entstanden, theils von den verschiedenen Stationen der Reise aus in Briefen an Uhland geschrieben. Es ist ein Buch, wovon demjenigen der es nicht gelesen hat schwer eine Vorstellung beizubringen sein mag. Nach Art der damals beliebten ombres chinoises, wovon der Name des Buchs „Reiseschatten des Schattenspielers Luchs" genommen ist, werden uns bunte wechselnde Bilder vorgeführt, die nur in dem losesten Zusammenhang von Reise-Erlebnissen des erzählenden Dichters stehen. Es sind mancherlei Gedichte, Volkslieder, Sagen und kleine Dramen eingelegt; Scherz und Ernst, Dichtung und Wahrheit fließen überall in einander; im Ganzen ist das Element der romantischen Komik,

wie in Tiecks „Phantasus", der „verkehrten Welt", dem „gestiefelten Kater" 2c. das Vorherrschende. Der Dichter führt sich selbst, seine Liebe, seine Freunde und mancherlei Tübinger und Ludwigsburger Originale in phantastischem Spiele vor. Das Buch ist reich an schönen Einzelheiten, an komischen und rührenden Effecten; als Ganzes wirkt es auf den reiferen, das Classische liebenden Geschmack leicht ermüdend und verwirrend. Von dem Freundeskreise, auf den es zunächst berechnet, für den es allein ganz verständlich war, mit Jubel aufgenommen, fand es auch im größeren Publikum und einigen namhaften Journalen Anerkennung. Jean Paul, der freilich Ursache hatte über das Genus der Schattenspiele mild zu urtheilen, sagt in der „Vorschule der Aesthetik" darüber: „In den Schattenspielen Kerners wird dem sonst trefflichen Witz und Komus und Darstellungsvermögen der feste Wohnplatz unter den Füßen weggezogen, und alles in Luftschlösser eingelagert, welche bisher nicht einmal für Märchen bewohnbar und haltbar waren." Ein Kritiker von der alten Schule bricht dagegen im Morgenblatt im Aerger über diese keckste Ausgeburt der Romantik in den Stoßseufzer aus: „Es wäre gut, alle Dichter zu verbrennen, damit doch die schlechten gewiß zu Grunde gingen; die wenigen guten dürften um diesen Preis wohl mit hin sein."

Kerner läßt in dem Vorwort an die Freunde zu der zweiten Auflage seine Reiseschatten sagen: „So sind wir jung noch, wenn auch gleich veraltet", und hat damit in doppeltem Sinne Recht. Das Buch wird immer jung

bleiben, aber es wird immer am meisten auf jugendliche Leser wirken, die an dem raschen Wechsel von Ernst und Komik, an dem luftigen, mitunter tollen Spiel der Phantasie mit aller Wirklichkeit noch volles Behagen finden. Es wird weniger gelesen als es verdient, aber auf der anderen Seite auch von denen überschätzt, die darin Kerners höchste poetische Leistung erkennen wollen*).

In den von Kerner besorgten poetischen Almanachen auf die Jahre 1812 und 1813, die fast ausschließlich Gedichte von ihm und den Freunden enthalten, tritt zum ersten Mal der Name Justinus Kerner in die Oeffentlichkeit. Kerner war Andreas Justinus getauft, aber auf den Wunsch der Mutter, der jene beiden Namen nicht christlich, schwäbisch oder bürgerlich genug erschienen, noch der Name Christian in die Kirchenbücher eingetragen worden, der in der Familie allein und immer der herrschende geblieben ist, und auch in dem Almanach von Seckendorf finden wir noch Kerners

*) Auffallend muß es uns jetzt erscheinen, mit welcher Freiheit der Dichter lebende und befreundete Persönlichkeiten wie Hölderlin und Conz, seinen Wohlthäter, Lehrer und Freund, humoristisch zu verwerthen wagen durfte. Was würde man sagen, wenn Jemand heutzutag einen lebenden, geisteskranken Dichter in einem Lustspiel auftreten ließe! Allein es fiel Niemandem ein, daran Anstoß zu nehmen. Die Dichtung bewegt sich in einer Region, wo sich die Maskenfreiheit einer Redoute gleichsam von selbst verstand. Conz, welchem Kerner ein Exemplar zusandte, dankt in seiner Antwort freundlich dafür, und knüpft allerhand ästhetische Betrachtungen daran. Der Chemicus Staudenmayer, der geradezu in den Reiseschatten mit seinem Namen auftritt, und eine ziemlich lächerliche Rolle spielt, kommt gleich darauf nach Wildbad, um mit seinem Freund Kerner die dortige Quelle zu analysiren.

Gedichte mit dem ehrlichen C. K. unterzeichnet. Der Verleger eines Musenalmanachs aber dachte anders als die gute Mutter, und so wurde Justinus von da an zum herrschenden Autornamen.

Wenn Kerners Studien am liebsten darauf gerichtet waren, der Natur gleichsam hinter den Vorhang zu sehen und ihre ureigenen Heilkräfte zu belauschen, so konnte seine Aufmerksamkeit nichts in höherem Grad auf sich ziehen als eine Quelle, welche die Mutter Erde seit Jahrhunderten in der stets gleichen Wärme des menschlichen Bluts, krystallhell und ohne fremdartige Beisätze, aus den Spalten geborstener Granitfelsen heraufsendet. Wildbad war damals noch eines der vielen Schwarzwaldbäder, die im Inland wenig, im Ausland gar nicht beachtet sind. Wenn es sich indessen zu dem Ruf einer europäischen Therme ersten Rangs erhob, so hat die kleine Kerner'sche Schrift, welche zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene Heilquelle wieder hingelenkt, und welche seitdem in vier stets erweiterten Auflagen Tausenden von Curgästen Genuß und Belehrung verschafft hat, daran einen nicht gering anzuschlagenden Antheil. Wichtiger aber als dieser äußere Erfolg ist für die Beurtheilung Kerners die Form und Schreibweise des Buches. Der wild romantische Charakter der Gegend und die Herrlichkeit der Quelle waren Stoffe, die der Phantasie schon einen Spielraum und den Mund etwas voll zu nehmen gestattet hätten. Statt dessen finden wir eine so einfache, objective und doch am rechten Ort das treffende und bedeutende Wort nicht verfehlende Darstellung,

daß man der formellen Seite nach einen römischen oder griechischen Autor zu lesen meinen könnte. Wenn man hinzunimmt, daß er ganz zu der gleichen Zeit die Reiseschatten schrieb und redigirte, so ist man wenigstens für die damalige Zeit zu dem Schluß berechtigt, daß für das Dichten und für die Beobachtung und Darstellung von Wirklichem in seinem Kopfe zwei wohl von einander abgetheilte Fächer waren.

Im Sommer 1812 wurde Bruder Georgs Besuch in der Heimath erwartet; statt dessen kam die Nachricht seines Todes. Er war erst 42 Jahre alt; die innere Gluth seines Wesens hatte die körperlichen Kräfte vor der Zeit aufgezehrt; er war aus einem französischen Diplomaten der wärmste deutsche Patriot geworden, und sollte den Tag nicht mehr erleben, an dem die Nemesis den ihm verhaßtesten der Sterblichen erfaßte. Um dieselbe Zeit hatte Bruder Karl unter den Fahnen eben dieses Gewaltigen als General und Chef des württembergischen Generalstabs nach Rußland aufbrechen müssen, und Kerner war bald in den größten Sorgen auch den zweiten Bruder verloren zu haben.

Noch in demselben Jahr 1812 siedelte Kerner von Wildbad nach Welzheim über, einem auf der Ostseite des Landes in waldiger und bergiger Gegend gelegenen Städtchen, wo eine ausgedehntere ärztliche Praxis in Erledigung gekommen war. Wiewohl der Nahrungsstand auch jetzt noch keineswegs gesichert war, so schien doch ein längerer Aufschub der Heirath nach allen Richtungen unerträglich, und

Kerner führte so im Februar 1813 die Braut nach einer schweren Prüfungszeit von fünf und einem halben Jahr, mit ihr aber den besten Schutzgeist seines Lebens in sein Haus. Glücklicher als ihre Namensschwester, die Pfarrtochter von Sesenheim, hat sie ein ähnliches Studentenverlöbniß unter weit schwierigeren Bedingungen zum erwünschten Ziele gelangen sehen. Es gebührt ihr wohl ein Ehrenplatz unter den deutschen Dichterfrauen. Sie war der beste Typus einer schwäbischen Pfarrtochter, von einfachster Bildung, aber von hellem Verstand; für das Ideale empfänglich, aber im Reellen zu Hause. Das erregbare und zu Uebereilungen geneigte Naturell des Dichters wußte sie durch Geduld und ruhige Besonnenheit auszugleichen. Sie besaß nach dem Bedarf der Stunde die Eigenschaften einer Maria und einer Martha; aber die häuslichen Verhältnisse stellten stets die größeren Anforderungen an die Martha, wobei es an den Marien, die indessen zu des Meisters Füßen saßen und ihm zuhörten, auch nicht gefehlt hat. Am Beginn des Hauswesens aßen die Gatten noch mit blechernen Löffeln von irdenen Tellern; später mußten sie einmal längere Zeit in einem Wirthshaus wohnen, und bei jedem Tanz und Jahrmarkt ihre Zimmer räumen; erst nach Jahren gelangten sie zu einer behaglichen und wenigstens sorgenlosen ökonomischen Lage. Eines hat jedenfalls „das Rikele" vor allen Lauras und Metas, Fannys und Mollys, Lottchen und Aennchen, die schon im Liede verherrlicht worden sind, voraus: daß der Liebesfrühling bei ihr mit der Hochzeit erst recht begann, wo er bei andern so oft schon endigte.

Die zahlreichen schönen Lieder Kerners „an Sie" gehören mit wenigen Ausnahmen der Zeit des Ehestands an, und dem 74jährigen Dichterherzen sind noch die seelenvollsten Klagelieder um die Verlorene entquollen.

Auch in Welzheim blieb Kerner nur zwei Jahre; im Jahre 1815 erhielt er die Stelle eines Oberamtsarztes in dem nahegelegenen Gaildorf und kam 1818 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg, aus einer armen und abgelegenen Waldgegend in die Rebengelände des Unterlandes, die er nicht wieder verlassen sollte.

In die Jahre 1815—1819 fallen die württembergischen Verfassungskämpfe, denen auch Kerner nicht ganz fremd geblieben ist. Wenn es zu einem Politiker gehört, daß er sich eine bestimmte Theorie über die besten Staatseinrichtungen gebildet hat, und für sie und ihre praktischen Folgerungen jederzeit einsteht, so ist Kerner weder damals noch später je ein Politiker gewesen. Allgemeine Theorien waren überhaupt nicht seine Sache, und konkrete staatsrechtliche Fragen lagen ganz außerhalb seines Horizonts. Das Interesse für Politik ging bei ihm stets nur von einem Antheil des Herzens und von persönlichen Erlebnissen aus. An solchen Anregungen fehlte es ihm aber in der That damals nicht. In den armen und theilweise ungesunden Gegenden des Welzheimer Waldes und des Gaildorfer Bezirks hatte er als Arzt, zumal während der großen Theuerung von 1816 und 1817, reichen Anlaß, sich von der traurigen Lage, der ärmlichen Lebensweise der niedern Volksklassen und dem schweren Druck der Feudalverhält-

nisse zu überzeugen. Er trat mit dem wärmsten Antheil für die materielle Hebung der Volkszustände und zunächst für die Beseitigung der Feudallasten ein, und hat das tiefste Mitgefühl für die unteren Stände sein Leben lang bewahrt.

Dieser Gesichtspunkt stellte Kerner auf die Seite der Gegner des Adels, der damals mit den Verfechtern des guten alten Rechts gegen die Regierung verbündet war. Der Standpunkt der Regierung aber war ihm überdies durch persönliche Beziehungen nahe gerückt. Sein Bruder Karl war Geheimrath, bekleidete im Jahr 1817 einige Zeit sogar das Ministerium des Innern, und hatte an dem Verfassungsentwurf von 1817 wesentlichen Antheil. Durch ihn war Kerner auch mit dem Minister v. Wangenheim bekannt geworden, der sich bald in ein näheres Verhältniß, das zur lebenslänglichen Freundschaft wurde, zu ihm setzte, sich sehr vertraulich über seine Plane und Ideen gegen ihn aussprach, und ihm dabei namentlich die Verfassungskämpfe von der Seite darstellte: daß die Männer des alten Rechts thatsächlich nur den Standesherren und dem Adel in die Hände arbeiten werden. Zwei so edle, unzweifelhaft geistvolle und freisinnige Männer konnten für Kerner allein schon eine hinreichende Autorität werden sich in der damaligen Streitfrage des Tages, so schmerzlich ihm auch diese Differenz war, auf die Gegenseite seines Freundes Uhland zu stellen, wie gleich aus dem Anfang des Lieds an Uhland selbst zu ersehen ist:

„Treibt auch für jetzt der Menschen Treiben
Mich dahin, und dich dort hinaus ꝛc.“

Allein die Lage und die Stellung der Parteien wechselte damals rasch. Als Wangenheim abtrat und auch Bruder Karl aus dem Geheimenrath ausscheiden mußte, sei es bloß, weil er die damaligen neuen Organisationen, die ihm zu bureaukratisch erschienen, heftig bekämpfte, oder auch weil er den dominirenden Persönlichkeiten in jenem Collegium überhaupt mißliebig war, so sehen wir auch Kerner mehr auf die oppositionelle Seite treten, und finden ihn nun, nahe befreundet mit Pahl, Friedrich List, Keßler, und in lebhaftem Briefwechsel mit Varnhagen, als eifrigen Mitarbeiter an dem von Schübler redigirten Volksfreund. Ja, es kam so weit, daß ein Freund ihm die vertrauliche Warnung zusendet: er möge sich in Acht nehmen, denn er werde zu den höhern Orts mißliebigen Personen gezählt, und sei zu specieller Ueberwachung vorgemerkt. Ob diese Warnung Grund hatte, wissen wir nicht; wenn es der Fall war, so wäre also unser Dichter auch einmal in seinem Leben als politisch anrüchig unter polizeilicher Aufsicht gestanden. List schreibt ihm in jenen Tagen vom Asperg: „Besser ein Gefangener da oben auf dem Berg als ein Befangener drunten im Thal," und kündigt ihm seine Absicht an: „nach dem Ende seiner Haft allem europäischen und insbesondere allem alt- und neuwürttembergischen Quark den Rücken zu kehren, und über dem Ocean eine neue Heimath zu suchen, in die ihm zwar Kerner selbst nicht nachfolgen, sicherlich aber einmal seine Buben schicken werde, die er dann freundlichst aufnehmen wolle."

Noch eine kleine Episode aus der Wangenheim'schen

Zeit mag der Erwähnung nicht ganz unwerth sein. Die Königin Katharina hatte die Idee: die Regierung solle den Landeskalender dazu benützen, um durch talentvolle und wohlgesinnte Schriftsteller auf die Bildung und Belehrung des Volks, zunächst auch in der Verfassungsfrage, zu wirken. Kerner sollte dabei thätig sein und insbesondere Hebel, der sich damals von dem rheinländischen Hausfreund zurückgezogen hatte, für die Sache gewinnen. Hebel war klug genug, das Ansinnen in der Hauptsache abzulehnen, indem er meinte: für den Rheinländer und für den Schwaben schreiben sei zweierlei; die Schwaben hätten selbst gute Köpfe genug, und würden sich jedenfalls, auch wenn es nicht der Fall wäre, hievon überzeugt halten; sie schienen ihm nicht die Leute, die gerne Belehrung von Fremden über ihre eigenen Angelegenheiten annehmen. Dagegen versprach er Zusendungen und Aufsätze mehr allgemeinen Inhalts, und sandte später Mehreres dieser Art wirklich ein. Er that dies besonders der Königin selbst zu Ehren, die ihn in Baden zu sich berufen, und noch mehr für sich selbst als für den württembergischen Landeskalender bezaubert hatte. Allein der ganze Plan zerschlug sich, als er, auf den officiellen Weg geleitet, in den Ministerien auf veränderte Anschauungen stieß. Kerner erhielt die undankbare Aufgabe, Hebel seine Arbeiten unbenützt zurückzusenden und that dies in einem verzweiflungsvollen Entschuldigungsschreiben, allein Hebel nahm das Mißlingen mit bestem Humor auf.

Weit eifriger aber als mit der Politik finden wir in

denselben Jahren Kerner mit wissenschaftlichen Berufsarbeiten beschäftigt. In dem Gaildorfer und Welzheimer Bezirk, besonders in den Thalorten des Kochers und der Roth, hatte er nicht nur ein häufiges Vorkommen des Cretinismus, der Kröpfe und des Bandwurms bemerkt, sondern er war dort, wie auch später wieder in dem Weinsberger Bezirk, auf eine eigenthümliche Krankheitsform mit oft tödtlichem Ausgang gestoßen, deren Ursachen er in dem Genuß saurer Würste zu finden glaubte, und die ihn auf die Entdeckung eines besonderen Giftes, des von ihm sogenannten Wurst- oder Fettgiftes, führte. Es handeln hiervon drei größere Abhandlungen und Schriften Kerners, auf die hier nicht näher einzugehen ist. Sie haben in der ärztlichen Welt verdiente und bleibende Anerkennung gefunden; auch von den Landesmedicinalcollegien erhielt Kerner verschiedene Belobungsdecrete, und es wurden ihm Staatsmittel zur Verfügung gestellt, um noch weitere chemische Untersuchungen zu veranlassen. Diese Schriften sind, wie die über das Wildbad, mit großer Einfachheit und sachlicher Klarheit geschrieben; gleichwohl verläugnete Kerner dabei den geistvollen Mann nicht, der in seinem Gedankenkreis nichts Isolirtes erträgt, und bei dem das neu ins Bewußtsein Aufgenommene in allen Richtungen an das schon Vorhandene anschließt.

So führen ihn seine Untersuchungen über die Lebensmittel und Krankheiten des Volks auf dessen Armuth und ihre Quellen, und in den „Neuen Beobachtungen" 2c. schließt er in einer überraschenden Wendung mit einer Apostrophe

an die Könige. Dem König von Frankreich, sagt er, habe man früher die Gabe zugeschrieben, durch Berührung und die Formel: Le roi te touche, Dieu te guérisse, Kröpfe zu heilen. Noch wohne diese Kraft in aller Könige Händen, nur unter der veränderten Formel: Le roi te délivre, Dieu te guérisse. „Entfesselt mit diesem heilbringenden Spruch, ihr Könige! wie einige der edelsten von euch thaten, die Völker vom Feudalwesen und Frohndienst, richtet aufwärts ihre gekrümmten Rücken, reißt sie heraus aus dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit, in die sie ewige Bevormundung brachte, führt auch in den Thälern die Gebirgsluft ein, uud ihr werdet erkennen, daß in euch noch die alte Kraft liegt, Kröpfe, und tausend andere Gebrechen, die Stumpfsinn, Armuth und Unterdrückung erzeugen, mit euren königlichen Händen, die Gott segne, heilen zu können." Auch noch in einer anderen Richtung weiß Kerner seine Wurstbetrachtungen an höhere Gesichtspunkte anzuknüpfen. Da er jene Krankheitsformen bei den Juden nicht fand, so mußte er sich an das mosaische und orientalische Verbot des Schweinefleisches und Blutgenusses erinnern, und glaubte nun darin die Reste einer Weisheit jener uralten Zeiten zu finden, in welchen der Mensch der Natur noch näher stand und für ihre Wirkungen auf seinen Organismus ein tieferes Verständniß besaß. Er setzte den „Neuen Beobachtungen" 2c. das Motto vor: das sei eine ewige Sitte bei euren Nachkommen, in allen euren Wohnungen, daß ihr kein Fett noch Blut esset. Auch in einem Brief aus jener Zeit rühmt er die leiblichen und geistigen Vor-

züge des jüdischen Stammes, und spricht von „speck- und blut-fressenden Christen" die sich nicht einmal an die auch noch neutestamentlichen Verbote kehren.

In den ersten Jahren des Weinsberger Aufenthalts entschloß sich Kerner, zwar nach schwerem Bedenken, weil er sich nicht gerne schon in jungen Jahren an ein kleines Landstädtchen fixirte, aber durch die stetige Noth der Miethwohnungen genöthigt, ein eigenes Haus zu bauen, wozu ihm die Gemeinde in freundlichem Entgegenkommen den Grund und Boden überließ. Man konnte mit so beschränkten Mitteln die Aufgabe nicht verständiger und geschmackvoller lösen. Die Benützung der alten Festungswerke zu den Gartenanlagen machte das kleine Anwesen zu dem anmuthigsten Dichtersitz. In den Grundstein des Hauses hat Kerner neben manchem anderen eine Anklage der europäischen Fürsten vor der Nachwelt niedergelegt, daß sie das edle Griechenvolk den türkischen Mordbanden schutzlos überließen. Als der Bau vollendet war, konnte er im Rückblick auf das Vergangene in dem Lied „an Sie" singen:

Jetzt, was kaum ich sah in Träumen,
Bildete sich wirklich aus.
An dem Fuß der Frauentreue
Stehet unter grünen Bäumen
Freundlich unser kleines Haus.
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus.

Auch den geschichtlichen Erinnerungen der Stadt und Burg von Weinsberg wandte er seine Thätigkeit zu. Er

schrieb damals aus alten Chroniken und Urkunden der Stadt deren Geschichte während des Bauernkriegs und berichtigte damit mancherlei irrige Darstellungen. Er gründete einen Frauenverein zur Erhaltung und Verschönerung der Weibertreue, und brachte es dahin, daß der zuvor unzugängliche und völligem Ruin entgegengehende Trümmerhauf sich in eine romantische Burgruine mit Gartenanlagen, Aeolsharfen und herrlicher Aussicht verwandelt hat, wohin seitdem Tausende gewallfahrtet, und der Schauplatz zahlreicher fröhlicher Feste verlegt worden ist. Kerner besaß in Betreibung solcher Dinge eine merkwürdige Rührigkeit und Zähigkeit; es kam ihm nicht darauf an, nach Dutzenden Briefe in die Welt hinauszuschreiben, und er wußte den Freunden mit Scherz und Ernst, mit Bitten und Schelten, in Prosa und Reimen so zuzusetzen, daß ihnen schließlich doch nichts übrig blieb als sich für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. In diesem besonderen Fall gelang es ihm in der That aus Steinen Gold zu machen, indem er Ringe verfertigen ließ, in welchen Steinchen von der Weibertreue gefaßt waren, und sie in großer Zahl als Trauringe und zu Geschenken von Liebenden mittelbar und unmittelbar zu verkaufen wußte.

IV.

Wenn man Kerners Leben an dem Faden der Zeitfolge nachgeht, so weiß man nicht recht, wann und wo man von seinen Gedichten reden soll. Er war reiner Lyriker —

denn auch seine Reiseschatten kann man eine Sammlung von Bildern und Gedichten in Prosa nennen, aber seine Lyrik begleitet ihn gleichmäßig durchs ganze Leben, nicht weniger als 60 Jahre lang. Das Dichten war ihm nie ein Geschäft, eine Sache des Berufs, sondern ging neben dem ordentlichen Beruf, dem geselligen und häuslichen Leben als dessen Trost und stille Zierde her. Obwohl alle seine Lieder Gelegenheitsgedichte in dem Sinn waren, in welchem Goethe jedes wahre Gedicht ein solches nennt, so verrathen sie doch nur selten die Zeit ihrer Entstehung, und bei vielen würde es schwer sein aus Gründen der innern Kritik zu sagen, ob sie im 20. oder 60. Lebensjahr des Dichters entstanden sind. Wiewohl Kerners Talent auf die Lyrik beschränkt geblieben ist, so gehörte er doch innerhalb dieses Feldes zu den Dichtern von Gottes Gnaden, die in keines Meisters Fußstapfen zu gehen haben, deren Lieder nicht auf der Schulbank, das Reimlexikon zur Seite, zur Welt kommen. Ungesucht stellte sich ihm in Wald und Flur, in der Stille der Nacht wie im Geräusch des Tages, am Krankenbett wie beim Klang der Gläser, zur Zeit und Unzeit die Muse ein; aus dem gepreßten oder gehobenen Herzen lösten sich ihm die Lieder als reife Gebilde ab. Die Komposition wurde ihm außerordentlich leicht; Gedanke, Wort und Reim boten sich ihm gleichzeitig dar; er schrieb die Verse meist mit eilender Feder nieder. Er ließ sie in der Regel so wie sie auf den ersten Wurf gerathen waren auch stehen, und brauchte seltener als es zu wünschen war, die nachbessernde Hand.

Wo ihm die Form ein Hemmniß in den Weg stellte, da war es nicht seine Sache sich lang aufzuhalten und neue Ansätze zu versuchen, sondern in glücklicher Stunde brach er mit kühner, schöner Wendung durch; aber eben so oft ließ er sich auch kleine Härten und leichtes Flickwerk gefallen. Für den Reim genügten ihm die läßlicheren Regeln des schwäbischen Ohrs. Von seinen Gedichten sind viele ungedruckt oder ungesammelt geblieben, und nur in Briefen, Stammbüchern oder Albums zerstreut; er war nicht der Mann, Bitten solcher Art, zumal wenn sie aus schönem Mund kamen, abzulehnen, und selten versagte ihm bei solchen Anlässen der Augenblick ein sinniges Wort, einen Scherz, eine glückliche Anspielung auf gemeinsam Erlebtes und Besprochenes, auf Name, Heimath u. s. w. der Bittenden. Die meisten seiner Gedichte aber fanden nach ihrer Entstehung zunächst ihren geordneten Weg in das Morgenblatt. Dieses Blatt, einst das Schreckbild der Tübinger Freunde, das Bollwerk der „Plattisten", der „schmeckende Wurm" in den „Reiseschatten", hatte seinen Frieden mit der Romantik geschlossen und den jungen Talenten der nächsten Heimath seine Spalten gern geöffnet. Vom Jahr 1814 bis in die neueste Zeit mag sich kaum ein Jahrgang des Morgenblatts finden, der nicht eine Anzahl Gedichte oder kleine Aufsätze von Kerner enthielte.

Im Jahr 1826 erschien die erste Sammlung dieser Gedichte, auf welche nachher noch vier weitere stets vermehrte Auflagen von 1834, 1841, 1847, 1854 folgten. Die Ausgaben von 1834 und 1841 enthalten auch die

prosaischen Dichtungen, unter welchen noch auf die im Morgenblatt von 1816 zuerst gedruckte Erzählung „Die Heimathlosen" hinzuweisen ist, ein interessantes Jugendwerk, in dem der Dichter seine Sehnsucht nach einer mystischen Einheit mit der Natur und die träumerische Versenkung in deren Erscheinungen in einer Weise schildert, daß man eine Dichtung von den Ufern des Ganges vor sich zu haben glaubt.

Der Erfolg gleich der ersten Sammlung war für Kerners Dichterruf entscheidend. Die Recensenten verfuhren weit säuberlicher mit ihm als er es in seinen Spottgedichten auf sie ihnen zugetraut, und um sie verdient hatte. Viele der Kerner'schen Gedichte sind zu einem deutschen Gemeingut geworden, und fast in jeder unserer zahllosen Anthologien zu sehen; mehrere sind componirt und in alle Kommersbücher der Studenten, in alle Sammlungen für Liederkränze übergegangen; die Mehrzahl gehört in die Klasse der ächten und unvergänglichen Lieder. Schon darin, daß die meisten Kritiker gewohnt sind, zwischen Kerner und Uhland Parallelen zu ziehen, liegt die größte Anerkennung. Wie mancher Dichter wäre froh, wenn man ihn nur auch vergliche, und nun vollends mit Uhland! Und wenn Uhland der plastischere, klassischere, größere Dichter zu nennen ist, wenn sein tapferer Sinn, seine mannhafte Anfassung des Lebens den meisten ansprechender ist als Kerners weiche und lebensflüchtige Empfindungsweise, so möchten wir doch eben so unbedenklich Kerner den originelleren und vielseitigeren Geist, die sensitivere Natur,

den Vorzug einer unversiegbaren Dichtergabe, den innigeren Einklang von Leben und Dichtung zuerkennen.

Uebrigens hatte gerade damals, als seine Gedichte ihren ersten Weg durch Deutschland zu machen hatten, Kerner sich bereits in ganz andere Regionen vertieft, die ihn vergessen ließen zu fragen: wo und wie seine Lieder recensirt worden seien. Im November 1826 wurde eine Kranke nach Weinsberg gebracht, deren Zustand für Kerner ein alles andere in den Hintergrund drängendes Interesse darboten. Es war — die Seherin von Prevorst.

Kerner beschreibt offenbar das ihm selbst in seiner Jugend vorschwebende Ideal eines Arztes und Naturkundigen, wenn er in seinen „Heimathlosen" von dem Meister Lambert sagt: „Er war ein Mann, der den Staub der Schule von sich geschüttelt, als Kind mit Einfalt und Liebe der Natur selbst sich hingab, der frei von den störenden Einflüssen eines gemeineren Gesellschaftslebens sich gefangen an ihr Herz gelegt. So war die Natur ihm befreundet, es war sein Wesen ihr gleich geworden, er fühlte und erkannte ihre Einflüsse, ohne sie in Regeln fassen zu wollen; er hatte den Gang der Gestirne und ihren Wechsel emsig belauscht, das Aufblühen und Verblühen der Thiere und Gewächse, das Schaffen in der Tiefe der Erde in Stein und Metall, und es schloß sich seinem reinen ungestörten Gemüth manches Wunder auf, das einem der Natur entfremdeteren Sinn ewig verborgen bleiben muß."

Wenn Kerner ein so träumerisches Ziel auch niemals ganz erreichen konnte, so stand er doch in einem näheren,

gewissermaßen persönlicheren Verhältniß zu der Natur, als es bei uns andern, zumal aus den gelehrten Ständen, der Fall ist. Er hatte den Pflanzen und Thieren gegenüber ein Gefühl wie von Verwandtschaft, und es war ihm wohl, sie um sich zu haben. Seine Stimmung stand im stetigen Rapport mit den umgebenden Naturerscheinungen, und er sah die Welt am trüben Tag anders an als am heiteren. Natürlich war die unendliche Kluft, welche das isolirte Individuum von allem Uebrigen trennt, damit nicht auszufüllen, aber es fragte sich ihm doch: ob die Natur nicht irgendwo und wie dem Geweihten in glücklicher Stunde ein Geheimniß anvertrauen könnte. Man darf Kerner nur mit Goethe vergleichen, der ebenfalls mit der Gabe der Dichtung den brennenden Eifer der Naturforschung verband, und auch in dem phantasievollen Auge das Organ erkannte, dem die Natur sich am liebsten enthülle, um den Unterschied des Classischen und Romantischen, der sonst nur für die Aesthetik gilt, auch noch in den Naturstudien wieder zu erkennen. Goethe wandte seine Blicke dem offenen, zu Tage liegenden Naturleben zu, und suchte in den Pflanzen und Thierbildungen, in Farben, Wolken, wie in den Schichten der Erdrinde, die einfachen Grundformen der Urphänomene, von denen alles Einzelne nur Um- und Fortbildung ist. Das Unbekannte und Verwickelte wollte er aus dem Bekannten und Einfachen erklärt wissen; das an sich Dunkle und Nebelhafte lehnte er ganz von sich ab, und von einer Nachtseite der Natur hätte man ihm gar nicht sprechen dürfen. Kerner dagegen, dessen Sinn überhaupt

wenig auf die morphologische Seite der Naturerscheinungen gerichtet war, lenkte seine Aufmerksamkeit am liebsten gerade diesen geheimnißvollen und doch zu allen Zeiten bemerkten, tausendfältig sich kundgebenden Erscheinungen zu, und hoffte hier Aufschlüsse zu finden, die auch auf das scheinbar Bekannte, aber doch in einen undurchdringlichen Schleier Gehüllte neues Licht werfen würden. Es leuchtet ein, daß ihm als Arzt und Naturforscher auf diesem Standpunkt nichts interessanter sein mußte als die Erscheinungen des animalischen Magnetismus.

Kerner ist schon als Knabe magnetisch behandelt worden, und hat sich als Student und junger Arzt für die Erscheinungen des Lebensmagnetismus, für sympathetische Kuren und ähnliches interessirt; doch tritt dieses Interesse weder in seinen Schriften noch in den Briefen aus jener früheren Zeit besonders hervor. Seine eigene Organisation war eine durchaus gesunde und normale; er war weder sensitiv genug, um es jemals zu Visionen und Geistererscheinungen zu bringen, so günstig die Umstände hiefür auch zu sein schienen, und so sehr er selbst eine Zeitlang es dringend wünschte, noch war seine eigene Kraft auf andere magnetisch einzuwirken, in irgend einer Weise hervortretend. Es war ein Zufall, der ihm in seinem 36. Lebensjahr zum erstenmal Gelegenheit verschaffte, eine Somnambule, die Christine K. in Weinsberg, zu beobachten und dieser erste Fall wurde der Anlaß, daß er später in einer Reihe ähnlicher Krankheitsfälle, zunächst in dem der Karoline St. aus St. konsultirt wurde. Diese beiden ersten Fälle hat

Kerner in dem schon im Jahr 1824 erschienenen Buch „Geschichte zweier Somnambulen" sehr eingehend dargestellt. Niemand, der das Kerner'sche Werk über die Seherin von Prevorst beurtheilen will, sollte dieses erste Buch, in dem er den gleichen Gegenstand behandelt hat, ungelesen lassen; und es mag vielleicht überhaupt kaum eine Schrift geben, aus der man sich über die Erscheinung des Somnambulismus in seinen einfachen und normalen Formen in anschaulicherer Weise belehren könnte. Die Darstellung ist durchaus einfach und schmucklos; das eigene Raisonnement des Verfassers tritt sehr zurück, und ist überall vorsichtig und unvorgreiflich. Der Ton und die Haltung des Ganzen machen den Eindruck, wie wenn der Verfasser, einer neuen und geheimnißvollen Naturerscheinung gegenübergestellt, nur bestrebt gewesen wäre, seine Seele zum reinen Gefäß für die Aufnahme seiner Wahrnehmungen zu machen. Die Seherin von Prevorst, die etwa zwei Jahre nach dem Erscheinen jenes Buches wider Wissen und Willen Kerners nach Weinsberg gebracht wurde, gehört, man mag im Uebrigen über die Sache denken wie man will, jedenfalls zu den interessantesten psychologischen oder pathologischen Erscheinungen, nicht sowohl darum, weil die Symptome des Somnambulismus besonders stark und deutlich bemerkbar wären, sondern durch das Zusammentreffen der verschiedensten eigenthümlichen Momente. Bei einem durch die schwersten Nervenleiden und die gewaltsamsten unsinnigsten Heilmittel bis an die Grenze der Auflösung zerrütteten

Organismus, der in den letzten Jahren nur noch durch die Nervenausströmungen der Umgebung am Leben erhalten zu werden schien, zeigte sich eine stetige Steigerung des inneren Lebens und der geistigen Entwicklung. Von der dürftigsten Bildung, wie sie in der Schule eines abgelegenen kleinen Bergortes zu gewinnen war, erhob sie sich unter der magnetischen Einwirkung eines geistvollen Mannes zu einer Art von Dichterin und Theosophin, die mit einem Mal der gebildeten Sprache und Denkweise mächtig geworden, über ihren Zustand und ihr Seelenleben die merkwürdigsten Aufschlüsse gibt, für die Berührung mit Naturobjecten jeder Art eine ganz unglaubliche Sensitivität zeigt, wie sie vielleicht kaum jemals beobachtet worden ist, die ein höchst eigenthümliches, gewissermaßen geordnetes Traumleben, insbesondere einen Umgang mit Verstorbenen, zum Theil ihr zuvor völlig unbekannten Personen erkennen läßt, und über deren Lebensschicksale Thatsachen angibt, die sich in überraschender Weise nachträglich auf anderem Wege bestätigten.

Da es sich für uns nicht um das Object selbst, sondern nur um das Verhältniß Kerners zu demselben handelt, so kann von dem näheren Inhalt jenes Buches hier natürlich keine Rede sein; unser Urtheil über Kerners Thätigkeit und Verdienst dabei aber würden wir kurz dahin zusammenfassen: daß er ein an sich interessantes und durch seine Einwirkung noch interessanter gewordenes Phänomen mit gewissenhafter Sorgfalt und unter Zuziehung zahlreicher und glaubwürdiger Zeugen beobachtet und das Ergebniß

dieser Beobachtungen treu und wahrheitsgemäß dargestellt, das Phänomen selbst aber unerklärt stehen gelassen, und das wissenschaftliche Verständniß dieser Erscheinungen mehr erschwert als gefördert hat. Durch die erste Hälfte dieses Urtheils glauben wir Kerner entschieden gegen den verbreiteten Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen, daß bei seiner Behandlung der Sache vielfach der Dichter und Mystiker dem Beobachter ins Handwerk gegriffen; daß Kerner Urtheil und Erzählung in einer für den Leser ununterscheidbaren Weise unter einander gemengt habe, und somit seinen Berichten im Ganzen und Einzelnen keine Glaubwürdigkeit zukomme. Wir glauben, daß dieser Vorwurf nicht sowohl auf dem positiven Nachweis einzelner Fälle des Irrthums und der falschen Darstellung, als auf der aprioristischen Schlußfolgerung ruht: weil das, was Kerner erzählt, an sich und seinem Inhalt nach unglaubwürdig erscheint, so muß er durch die Art seiner Beobachtung und Darstellung sich und Andere getäuscht haben. Diesem Schluß glauben wir aber mit gleichem Recht den entgegengesetzten an die Seite stellen zu dürfen: weil Alles, was Kerner als Thatsache erzählt, keineswegs zu der Folgerung nöthigt, daß die Menschheit aus den Traumgesichten eines kranken Weibes metaphysische Aufschlüsse über die Räthsel des Lebens und die ewige Weltordnung entgegenzunehmen habe, und daß die Verstorbenen sich den Lebendigen durch Schlurfen und Werfen, Zupfen an den Bett-Tüchern, Untereinanderwerfen von Lichtscheeren und Gläsern bemerklich machen können, um schließlich von ihnen

durch Lieder und Sprüche aus den württembergischen Schulbüchern aus ihrem Zustand erlöst zu werden; weil vielmehr nichts von dem, was Kerner als ein von ihm und Anderen Wahrgenommenes berichtet, eine natürliche, d. h. an die Thatsachen des animalischen Magnetismus und des erhöhten Traumlebens anknüpfende Erklärung zum Voraus ausschließt, so ist auch die Glaubwürdigkeit der Berichterstattung nicht aus innern Gründen und nach der Conclusio a non posse ad non esse anzufechten, vielmehr nach den allgemeinen Merkmalen, zunächst nach dem bekannten Kanon, ob der Berichterstatter die Wahrheit sagen konnte und wollte, zu prüfen. Nach diesem Maßstab aber wird Kerners Darstellung schwer anzufechten sein. Das subjective Moment ist allerdings bei keiner Berichterstattung ganz ausgeschlossen, es hat aber, wenn es sich um Gesehenes und Gehörtes, zumal gemeinsam mit Zeugen Wahrgenommenes handelt, doch hinsichtlich der Hauptsachen sehr enge Grenzen. Kerner hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er geradezu auszusprechen pflegte: Diejenigen, welche ihm vorwerfen, daß seine Phantasie seine Wahrnehmungen und Darstellung verfälsche, erklären ihn eben damit entweder für einen Narren oder einen Lügner. Um von dem Letzteren gar nicht zu reden, wird irgend Jemand, der mit Kerner persönlich verkehrte, sagen können, daß ihm der Grad richtiger sinnlicher Wahrnehmung, gesunder Logik, rascher Auffassung, guter Erinnerung gefehlt hat, den man von einem gebildeten Berichterstatter erwarten muß? Sind nicht alle seine vorausgegangenen Schriften über das Wild-

bad, das Fettgift, die Geschichte zweier Somnambulen gerade durch die Einfachheit und Objectivität ihrer Darstellung, durch die Vorsicht und Natürlichkeit ihrer Argumente bemerkenswerth? Zeigen sie nicht überall einen Verfasser von durchaus gesunden und normalen Geisteskräften, welcher Thatsache und Urtheil, Wahrnehmung und Vermuthung überall wohl zu trennen weiß? Wenn Kerner diese Eigenschaften aber in den Werken seiner Jugend zeigt, sollte er sie im vierzigsten Lebensjahre, in dem Alter, wo die Schwaben erst klug werden sollen, auf dem Höhepunkt der intellectuellen Entwicklung schon wieder eingebüßt haben? Der eigene Standpunkt, welchen Kerner in die Erzählung vermengt haben soll, besteht doch schließlich in nichts anderem, als in der Voraussetzung, daß die Dinge so, wie sie sich den Sinnen darstellen, auch wirklich seien. Derjenige, welcher mir sagt: die Sonne bewege sich um die Erde, und dabei verräth, daß er dies auch für den wirklichen Sachverhalt ansehe, scheint mir immer noch ein besserer Berichterstatter als Einer der, weil er weiß, daß in Wahrheit die Sonne feststeht und die Erde sich dreht, mir auch den Augenschein selbst und dessen optische Nothwendigkeit bestreiten wollte. Und so würden wir in der That weit mehr Grund zum Mißtrauen gefunden haben, wenn uns etwa die Geschichte jener Seherin von irgend einem hochgelehrten Mann beschrieben worden wäre, der schon vorher alle Bücher über diese Dinge gelesen, selbst ein solches geschrieben, darin eine neue Ansicht aufgestellt und die Meinungen der HH. X und Y bekämpft hätte.

Kerners Darstellung ist naiv, aber nicht von schiefen Principien präoccupirt; erst in den späteren Auflagen trat, wie bei den zahlreichen Kritiken natürlich war, einige Polemik und eine von der Erzählung leicht zu unterscheidende Zwischenrede häufiger ein. Eines der stärksten Argumente für die Unbefangenheit der Kerner'schen Referate schien uns immer in dem so vielfach abstoßenden Inhalt derselben zu liegen. Hätte denn Kerner, wenn er hinter den Coulissen gestanden wäre, und nur irgend eine Einwirkung auf die Art des Auftretens seiner Geister gehabt hätte, nicht mit leichter Mühe sie etwas annehmbarer, dem Zeitbewußtsein, dem Leserkreis zusagender machen, wenigstens die größten Anstöße, ihre Abgeschmacktheit, fern halten können? Das Credo quia absurdum est hat hier seine eigenthümliche Berechtigung.

Allein allerdings müssen wir die Verdienste Kerners nun auch darauf beschränken, daß er den Muth gehabt hat, öffentlich mit einer Sache aufzutreten, mit der zum Voraus die Gefahr verbunden ist, auch von dem hohlsten Strohkopf mitleidig über die Achsel angesehen zu werden; daß er ein werthvolles Material menschlicher Forschung gesammelt und nach bestem Wissen überliefert hat. Das Verständniß dieser räthselhaften Erscheinungen ist durch ihn kaum gefördert worden. Die Erklärung, die er davon gab, ist im Grund keine Erklärung, sofern sie einfach den Schein der Sache für die Sache selbst nimmt, und in vielen Punkten geradezu den Volksglauben zu dem seinigen macht. Es fehlte ihm nach unserem Dafürhalten zur eigentlichen

Aufhellung des Gegenstandes eine Grundbedingung, die philosophische Vorbildung. Der Gegenstand erfordert ein Zusammenwirken des philosophischen Wissens mit dem ärztlichen, und zwar nicht etwa irgend ein metaphysisches System, sondern Kenntniß der Psychologie als einer vorzugsweise naturwissenschaftlichen oder empirischen Disciplin. Deshalb war auch mit Zuziehung eines Metaphysikus, oder Hyperphysikus, wie Eschenmayer jenem Mangel nicht abgeholfen; im Gegentheil wurde durch die Allianz mit Theologen und Theosophen, mit Mystikern und Theurgen der ganze Gegenstand von dem Gebiet der Naturforschung auf ein fremdes hinübergezogen. Kerner versichert zwar oft genug, daß er nur Thatsachen, nur Material darbiete, und der Wissenschaft deren Erklärung anheimstelle; er bleibt aber dieser Versicherung nicht getreu, und gleich der Titel des Buchs widerspricht derselben durch die Worte: Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige, so geeignet auch in anderer Beziehung eben dieser Titel war, dem Buch die Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden.

Der äußere Erfolg des Buches war auch in der That ein außerordentlicher; es gelangte zu vier starken Auflagen, wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt, und beschäftigte alle Journale und literarischen Kreise in Deutschland. Das Urtheil mußte natürlich ein sehr getheiltes sein. Vielen war das Buch als eine Bestätigung religiöser Wahrheiten und kirchlicher Dogmen willkommen und verehrungswürdig; Anderen erschien es als ein Rückfall in den Köhler-

glauben des Mittelalters. Die empfindsamen Leser und Leserinnen, welche gern eine Bestätigung Jean Paul'scher Träume über das Leben auf den Planeten oder Fixsternen, oder die Angabe von Mitteln gefunden hätten, wie man sich mit verstorbenen Lieben in Verbindung setzen könne, mußten sich durch die unheimlichen bornirten Spukgestalten dieser Geister sehr enttäuscht und abgestoßen finden. Unter allen Umständen aber blieb es ein interessantes, auch einfach und anziehend geschriebenes Buch, für den ersten Anblick gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren, und bei jedem Standpunkt das menschliche Denken reizend, sich an der Lösung dieser Räthsel zu versuchen; wie denn auch mehrere sehr gediegene Untersuchungen über das Thema durch die Kerner'schen Schriften veranlaßt worden sind. Der Name Justinus Kerner, den man vor Kurzem noch nur hier und da unter einem Gedicht im Morgenblatt hatte finden können, war durch die schnell aufeinanderfolgende Herausgabe seiner Gedichtsammlung und die Seherin von Prevorst, und zwar durch die letztere noch weit mehr als durch die erstere, ein in ganz Deutschland bekannter und, im guten oder ungünstigen Sinn, vielbesprochener Name geworden.

V.

Die Herausgabe der „Seherin von Prevorst" bildet einen Abschnitt in Kerner's Entwicklung, nicht sowohl einen damals bemerklichen als beim Rückblick des Biographen hervortretenden. Das mit jenem Werk sich abschließende

erste Decennium des Weinsberger Aufenthalts war für Kerner die Zeit einer großen und vielseitigen geistigen Thätigkeit gewesen. Außer vielen und zwar meist den schönsten seiner Gedichte und der Herausgabe seiner ersten Gedichtsammlung fallen in diesen Zeitraum drei größere wissenschaftliche Arbeiten, die Schriften über das Fettgift, die Geschichte zweier Somnambulen und die Seherin, wozu noch eine ganze Reihe kleinerer Veröffentlichungen kam. Kerner hat nachher noch viele schöne Lieder gedichtet, und noch weit mehr im Fach der Dämonologie ꝛc. geschrieben, aber er hat weder im einen noch anderen etwas Höheres und Bedeutenderes geleistet als seine ersten Werke aus der Zeit seiner Verborgenheit. Seine Entwicklung ist nicht mehr eine aufwärts steigende, sondern sie geht mehr in die Breite. Sein Name, seine Thätigkeit dehnt sich auf der gewonnenen Basis nach allen Richtungen aus, aber neue und höhere Flüge des Geistes sind weniger zu bemerken. Dagegen tritt auch jetzt erst, noch gehoben durch das literarische Ansehen, das Bedeutende, Eigenthümliche und Anziehende in Kerners Persönlichkeit in vollstes Licht, jetzt erst wird das Dichterhaus in Weinsberg zu einem Wallfahrtsort der Dichter und Gelehrten Deutschlands, zu einem ständigen Ziel und Thema der Touristen.

Schon bald nach dem Erscheinen des Buches von der Seherin durfte Kerner in der That mit Goethes Zauberlehrling sagen:

„Die ich rief die Geister werd' ich nun nicht los."

oder der Warnung des Famulus Wagner gedenken:

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet."

Es ist unglaublich, welchen Wiederklang Kerner aus allen Richtungen fand; es zeigte sich recht, welch ein ungeheures Material aus dem sogenannten Nachtgebiete der Natur fortwährend, von der Presse und Literatur ungekannt oder unbeachtet, im Volke, und keineswegs bloß in dessen niedersten Kreisen, in der Erinnerung fortlebt und sich stetig neu erzeugt; kaum hatte ein namhafter Mann das Losungswort gegeben, so tauchten von allen Seiten ähnliche Geschichten auf. Kerner erhielt Zuschriften nicht bloß aus allen Theilen und Winkeln Deutschlands, sondern auch aus fremden Ländern und Welttheilen. Theils wurden ihm ähnliche Vorgänge zur Bestätigung des von ihm Erzählten berichtet, theils sollte er in die Ferne Rath und Hülfe ertheilen, oder etwa auch eine Somnambule über Krankheitserscheinungen entfernter Personen oder gar über Familien- und andere Geheimnisse befragen. Dem Anziehenden und geistig Bedeutsamen folgte das Widerliche und Entsetzliche, auf die Somnambulen die noch räthselhaftere Erscheinung der Besessenen. Die kranke Frau U. wurde Kerner in's Haus gebracht; er hatte keine Wahl mehr, ob er sich mit diesen Dingen befassen wollte. Es handelte sich hier um eine durch die klassische wie die gesammte christliche Literatur beglaubigte, sogar im Dogma beider Kirchen vorausgesetzte Krankheitsform, die nach ihrer psychologischen Seite so gut wie noch völlig unerklärt zu nennen ist. Kerner beschränkte sich in seiner Geschichte von „Besessenen neuerer

Zeit" darauf, einfach seine Wahrnehmungen bei den von ihm beobachteten Kranken zu geben, und für die Erklärung der Sache das Wort an Franz v. Baader und Eschenmayer abzutreten. Bald darauf kamen die seltsamen Vorgänge in einem Gefängniß zu Weinsberg, die Kerner in dem Buch: „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, 1836", beschrieben hat. Eine Gefangene wollte in ihrer Zelle eine fast jede Nacht wiederkehrende Geistererscheinung haben, und sowohl die Mitgefangenen als später eine lange Reihe der unverwerflichsten Zeugen, worunter Beamte, Aerzte, Geistliche, Lehrer, Künstler aus Weinsberg und Heilbronn, gaben übereinstimmend an: eigenthümliche und ihnen unerklärbare Lichterscheinungen, Töne u. s. f., von dem Augenblick an, wo die Gefangene das Nahen des Geistes ankündigte, wahrgenommen zu haben. Da die Gefangene wegen Schatzgräberei und Betrug in Untersuchung war, so lag der Verdacht einer Täuschung auf der Hand, weshalb auch alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln zur Ueberwachung in Anwendung kamen. Der eigenthümlichste Umstand war dabei, daß mehrere von Denjenigen, welche eine Nacht im Gefängniß zugebracht hatten, auch in den späteren Nächten in ihrer eigenen Wohnung, und zwar sogar in ganz entfernten Wohnplätzen, jene Erscheinungen hatten. Wenn nicht dennoch ein Betrug stattfand, woran die Möglichkeit in diesem Fall nie wird ganz geleugnet werden können, so waren jene nach Zahl und Qualität der Zeugen unanfechtbaren Vorgänge eines der eclatantesten Beispiele von der Contagiosität

visionärer Erscheinungen. Für Kerner und seine Bestrebungen war gerade dieser Fall in den Augen von vielen nicht günstig; in der Seherin von Prevorst erschien überall wenigstens ein tieferer geistiger Gehalt; hier war eine ordinäre Spukgeschichte wie sie in jeder Spinnstube zu hören ist. Kerner hatte dagegen gemeint: eben das sei von Interesse, einen Einzelfall, wie deren Hunderte erzählt werden, einmal genau und mit allen Mitteln der Controle, welche die Einrichtungen eines Gefängnisses darbieten, und unter Beiziehung möglichst vieler gebildeter und sachkundiger Zeugen zu constatiren.

Das unendliche Material, das Kerner fortwährend überallher zufloß, veranlaßte ihn, eine Zeitschrift für diese Zwecke herauszugeben, die, anfänglich unter dem Titel „Blätter aus Prevorst", später als „Magikon", im ganzen 22 Jahrgänge umfaßt. Es ist ein interessantes und für den, der diese Dinge zum Gegenstand seiner Studien machen will, unentbehrliches Repertorium über das einschlägige Material, zumal aus der neueren Zeit. Eine Kritik und wissenschaftliche Theorie ist darin nicht zu suchen; abgesehen davon, daß dies überhaupt nicht Kerners stärkste Seite war, so wäre auch in der That zur Zeit schwer zu sagen, wo in diesen Dingen die Kritik anzufangen und wo sie aufzuhören hat. Uebrigens wird von Kerner doch verschiedenen Erklärungsversuchen das Wort gelassen, auch wurden bei weitem nicht alle Zusendungen aufgenommen.

Kerner kam durch diese Dinge nach verschiedenen Richtungen in eine seiner Neigung und seinem Naturell fremd-

artige Stellung. Während er ursprünglich nichts anderes gewollt hatte als interessante Thatsachen, von denen er zufällig Zeuge geworden war, der öffentlichen Aufmerksamkeit und Prüfung zu übergeben, ohne deshalb im übrigen seine seitherige harmlose Stellung zum Publikum irgendwie in Frage gestellt zu sehen, fand er bald seine Bestrebungen in den Gegensatz der streitenden Zeitprincipien hineingezogen, und sich als einen Vorkämpfer und Vertreter einer bestimmten Richtung, als den Alliirten der Orthodoxie, Mystik, des Aberglaubens und jedenfalls einer retrograden Strömung betrachtet. Es traten ihm solche als Freunde zur Seite, die ihm zuvor fremd gewesen, und deren sonstiger Standpunkt ihm auch jetzt noch in manchen Punkten wenig zusagte, und eben so sehr solche auf Seite seiner Widersacher, mit denen er bisher befreundet gewesen, und sich auch jetzt noch in so vielen Dingen geistig verwandt fühlte. Er paßte zu nichts weniger als zum Parteimann und literarischen Vorkämpfer; er hätte gern sein Leben lang mit Jedermann im Frieden leben mögen, und es machte ihn unglücklich, wenn er nur von Jemand wußte, daß er sich mißfällig über ihn ausgesprochen hatte. Die zahlreichen Gegenschriften, die bitteren, spöttischen, oft verächtlich höhnenden Kritiken brachten ihn das eine Mal in einen Zustand gelinder Verzweiflung, das andere Mal veranlaßten sie ihn zu gereizten Entgegnungen, die er nachher wieder bereute. Was er mit seinen Augen gesehen, mit seinen Ohren gehört hatte, das, meinte er, solle man ihm nicht bestreiten; man sollte ihm wenigstens nicht mit den trivialsten

Einwürfen, mit den albernsten Unterstellungen kommen. Es erging ihm mit seiner Naturforschung ähnlich wie Goethe mit der Farbenlehre. Ob man seine Gedichte las und lobte, darnach fragte er nicht viel; hatte er sie doch nicht um der Leute willen, sondern um dem Drang des eigenen Gemüths Luft zu machen geschrieben; aber seine Beobachtungen von Thatsachen sollte man gelten lassen, während es die gelehrte und ungelehrte Welt meist umgekehrt hielt, und in ihm zwar den Dichter, aber nicht den Naturforscher erkennen wollte.

Wenn die eifrigsten und namhaftesten unter den Verbündeten seiner literarischen Thätigkeit, wie Eschenmayer, v. Meyer, Passavant, Schubert, Görres, Baader, zugleich mehr oder weniger als die Anhänger einer streng kirchlichen Richtung galten, so war es natürlich, daß von Vielen Kerner auch dahin gerechnet wurde. Dies war jedoch nur in sehr beschränktem Sinn berechtigt. Zwar hatte Kerner von Kind auf ein frommes und ahnungsvolles, der Kritik und Skepsis abholdes Gemüth, dem die Grundlagen des christlichen Glaubens homogen und unantastbar erschienen; aber seine religiösen Ansichten waren darum doch weit von einer dogmatischen Fixirung und noch weiter von den kirchlichen Formen und Bestrebungen entfernt, wie er denn auch an dem kirchlichen Gemeindeleben nur nothdürftigen Antheil nahm. Alles exclusive, pietistische und rigoristische Wesen war ihm zuwider. Sein Spruch:

Gottes Liebe tief im Busen,
Lieb' ich, die er schuf, die Erde.

Lieb' ich Liebe, Wein und Musen,
Bis ich Geist bei Geistern werde —

könnte nahezu auch in den Goethe'schen Gedichten stehen, und würde jedenfalls die Censur keines Conventikels passirt haben. Unter der Verschiedenheit religiöser oder politischer Ansichten die rein menschlichen Beziehungen nicht leiden zu lassen, war ihm ein durch inneres Bedürfniß und tägliche Uebung vertrauter Grundsatz. Auch die Verschiedenheit der Konfessionen hatte für ihn eine untergeordnete Bedeutung, wie er denn stets mit vielen Katholiken nahe befreundet war. So sehr ihm aller Geisteszwang und alles hierarchische Wesen fern lag, so hatte in manchen Punkten doch Lehre und Kultus der katholischen Kirche für ihn die größere Anziehungskraft. Daß die Berührung zwischen Erde und Himmel nur einmal an einem bestimmten Punkte der Geschichte der Menschheit solle stattgefunden haben, allen Nachlebenden aber nur übrig geblieben sei, darüber in einem Buche nachzulesen, konnte ihm, dem eine höhere Geisterwelt auch jetzt noch durch alle Poren der irdischen Erscheinung hereinzuleuchten schien, weniger zusagen, als die katholische Lehre von einer Permanenz der göttlichen Offenbarungen. So schien ihm auch Luther in der Verwerfung einer Verehrung der Maria und selbst der Heiligen zu weit zu gehen; und die katholische Lehre von einem Zwischenzustand der allmäligen Läuterung hielt er für natürlicher, und selbst für biblischer, als die Annahme, daß die Extreme der Seligkeit oder Verdammniß sich unmittelbar an den Moment des Todes anknüpfen können.

Auch der katholische Cultus mit seinen offenen Kirchen und Capellen, mit den heiligen Bildern an Wegen und Häusern war für seine Phantasie ansprechender als die nüchterne, in der Sonntagspredigt culminirende Weise der Protestanten.

Dabei sah er jedoch alles das stets nur als Sache der freien individuellen Auffassung an, und dachte an keine praktischen Consequenzen; und während andere mit den Jahren in ihren Ansichten befestigter und abgeschlossener werden, machte ihn die Erfahrung und tägliche Gewohnheit des mannigfaltigsten Umgangs stets weitherziger, wo nicht schwankender. Er bedauerte, daß der durch seine „Seherin von Prevorst" angefachte Streit auch zu einem religiösen geworden sei, und schließt die Vorrede der vierten Auflage seines Buches im Jahr 1846 mit dem Wunsch: es möchten diese Phänomene mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen, und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden. Und als Sechzigjähriger dichtet er den Spruch:

Einseitigkeit, Engherzigkeit,
Das sind der Erde Jammer!
Herz, mache deine Thore weit,
Herz, dehne deine Kammer!
Dann steh' ich auf's Gebirg voll Luft,
Und ruf' und ruf': Herbei, herbei,
Was Gott erschuf,
Was es auch sei,
Das findet Platz in meiner Brust.

Weniger bekannt ist vielleicht, daß Kerner in den dreißiger Jahren für einen befreundeten katholischen Prä-

laten Fastenpredigten schrieb, die dieser mit Anfügung einer weiteren Predigt, eines Vorworts und mancherlei kleiner Aenderungen von meist confessionellen Motiven unter eigenem Namen herausgegeben hat. Der Kerner'sche Antheil besteht aus warmen und eindringlichen Paränesen in sehr populärer Sprache, und ohne dogmatische Erörterungen. Kerner konnte sich den Scherz nicht versagen auf dem Titelblatt seines Exemplars den stolzen geistlichen Würden und Titeln des Herausgebers auch noch den bescheideneren: „und Oberamtsarzt zu Weinsberg" beizuschreiben.

Es ist in dem Leben Kerners kein Zeitraum, in welchem sich die Muse so selten bei ihm eingestellt hätte, als eben jene Jahre von 1830—40, in welche seine literarischen Fehden, die Geschichte der Besessenen, das Sendschreiben an Obermedizinalrath v. Schelling, die Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur, die zwölf Sammlungen der Blätter aus Prevorst, die neuen sehr erweiterten Auflagen der Seherin fallen. Die einzige größere Dichtung aus dieser Zeit, „der Bärenhäuter im Salzbad," die wir für das am wenigsten verständliche und ansprechende unter den ähnlichen humoristischen Erzeugnissen der Kerner'schen Muse halten möchten, scheint uns eben ein Beweis dafür, daß ihm damals die innere Sammlung des Gemüths, der frei über dem Andrang des Tags schwebende Humor nicht zu Gebot stand, die zu einer solchen Dichtung erforderlich sind. Dagegen fällt in eben jenen Zeitraum die größte äußere Celebrität des Kerner'schen Namens, der Höhepunkt in der gastlichen

Frequenz des Weinsberger Dichterhauses. Es war die Zeit, da Rybinski und so viele andere polnische Flüchtlinge unter seinem Dach weilten; da Lenau dort eines seiner schwäbischen Standquartiere hielt; da die enthusiastische Liebe des Grafen Alexander von Württemberg für den weit älteren Dichter sich zum Bund der schönsten Freundschaft entwickelte; da kaum ein Dichter in deutschen Landen war, der nicht auch einmal seinen Besuch in Weinsberg gemacht und die freundlichsten Erinnerungen und bleibende Beziehungen mit fortgenommen hätte. Unter den mancherlei Darstellungen des Eindrucks, den die Besuchenden von Kerners liebenswürdiger und origineller Persönlichkeit erhielten, nimmt das bekannte Pfizer'sche Gedicht durch innere Wahrheit der Zeichnung wie die Anmuth der Form den ersten Platz ein. Wenn man weiß, daß in jenen Jahren das Haus nur selten einen Tag ohne Gäste war, daß an vielen Tagen und oft wochenlang die Frequenz mit der eines kleineren Gasthofs wohl verglichen werden konnte, daß nicht selten die Kinder des Hauses noch in der Nacht Zimmer und Betten an nachgekommene Fremde zu überlassen hatten, so scheint es ebenso unbegreiflich, wie Kerner die Zeit fand, um neben einem Staatsamt und einer ausgedehnten Praxis noch eine bedeutende literarische Thätigkeit und eine Korrespondenz von wirklich kolossalem Umfang zu unterhalten, als wie ein enges bürgerliches Hauswesen einem solchen Gastrecht nach der ökonomischen Seite hin gewachsen war. Das erstere läßt sich nur aus einer sehr großen Leichtigkeit der Arbeit erklären, die es Kerner möglich machte, schon in den ersten

Morgenstunden, ehe die Gäste sichtbar wurden, das was für andere ein Tagewerk war, abzumachen, wozu noch das Vorrecht des Arztes, sich den gesellschaftlichen Anforderungen jederzeit entziehen zu dürfen, hinzukam. Das andere aber ist auf ein seltenes Talent der Hausfrau, auf den einfachen Fuß der Bewirthung und die damalige, jetzt kaum mehr begreifliche Wohlfeilheit des Lebens in einem schwäbischen Landstädtchen zurückzuführen. Es ist Schade, daß es keine Annalen des Kerner'schen Hauses aus diesen Zeiten gibt; sie würden von manchem denkwürdigen Symposion zu melden und einen reichen Schatz von Anekdoten aufzubewahren gehabt haben, die nun theils zerstreut und nicht selten entstellt ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden haben, theils im Munde der Angehörigen und nächsten Bekannten des Hauses fortleben.

Im Jahr 1840 löste der Tod des Bruders Karl ein Verhältniß, das, in stetiger Steigerung seiner Innigkeit, zuletzt alle anderen freundschaftlichen Beziehungen Kerners an Bedeutung weit überwog. Die Correspondenz war in dem letzten Jahrzehnt nahezu zu einer täglichen geworden, und die Zahl der im Nachlaß Kerners vorhandenen Briefe des Bruders mag sich allein auf einige Tausende belaufen. Ihr Inhalt erstreckt sich auf alle Lebensbeziehungen; insbesondere aber hatte der Bruder, der die „Seherin von Prevorst" selbst längere Zeit beobachtet, und dabei einen großen Eindruck von der Bedeutung und Tragweite dieser Erscheinungen bekommen hatte, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal jenes Buchs und den daraus erwachsenen

literarischen Kämpfen genommen. Er las alles, was in Büchern und Zeitschriften darüber zu lesen war, schrieb seine Ansicht darüber, berieth, ermuthigte, lobte, tadelte den Bruder, wie es kam, und kämpfte die ganze Fehde in unmittelbarem täglichem Antheil mit demselben durch. Ob Kerner ohne die Einwirkung des Bruders, des Generals, der eine gewisse Tapferkeit, ein männliches Ausharren um die nun einmal aufgepflanzte Fahne auch hier verlangte, sich vielleicht schon früher zurückgezogen, und mit der geschehenen Mittheilung seiner Beobachtungen, dem Aussprechen seiner Ansichten begnügt hätte, wissen wir nicht, jedenfalls verlor er mit dem Rath und Antheil des Bruders auch selbst die rechte Lust und Freude an der Sache. Es war dieser Todesfall seit den Jugendtagen der schwerste Schlag, der Kerner betroffen hat, und die Klagelieder um den Todten werden ein bleibendes Denkmal für eines der schönsten brüderlichen Verhältnisse bleiben. Es war nun von den Geschwistern nur die Schwester Wilhelmine übrig, von der Kerner im Bilderbuch mit so großer Liebe spricht und die ihn auch, wiewohl mehrere Jahre älter, noch überlebt hat.

Die Anstrengung an dem Krankenlager wie der Schmerz um den Tod des Bruders hatte bei Kerner ein Augenleiden zur Folge, das zu einer ärztlichen Untersuchung seiner stets schwachen und kurzsichtigen Augen Anlaß gab. Der Arzt entdeckte, daß der graue Staar auf beiden Augen begonnen hatte, und Kerner hielt sich bei seinem lebhaften und ängstlichen Gemüth von dem Tage dieser Eröffnung an für so gut als blind, zumal da die Fortschritte des Uebels gerade

am Anfang sehr rasch waren. Gleichwohl mag es vielleicht dem einen oder andern Leidensgenossen Kerners in diesem Punkt zum Trost gereichen, daß Kerner nach jener ersten und vollkommen begründeten Mittheilung des Arztes noch 22 Jahre gelebt hat, und doch bei stetiger Steigerung des Uebels nicht völlig erblindet ist, obgleich der Zustand seiner Augen in den letzten Jahren allerdings sehr nahe an den der Blindheit angrenzte. Allein jedenfalls war die Sache für Kerner auch so noch traurig genug und nöthigte ihn vor der Zeit, Amt und Beruf zu verlassen. Er hatte die Welt auch in bessern Tagen in trübem Licht gesehen; jetzt wurde sie ihm buchstäblich trübe und allmälig ganz verfinstert.

Nun kamen auch die Jahre, in denen eine Lücke nach der andern in seinem Kreis entstand. Auf die Katastrophe Lenaus und das frühzeitige Ende des Grafen Alexander folgte der Tod eines trefflichen Schwiegersohns und verschiedener Glieder des Heilbronner und Stuttgarter Freundeskreises. Jeder solche Fall war für Kerner ein wahrer und tiefer, lange nachwirkender Schmerz. In seinen zahlreichen Gedichten auf hingeschiedene Freunde findet sich neben dem rührenden Ausdruck einer liebevollen Klage nicht selten auch eine überraschende und treffende Zeichnung der Individualitäten.

Um die Mitte der vierziger Jahre fing die Politik an, jedes andere Interesse in sich zu verschlingen. Der Werth eines Dichters wurde von der Tagesmeinung vor allem nach seinem politischen Bekenntniß geschätzt; Diejenigen, bei

welchen sich nur die rein menschlichen Stoffe und Motive fanden, wurden vergessen, oder nur noch in engern Kreisen beachtet. Was konnten die Kerner'schen Lieder der Sehnsucht und Schwermuth, der sinnigen Natur- und Weltbetrachtung dem jüngeren ganz auf praktische Fragen und materielle Güter gerichteten Geschlecht bieten? Wie sollte eine von dem Dämon des wachesten Taglebens ergriffene Zeit noch nach der Nachtseite der Natur, nach Somnambulen und Besessenen fragen? So sah sich auch Kerner bei Seite gestellt und zu den Alten und Abgethanen gerechnet. Die Erlebnisse des Jahrs 1848 konnten dem nun 62jährigen Dichter, wiewohl ihn der Hoffnungstaumel der ersten Märztage auch nicht ganz unberührt gelassen hatte, doch in ihrem weiteren Verlauf nur widerlich sein. So wenig er sich sonst über politische Fragen abgeschlossene Ansichten zu bilden gewöhnt war, so war er doch über die eine Frage, ob Königthum oder Volksherrschaft, nie im Zweifel gewesen. Er hatte die dem altwürttembergischen Beamtensohn angeborene und anerzogene Pietät gegen sein Fürstenhaus nie verloren und blieb diesen Gesinnungen auch jetzt getreu. Sie konnten ihn jedoch nicht abhalten, sich nach den aufständischen Bewegungen im Weinsberger Bezirk auf's eifrigste und nicht ohne Erfolg für die mildeste Beurtheilung der Angeklagten zu verwenden.

Es konnte nicht fehlen, daß Kerner von Vielen zu den Männern des Rückschritts gerechnet und daß ihm seine näheren Beziehungen zu fürstlichen Personen als Mangel an Gesinnungstüchtigkeit ausgelegt wurden; wir glauben uns

aber einer Rechtfertigung des Dichters gegen solche Vorwürfe, die bei den Einen überflüssig, bei den Andern doch erfolglos sein würde, besser ganz zu enthalten. Kerner selbst hat in dem Gedicht „An Gewisse" schon die wahrste Antwort gegeben. Wenn ein Biograph eines frühern Zeitalters die fürstlichen Auszeichnungen und Gnadenbezeugungen in den pomphaftesten Worten an die Spitze seines Berichts gestellt haben würde, so wird der jetzige es zum Mindesten als eine den Geber und Empfänger ehrende Thatsache zu erwähnen haben, daß, als Kerner durch sein Augenleiden 1851 genöthigt war, um seine Pensionirung zu bitten und seine ärztliche Praxis aufzugeben, der König von Württemberg ihm bei diesem Anlaß das Ritterkreuz seines Kronordens verlieh und die kleine Staatspension aus eigenen Mitteln namhaft erhöhte; daß König Ludwig von Bayern mit dem Dichter in vieljährigem freundschaftlichen Briefwechsel stand und ihm ebenfalls, von der Zeit an, da das Einkommen der ärztlichen Praxis wegfiel, aus seiner Civilliste eine Pension aussetzte; daß König Max ihn mit dem Maximilians-Orden schmückte, auch daß verschiedene Glieder dieser beiden Fürstenhäuser unter sein Dach getreten und mit ihm viele Jahre hindurch in einem freundschaftlichen Verkehr und Briefwechsel gestanden sind.

Im Jahr 1854 traf den Dichter das Schwerste, was ihn treffen konnte, indem die glückliche Ehe im 41. Jahr ihres Bestandes durch den Tod der Gattin getrennt wurde. Von diesem Schlag hat sich Kerner nicht wieder erholt, wiewohl die treue Sorgfalt der Kinder, besonders der älteren

verwittweten Tochter, die zu ihm zog, alles that, ihm den Verlust und die ununterbrochene Pflege, die seine zunehmende Erblindung, sein schwerer, im Alter unbehilflich gewordener Körper und seine traurige, der Einsamkeit abholde Stimmung erforderten, zu ersetzen. Zwar fehlte es auch jetzt an der Theilnahme und den Besuchen der Freunde nicht, und durch die stellvertretenden Augen und Hände der jungen Enkeltöchter wurde immer noch eine fleißige Korrespondenz geführt; gleichwohl war allmälig an die Stelle des einst so bunten und geistig erregten Lebens in dem Dichterhause die Trauer und Vereinsamung eingezogen. Um so unerwarteter und bewundernswerther muß uns die geistige Thätigkeit und die Unversiegbarkeit der Dichtergabe erscheinen, die Kerner noch einmal, gerade in dem letzten Abschnitt seines Lebens entfaltete. Nachdem in der geschäftlichen und gesellschaftlichen Zerstreuung der dreißiger und ersten vierziger Jahre die Muse lange geruht hatte, stellte sie sich in der Trübe und Einsamkeit des Lebensabends von Neuem und in überraschendem Reichthum ein. Wo sind die 70jährigen Dichter, die noch neue Liedersammlungen wie der letzte Blüthenstrauß (von 1852) und die Winterblüthe (von 1859) herausgegeben hätten? Ist auch manches darin von ungleichem Werth oder nur flüchtiges Gelegenheitsgedicht, das weiteren Kreisen weniger verständlich und ansprechend erscheinen muß, fehlt es auch jetzt hie und da und vielleicht noch öfter als früher, nicht an kleinen Gewaltthätigkeiten gegen die Form — so ist doch im Ganzen der ungeschwächte Dichtergenius so unverkennbar, so sind doch so viele Lieder

der reinsten und schönsten Wirkung in diesen Sammlungen, so fehlt doch so wenigen der klare und sinnige Gedanke und ein glücklicher Ausdruck, daß der Greis wohl mit keinem der jugendlichen Epigonen den Vergleich zu scheuen hat. Und wir nehmen selbst Goethe nicht aus, wiewohl sonst jeder Vergleich mit ihm unstatthaft wäre, wenn wir die Behauptung wagen, daß keinem deutschen Dichter im Felde der Lyrik noch im höhern Alter ein so frischer und herzerquickender Strauß von letzten Blüthen zu Theil geworden ist.

Der Dichter machte am späten Lebensabend noch einmal, wie im Eingang der Jugend, die Erfahrung, daß für sein Gemüth Schmerz und Gram die wahren Musageten werden sollten. Auch das Bilderbuch aus der Knabenzeit, das er im Jahr 1849, um die Tagespolitik vergessen zu dürfen, der Schwiegertochter in die Feder dictirt hat, rechnen wir zu den anmuthigsten Früchten seines letzten Lebensabschnitts. Und selbst zu dem Thema seiner besten Mannesjahre, den Erscheinungen des Lebensmagnetismus, kehrte er noch einmal zurück. Ein Aufenthalt in Meersburg bei Frhrn. v. Laßberg veranlaßte ihn, noch im Jahr 1856 die Lebensgeschichte des dort begrabenen Franz Anton Mesmer, des Entdeckers des animalischen Magnetismus, aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, die er daselbst erhielt, zusammenzustellen. Diese Schrift erscheint uns um so bemerkenswerther, als wir darin zwar nur zwischen den Zeilen, aber doch, durch einige anderweitige Zeugnisse unterstützt, nicht ohne Grund in mehreren Punkten eine Modification

früherer Ansichten Kerners zu finden glauben. Mesmer war nur Arzt und Naturforscher und dachte nie daran, seine Lehre mit dem christlichen Dogma oder philosophischen Systemen in irgend eine Verbindung zu bringen; er lebte in den Revolutionszeiten in Paris und war in religiösen Dingen sogar Schüler Voltaire's oder Materialist. Wenn er behauptete, daß der Zusammenhang aller Welt- und Naturkörper durch ein besonderes, materielles, wenn auch unendlich feines Substrat vermittelt werde, durch welches eine unmittelbare Wirkung des einen Körpers auf den andern möglich sei und daß dieser Zusammenhang bei den beseelten Körpern sich in eigenthümlichen, mannigfaltigeren und höheren Erscheinungsformen darstelle, so hielt er dies für eine nur auf dem Weg exakter Forschung, aus den Wirkungen seiner Hand und seines Willens auf andere Organismen und aus ähnlichen Thatsachen beweisbare Wahrheit. So wenig nun Kerner jenen religiösen Standpunkt Mesmers theilte, so stellte er doch gerade diese rein empirische und exakte Methode in dessen Forschungen mit einer gewissen Vorliebe dar, worin wir, in Verbindung mit manchen anderen Notizen aus Kerners letzter Lebenszeit, ein stilles Geständniß finden möchten, daß auch er selbst wohl besser gethan haben würde, sich aller Allianzen mit den Philosophen und Theologen zu enthalten und eine Frage der Naturforschung streng auf diesem Boden festzuhalten. Kerner hat an der Ueberzeugung von der Richtigkeit der von ihm erzählten Thatsachen immer festgehalten, aber seine Erklärung derselben und namentlich die Voraussetzung der Realität von Erscheinungen Ver-

storbener, scheint er nach mündlichen Aeußerungen später selbst als etwas Problematisches betrachtet, wo nicht stillschweigend fallen gelassen zu haben. So wurde Kerner auch in diesen Dingen im Verlauf des höheren Alters immer freier und weitherziger, und indem er schließlich dem Entdecker des Lebensmagnetismus als reinem Naturforscher ein Denkmal der Liebe und Verehrung aufgerichtet hat, scheint er uns zu dem eigenen Ideal seiner Jugend, das die Natur nur belauschen, nicht in Regeln fassen hieß, zurückgekehrt zu sein.

So gewiß im Allgemeinen das ergebene Gottvertrauen, das sich in mehreren Gedichten des „Blüthenstraußes" und der „Winterblüthen" ausspricht, die Stimmung war, in welcher Kerner der unverkennbar herannahenden Auflösung entgegensah, so gehört es doch zu jenen seltsamen Widersprüchen des menschlichen Herzens, daß er, der vielleicht unter allen Dichtern die lebensmüdesten Lieder gesungen, doch dem Leben gerade jetzt, da es für ihn das unfreundlichste und zur wirklichen Last geworden zu sein schien, nur ungern den Rücken kehrte. Wenn er von seinem nahen Tode sprach, so hörte er es gern an, wenn die Freunde in der üblichen Weise ihm dies ausredeten und noch manches Jährlein in Aussicht stellten; und als einmal ein frommer Freund die entgegengesetzte Saite anschlug, auf jene Voraussetzung wirklich einging und ihn mit dem Spruche trösten wollte: in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen, so konnte er scherzend erwidern: „Was die Wohnung anbelange, so würde er mit seinem Haus und Garten in Weinsberg schon noch zufrieden sein."

Im Verlauf des Jahres 1861 wurde aber die Gebrechlichkeit so groß, daß ihm selbst der Tod als eine Erlösung erschien und ihm auch von den Angehörigen und Freunden als eine Wohlthat gegönnt werden mußte. Eine leichte Grippe setzte am 21. Februar 1862 dem reichen Leben ein Ziel. Kerner hatte die einfachste Begräbnißweise angeordnet, konnte aber damit doch nicht hindern, daß ein langer Zug von Leidtragenden seinem Sarge folgte. Von den Freunden der Jugend umstanden Uhland, Karl Mayer und Köstlin sein Grab.

Wenn sich Kerner über die Fortdauer seines Namens in einem bekannten Gedichte das Prognostikon gestellt hat:

Flüchtig leb' ich im Gedicht,
Auch des Arztes Kunst ist flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein und schimpfet tüchtig —

so hat er wohl auch hier, wie nicht selten in seinem Leben, von der Welt zu schwarz, von sich zu bescheiden gedacht. An seinen Liedern werden sich noch in ferner Zeit gleichgestimmte Seelen erfreuen; viele davon sind schon jetzt ein Eigenthum der Nation geworden und werden wohl allzeit zu den Perlen deutscher Lyrik gezählt werden. Wann und wie man wieder von Geistern sprechen wird, wissen wir nicht, aber jene geheimnißvollen Erscheinungen der Natur, die Kerner zu ergründen gestrebt hat, werden dem menschlichen Forschungsgeiste keine Ruhe gönnen, bis auch in diese noch dunkeln Regionen ein Licht hellerer Erkenntniß fallen wird, und dann wird man wohl auch im Rückblick auf die

vergangenen Zeiten des Mannes Gedächtniß in Ehren halten, der in einer noch unreifen und solchen Dingen abholden Zeit mit Geist, Muth und Wahrheitsliebe sich an der Lösung jener Räthsel versucht hat.

Wenn man aber auch den Geisterseher ganz vergessen sollte, so wird um so zuverlässiger neben dem Dichter der Mensch, die seltene Persönlichkeit, welcher Dichtung und Leben wie wenigen in eins zusammenfloß, nicht nur in den Herzen der Freunde, sondern auch in der Erinnerung der Nachkommen unter den Lebensbildern deutscher Dichter einen dauernden Ehrenplatz einnehmen.

Vor achtzig Jahren noch mußte Bürger fragen:

Ei, sagt mir an wo Weinsberg liegt?

In wenigen Monaten soll nun das eiserne Band der Länder auch diesen Winkel der Erde mit den Weltstraßen in Verbindung setzen; und wenn dann das Dampfroß an der alten Burg, an dem Haus und Grab und, wie wir hoffen, auch an einem Denkmal unseres Dichters vorübereilt, so mag zwar die Menge auch hier stumpfsinnig an dem Bedeutungsvollen, das ihr im Wege liegt, vorüberbrausen; aber es wird auch in fernen Zeiten nicht an solchen fehlen, die mit Dank und Verehrung des Dichters und Menschen gedenken, der an dieser Stelle durch Geist und Gemüth Tausende erfreut, Niemand mit Willen gekränkt hat, und der in dem Dunkel des Natur- und Menschenlebens dem inneren Licht auf eigenen Wegen nachgegangen ist.

Der württembergische Volkscharakter.

1863. 1884.

In dem geographischen Gesammtbild des Landes läßt sich als ein charakteristischer Hauptzug bezeichnen: auf kleinem Raum reiche Gliederung und bunte Mannigfaltigkeit der Bildungen, ohne daß doch die Verschiedenheiten zu großen und schroffen Gegensätzen auseinandertreten. Das Land hat keine Hochgebirge, keinen großen Strom, keinen offenen Horizont, keine Niederungen oder ausgedehnte Hochflächen, aber es zeigt eine unendliche Abwechslung von größeren und kleineren Gebirgszügen, Thälern und Landrücken; es nimmt an fünf geologischen Hauptformationen Antheil; wiewohl es sich nur auf zwei Breitegrade erstreckt, sind doch die Unterschiede des Klimas fast so groß als innerhalb des ganzen mitteleuropäischen Ländergebiets; die Bodenkultur umfaßt den lohnendsten Weinbau und kümmerlichen Sommergetreidebau mit allen Zwischenstufen, ohne daß doch die Erde irgendwo den Fleiß des Menschen entbehrlich machte oder unbelohnt ließe. Das Land liegt nicht an den großen Weltstraßen des Völkerverkehrs; doch treffen die

zwei wichtigsten Stromgebiete Europas hier in ihrem Oberlauf zusammen; ihre Wasserscheide durchzieht nach allen Richtungen das Land, und sie weisen den Blick und das Interesse gleichmäßig nach Norden und Osten.

Ein ähnliches Bild gibt die geschichtliche Betrachtung. Was auf der Karte von Europa Deutschland, das war auf der Karte Deutschlands wieder der schwäbische Kreis, der bunteste und zerhackteste Theil des Reiches, ein verwirrendes Gemenge kleiner Landschaften, geistlicher und weltlicher, dynastischer, städtischer und korporativer Besitzungen, die alle im Lauf der Zeit die politische Selbständigkeit zu erringen gewußt hatten und sie mit wachsamem Eifer und zäher Ausdauer zu hüten bemüht waren. Was jetzt Württemberg heißt, hat noch am Anfang des Jahrhunderts wohl 70, und, wollte man die Reichsritterschaft einzeln rechnen, über 200 Herren gehabt. Keines der deutschen Länder bietet in diesem Punkte ähnliche Extreme dar. Zwar bildete das alte Herzogthum Württemberg schon nahezu die Hälfte des jetzigen Königreichs und eine ziemlich kompakte, auch relativ gleichartigere Gruppe von Land- und Herrschaften; seinem Einfluß auf die Nachbarn standen jedoch mächtige Gegenwirkungen, besonders das Gewicht der vorderösterreichischen Lande, im Wege; und selbst innerhalb des eigenen Gebiets waren Rechte und Leistungen, Gesetze und Gebräuche oft noch von Ort zu Ort verschieden. Wenn aber die Abstufung und Mannigfaltigkeit der politischen Gebilde sich zum Theil bis ins Kleinliche und Bedeutungslose verlor, so konnten doch schroffe Gegensätze oder

völlige Isolirung nicht aufkommen. Der Gegensatz der Konfessionen war weitaus der stärkste, doch hatte man sich gewöhnen müssen, den anderen Theil auch neben sich gewähren zu lassen. Die schwäbischen Kreisstände vermochten zwar in den Gang der Welt- und Reichsereignisse niemals in bedeutender oder gar entscheidender Weise einzugreifen, aber doch hatten sie an den großen Bündnissen und inneren Fehden, an der Reformation und dem Bauernkriege, an den Religions-, Erbfolge- und Revolutionskriegen im Guten und Schlimmen lebhaften Antheil zu nehmen; das Gefühl und Bedürfniß des nationalen Zusammenhangs wurde durch die wachsende Zersplitterung im Ganzen doch mehr genährt als abgeschwächt; und es fehlte wenigstens nicht ganz an höheren Zielpunkten und gemeinsamen Interessen, die den Blick über den engen Horizont der lokalen Sonderbestrebungen hinauswiesen.

Wenn wir nun unter Volkscharakter diejenigen psychologischen Merkmale verstehen, die uns bei der Vergleichung eines Volks mit andern Völkern als dessen Eigenthümlichkeiten entgegentreten und von denen wir annehmen, daß sie sich durch physische Fortpflanzung und den gesellschaftlichen Kontakt bei der Mehrzahl der Individuen konstant erhalten, so müssen wir zum voraus wahrscheinlich finden, daß derselbe in einem Zusammenhang mit dem geographischen und geschichtlichen Elemente, und zwar zu jenem in einem Verhältniß der Abhängigkeit, zu diesem im Verhältniß der Wechselwirkung steht. Wie es sich nun aber auch im Näheren mit einem solchen Kausalzusammenhang verhalten

mag, so wird man es doch in der That auch in dem Charakterbild des Schwaben als einen hervortretenden Zug bezeichnen dürfen, daß es ihm widerstrebt, sein Wesen in zwingende nivellirende Formen einzufügen, daß es ihn drängt, dasselbe zur freien individuellen Gestaltung zu bringen, daß uns das Volksleben in noch etwas höherem Maße wie anderwärts zunächst als eine bunte Mannigfaltigkeit auseinanderlaufender Meinungen und Lebensrichtungen gegenübertritt. Wenn man schon dem Deutschen überhaupt gegenüber von den Romanen und Slaven eine centrifugale Neigung beigelegt hat, so scheint jedenfalls das schwäbische Naturell hievon am wenigsten frei zu sein. Fremder Autorität und Gewalt wird sich der Schwabe nur unter dem Drang der Nöthigung und mit ausdauerndem Widerstreben fügen. Er will sich gehen lassen und seiner Natur keinen Zwang anthun; er scheut nichts so sehr wie den Schein der Unselbständigkeit und Affektion; er stellt nichts so hoch als die Eigenartigkeit und Unbeugsamkeit des Charakters. Selbst der Sprache, die anderwärts dem Einzelnen, der sich mit williger Hingabe in sie einlebt, das Denken so unendlich erleichtert, stellt er eine spröde Subjektivität gegenüber, und auch der Gebildete wird sich für den Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen lieber mit dem stockenden und unzureichenden Worte, das der Augenblick darbietet, begnügen, als zu eingelernten Formen und Wendungen der Schrift- und Umgangssprache greifen. Es ist einleuchtend, daß in diesem Grundzug des Naturells ebenso ein kleinlicher und bornirter Eigensinn als die edelste

Geistes- und Charakterbildung wurzeln kann. Schon Tausenden, und darunter den edelsten Söhnen des Landes, ist die Heimath zu eng für die Entfaltung ihrer Individualität geworden und sie haben lieber den Zwang und das Elend der Fremde auf sich genommen, als sich zu Hause widerstrebenden Formen eingefügt.

Dieser Trieb der freien individuellen Selbstentfaltung könnte zum Maßlosen und Abenteuerlichen oder zum Kleinlichen und Absurden führen, wenn ihm nicht andere Eigenschaften mildernd und einschränkend, das Extreme niederhaltend, zur Seite stünden. Das ganze Leben des Volks wie der Einzelnen bewegt sich auf beengtem Gebiet und gibt zu großartigen und excentrischen Anläufen wenig Raum. In dem dicht bevölkerten kleinen Binnenstaat haben die Meisten alle Hände voll zu thun, um nur den Nahrungsstand zu sichern und der Nothdurft des Lebens zu genügen. Der Trieb, dem freien Genius zu folgen, stößt nach allen Seiten auf eherne Schranken. Dieser Konflikt findet nun aber weder darin seine Lösung, daß der Einzelne seine Forderungen an das Leben in kühnem Anlauf gegen die widerstrebende Wirklichkeit erkämpft, noch daß er sie preisgibt und sich willig dem Weltlauf fügt, sondern daß er, sie festhaltend, aber auf die äußerliche Verwirklichung verzichtend, gerne im Innern, in der Welt der Gedanken, Träume und Gefühle, einen Ersatz sucht. Es ist daher dem Schwaben auch ein stiller, reflektirender Ernst, eine bald nüchterne, bald träumerische, in sich gekehrte Lebensrichtung eigen, die sich nicht an dem Schein und der Außen-

seite der Dinge genügen läßt. Seine Nachbarn, der Franke, der Rheinländer, der Norddeutsche, um vom Franzosen nicht zu reden, erscheinen ihm gerne als leichtfertig und oberflächlich; ja es fehlt nicht viel, daß er sie, namentlich unter dem Eindrucke ihrer größeren Gewandtheit und Redefertigkeit, als Schwätzer und Windbeutel ansieht. Umgekehrt erscheint der Schwabe in der Fremde sehr häufig als schwerfällig, schweigsam, unbehilflich, aber reell und achtenswerth. Er liebt es mehr zu sein als zu scheinen; der Trieb, sich zwanglos zu bewegen, und die Neigung, den Gehalt mehr hinter als in der Erscheinung zu suchen, bestimmen ihn mit vereinter Wirkung, auf die äußere Selbstdarstellung bei sich und andern wenig Gewicht zu legen.

Indem sich nun aber mit diesem Geist einer ernsten Reflexion, mit jenem Drang nach freier Selbstentwicklung noch die allen germanischen Völkern eigene Richtung des Gemüths auf das Uebersinnliche und Unendliche verknüpft, entsteht als weiteres Merkmal in dem schwäbischen Charakterbild jener idealistische und metaphysische Zug, die Aufmerksamkeit auf die letzten Zielpunkte des Menschenlebens, das Bedürfniß, auf eigenen Wegen sein individuelles Leben an das Höchste anzuknüpfen, wie es sich auf religiösem Gebiet und im Felde der Wissenschaft und Kunst in mannigfaltigen und bekannten Erscheinungen kundgibt.

Wenn man nun an eine solche Charakteristik nicht den Anspruch macht, daß sie auf jedes beliebige Individuum, auf alle Kreise der Gesellschaft anzuwenden sein müsse,

wenn man erwägt, daß sie sich nur bei einem vergleichenden Ueberblick auf das politische, gesellige und geistige Leben der deutschen Stämme als ein kleines Mehr, als eine leichte Schattirung des Gemeinsamen ergeben kann, wenn man sich erinnert, daß dabei die allgemein menschlichen Eigenschaften, die natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse als die weit überwiegende reelle Grundlage des gesellschaftlichen Lebens vorausgesetzt sind, so wird man immerhin in jenen Charakterzügen einen Schlüssel finden können, um manche eigenthümliche Erscheinungen des württembergischen Volkslebens zu verstehen und auf einen gleichartigen Ursprung zurückzuführen.

Auffallend kann es erscheinen, daß diejenige Eigenschaft, welche in allen ähnlichen Schilderungen der schwäbischen Stammesart in erste Linie gestellt zu werden pflegt, im Obigen gar nicht genannt ist, die Gemüthlichkeit. Allein was mit diesem vieldeutigen Ausdruck wirklich Richtiges bezeichnet wird, dürfte aus dem Obigen genauer abzuleiten sein und vielleicht auf das schon Erwähnte hinauskommen, daß der Schwabe, weil er zum Ausdruck seiner Empfindungen sich weniger der kurrenten Formen und bereits fest ausgeprägten Redeweisen, als der selbstgewählten und momentan eingegebenen Geberden und Worte bedient, hiedurch da, wo sich ein wohlwollendes und edleres Gemüth in solcher Weise kundgibt, den Eindruck des Herzlichen, Naiven, Ansprechenden macht, während freilich, wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, der Eindruck ein um so ungemüthlicherer werden kann. Wenn man mit dem Prädikat

der Gemüthlichkeit, wie gewöhnlich geschieht, auch noch ein offenes, zutrauliches, entgegenkommendes, behagliches Wesen bezeichnen will, so ist dies weit weniger zutreffend; und man würde vielleicht mit mehr Recht sagen, daß der Schwabe im Umgang mit Fremden vorsichtig, zurückhaltend, wo nicht mißtrauisch ist, daß er seinen häuslichen und geselligen Kreis gerne nach außen abschließt und auf den Unbekannten oder Fremden zuerst weit eher den Eindruck einer schweigsamen Trockenheit als der entgegenkommenden Freundlichkeit macht. Noch schiefer ist es, wenn man einen Gegensatz von Gefühls- und Verstandesmenschen aufstellen und den Schwaben dabei zu den ersteren rechnen will; man würde ihm mit mehr Recht einen Geist der Kritik, der Dialektik, des Raisonnements, wo nicht des Widerspruchs beilegen. Er ist keineswegs besonders dazu geneigt, unter dem Eindruck des Augenblicks und ersten Gefühls zu handeln. Wenn endlich manche Schriftsteller auch Treue, Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit als schwäbische Charakterzüge aufzählen, so sind dies Eigenschaften, die ihrer Natur nach nicht wohl das Monopol einzelner Stämme sein können, und man wird sich mit der Anerkennung begnügen müssen, daß jene Tugenden in Schwaben wenigstens nicht seltener zu treffen sind, als in anderen deutschen Ländern.

Was das politische Leben anbelangt, so ist dem Württemberger ein entschiedener Sinn für bürgerliche Freiheit und ein lebhaftes Interesse für die Erörterung öffentlicher Fragen beizulegen. Das altwürttembergische Volk hat seine landständischen Rechte und Freiheiten früh errungen und

selbst in Zeiten, wo das unbeschränkte Fürstenrecht in ganz Deutschland und dem größten Theil von Europa waltete, mit zäher Ausdauer und nicht ohne Erfolg vertheidigt. Nur in einer Periode äußerer Gewaltherrschaft und des größten Umsturzes aller europäischen Verhältnisse erlitten die verfassungsmäßigen Zustände eine völlige, wiewohl auch nur ein Decennium umfassende Unterbrechung. Jenes als schwäbischer Grundzug bezeichnete Verlangen nach freiem Raum für die Ausprägung der Individualität macht sich hier sowohl als das allgemeine Grundmotiv des politischen Interesses wie in der näheren Art und Weise seiner Aeußerung geltend. Je mehr die Gesichtspunkte und Meinungen in bunter Kreuzung durcheinander laufen, desto schwerer ist es, für positive Bestrebungen eine Mehrheit zu finden, desto leichter aber wird man sich über das, was man nicht will, also in der Opposition und Vertheidigung, einigen können. Die politische Befähigung des Volkes hat ihre starke Seite darin, Einschränkungen zu beseitigen, Rechte zu schützen, Neuerungen abzuwehren; sie tritt weniger hervor, wo es sich um ein gemeinnütziges Zusammenwirken, um eine Unterordnung der individuellen Ansichten unter die Mehrheit und das allgemeine Interesse handelt. Parta tueri, das Errungene festhalten, war schon in der älteren Zeit ein bezeichnender Wahlspruch der Fürsten und des Volkes. Die fremden Erfahrungen und die Vorgänge auswärtiger Staaten erscheinen nicht als maßgebend; es wird alles wieder unter andere und eigenthümliche Gesichtspunkte gestellt. Besonders in dem altwürttembergischen Stamm

lebte das Bewußtsein, daß, wenn etwas sonst in der Welt seine Geltung habe, es damit noch nicht auch für sein auserwähltes Land beglaubigt sei. Das Schillersche: „Ihr, Ihr dort außen in der Welt" ist für diese Anschauungsweise ganz bezeichnend. Zugleich liegt aber in jenem Trieb der freien Subjektivität eine ebenso sehr auf Gleichheit wie auf Freiheit gerichtete nivellirende Kraft. Die Stände, die im alten Lande allein hervortreten, die der Beamten und Geistlichen, waren solche, zu denen der Zutritt Jedem offen stand. Der wenig zahlreiche Adel fand seine Stellung nur bei Hofe, nicht im Volk. Selbst geistige Vorzüge gelangen nur schwer zur Geltung; die talentvollsten Söhne des Landes haben ihre Anerkennung und das Feld ihrer Wirksamkeit im Auslande gefunden. Man ist gewöhnt, aus Niemandem viel Wesens zu machen. Das Uhland'sche Wort: „Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn Einer bin auch ich" ist ein echt schwäbisches. Es liegt in diesem Charakterzug zugleich die Gefahr eines Vorwaltens der Beschränktheit und der Mittelmäßigkeit.

Noch lebhafter als das politische tritt das kirchlich-religiöse Interesse hervor. Jener metaphysische Zug des schwäbischen Stammes verbindet sich mit dem Triebe der freien Individualität zu sehr eigenthümlichen Erscheinungen.

Im Großen und Ganzen ist nicht zu verkennen, daß viel religiöses Interesse vorhanden ist, daß beide Kirchen, jede in ihrem Kreise, mit den tiefsten Wurzeln in das Volksleben verwachsen, daß sie in Schwaben noch weit davon entfernt sind, als eine dem Zeit- und Volksbewußt-

sein fremd gewordene Macht bezeichnet werden zu dürfen. Das altwürttembergische Volk hat seine Glaubensfreiheit zu theuer erkaufen, zu wachsam behüten müssen, als daß es sie nicht hochhalten sollte, und man darf wohl die evangelische Landeskirche Württembergs als eines der lebenskräftigsten Glieder des deutschen Protestantismus bezeichnen. Aber auch die katholische Kirche nimmt in vielen Beziehungen, namentlich auf dem theologischen Felde, eine über die Grenzen der Diözese hinausreichende Stellung in Deutschland ein.

Im Einzelnen zeigen sich, am meisten bei dem altwürttembergischen Theile, mancherlei Besonderheiten. Das religiöse Gefühl läßt sich weniger wie in andern Theilen der deutschen evangelischen Kirche an demjenigen genügen, was die Ordnungen der Kirche in Symbolen und Formen des Kultus darbieten oder fordern. Von Anfang an waren die Kultusformen der evangelischen Kirche, eben weil sie das Gemeinsame auszudrücken hatten, dessen doch nur wenig war, in Schwaben die einfachsten, nüchternsten, der reformirten Kirche am nächsten stehenden; das geistliche Wort und Lied wurde mehr als irgendwo der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Eine der ersten und nachhaltigsten Reaktionen gegen ein in äußeren Formen erstarrendes Lutherthum ging vom schwäbischen Boden aus; und die Landeskirche konnte nur durch die Beibehaltung einfacher Kultusformen und durch weises Gewährenlassen im Einzelnen die vielfach auseinanderstrebenden Richtungen in Einer Gemeinschaft zusammenhalten. Dazu kam noch wohl als wirk-

samstes Motiv theils die gefährdete Stellung, in welcher der württembergische Protestantismus sich als ein in den katholischen Süden hineinragender, von mächtigen Nachbarn bedrohter Vorposten befand, theils die zwingende Abhängigkeit, in der die bürgerlichen Rechte von dem Verband mit der Staatskirche standen. Um so mehr aber suchte jener Drang, dem inneren Genius keinen Zwang anzulegen, seine eigenen Wege, in der älteren Zeit mehr neben, in der neueren auch außer der Kirche. Indem ein tieferes religiöses Gefühl, eine glaubensvollere Richtung eine Ergänzung zu demjenigen, was die Landeskirche in ihrer mehr vermittelnden Haltung darbot, in Privatgottesdiensten und freien Gemeinschaften suchte, entstand jene im Land weitverbreitete Erscheinung des Pietismus, die zu den bemerkenswertheften Eigenthümlichkeiten des württembergischen Volkslebens zu zählen ist. Indem andere nach dem ebenso protestantischen als echt schwäbischen Prinzip der freien Forschung in der Schrift auf absonderliche religiöse Anschauungen geführt wurden und an dem oder jenem Theile des kirchlichen Dogmas Anstoß nahmen, entstanden innerhalb und außerhalb der Kirche jene eigenthümlichen kleinen Sekten, für welche das altwürttembergische Land bis in die neuere Zeit herein ein fruchtbarer Boden geworden ist. Indem endlich bei noch anderen der Geist einer voraussetzungslosen wissenschaftlichen Forschung allen Offenbarungs- und Autoritätsglauben von sich warf, geschah es, daß in der unmittelbaren Heimath des Pietismus und Sektenwesens die Schule der freien Denker ihre kühnsten und scharf-

sinnigsten Vertreter und zahlreiche Anhänger gefunden hat. Wenn sich daher oben das geographische wie das geschichtliche Charakterbild des Landes in die Worte fassen ließ: auf kleinem Raum die größte Mannigfaltigkeit, so gilt dies im vollsten Maße auch von dem religiös-kirchlichen Leben, nur daß sich nicht mit gleichem Recht auch jener mildernde Beisatz anfügen ließe: ohne schroffe Gegensätze.

Auch im geselligen Leben machen sich die Wirkungen der obigen Charakterzüge in leicht erkennbarer Weise geltend. Jener Trieb, sich gehen zu lassen, sich keinem Zwang und keiner Dressur zu unterwerfen, jener in sich gekehrte, reflektirende Ernst, die geringe Aufmerksamkeit auf äußere Formen, jene trockene Schweigsamkeit, jene Scheu vor allem Hervortreten sind ihrer Natur nach keine günstigen Vorbedingungen für eine höhere Geselligkeit; und man wird wohl sagen dürfen, daß gesellige Talente, belebende, anregende, beredte Naturen unter den Schwaben verhältnißmäßig weniger zu treffen sind als unter den Franken, Rheinländern und Norddeutschen. Auch Feste und Spiele des Volks sind selten und haben wenig volksthümlichen Charakter; das Volk erscheint nur als eine Menge von Einzelnen, in zuwartender Haltung, ohne sympathische Stimmung, ohne Empfänglichkeit für bedeutsame Vorgänge oder zündende Worte. Abgesehen von der neuesten Aera des Vereins- und Parteiwesens zerfällt die Gesellschaft in eine unendliche Menge kleiner und kleinster Kreise, Coterien, Kränzchen, wo man seine besonderen Tage, Häuser, Zimmer, ja Tischplätze hat und wo der Zutritt dem Fremden ziemlich

schwer fällt. Das Vereinswesen findet aber eben darum so großen Anklang, weil man sich dabei nur für einzelne, ganz spezielle Zwecke bindet und in allem Uebrigen seine volle Freiheit bewahrt. Ein wichtiger Grundzug der schwäbischen Geselligkeit, der zwar im Allgemeinen als süddeutsch bezeichnet werden kann, aber doch wohl nirgends so ausgebildet und festgewurzelt sein mag, ist die Trennung der Geschlechter. Der Mann sucht seine Erholung außer dem Hause, an öffentlichen Orten in der Gesellschaft von Männern; die Frau bleibt mehr auf den häuslichen Kreis und den weiblichen Umgang beschränkt. Der norddeutsche Theetisch findet wenig Anklang und erscheint den Männern lästig. Die Unterhaltung der Männer wird hiedurch freier, vielseitiger, gehaltvoller, sie verzichtet aber auch mehr auf die gebildeten Formen und die feinere Geselligkeit. Beim weiblichen Theile hängen hiemit die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Hausfrau zusammen, zugleich aber auch daß höhere Geistesbildung der Frauen vielleicht seltener als in Norddeutschland ist, weil sie von den Männern weniger gesucht und gewürdigt wird. Ein schwäbisches Charakterbild würde ein unvollständiges und allzu ernsthaftes werden, wenn es nicht auch jenes Gefallens an der zwanglosen Geselligkeit des Wirthshauses, an humoristischer und ausgelassener Unterhaltung, an den Freuden des Bechers und Mahles Erwähung thäte, ja es würde sich dem Vorwurf der Verschweigung oder Beschönigung aussetzen, wenn es unbemerkt ließe, daß unter den Klippen und Gefahren, denen das schwäbische Naturell ausgesetzt ist, die Liebe zu

geistigen Getränken eine wichtige Stelle einnimmt, und zwar keineswegs bloß für die niederen und ungebildeten Volksklassen. Das Wirthshaus ist unzweifelhaft ein großer Faktor des schwäbischen Volkslebens und die Anziehungskraft desselben eines der größten Hindernisse für ein rascheres Anwachsen des Volkswohlstandes *).

Hinsichtlich der intellektuellen Befähigung kann es als ein seltsamer Widerspruch erscheinen, daß der schwäbische Stamm sich unstreitig durch seine Fruchtbarkeit an geistigen Größen auszeichnet und doch von Alters her bei seinen Nachbarn die Zielscheibe spöttischer Reden gewesen ist, als ob er von langsamer Fassungskraft und blöden Urtheils wäre. Allein es läßt sich wohl begreifen, wie da, wo nicht ganz das normale Maß von Nachahmungstrieb und Abrichtungsfähigkeit herrscht, begabtere Köpfe und edlere Gemüther zu einer freieren und tieferen Entwicklung ihres Talents und Charakters gelangen können, der Beschränktere aber, wenn er ebenfalls nur seinem Genius folgen zu sollen glaubt, sich ungünstiger darstellen wird, als wenn er das fertige Gepräge eines mittleren Typus angenommen hätte. Ebenso kann an den bekannten Sprüchen von Schwabenstreichen und vom Schwabenalter wohl insoweit

*) Wenn in anderen Ländern entweder Wein oder Bier oder Obstmost oder gebrannte Wasser ꝛc. das ausschließliche oder vorherrschende unter den geistigen Getränken bilden und nicht ohne Einfluß auf Sitten und Lebensweise bleiben, so kann sich der Schwabe auch hierin der Mannigfaltigkeit und eines gewissen Universalismus, der in der Fruchtbarkeit und den klimatischen Verschiedenheiten des Landes seine Stütze findet, rühmen, wie denn schon ein altes Witzwort von ihm sagt: nihil, quod bibi potest, a se alienum putat.

etwas Wahres sein, als derjenige, der gerne seine eigenen Wege geht und in selbstgeschaffenen Träumen und Idealen lebt, größeren Fehlschlüssen ausgesetzt ist und sich später in den Weltlauf schicken wird, als wer von früh auf gewöhnt wird, in die Fußstapfen der Andern zu treten und die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Auch das mag noch im innigeren Zusammenhang mit diesem Grundcharakterzug stehen, daß die stärkere Seite der schwäbischen Intelligenz in den Gebieten des abstrakten Denkens, die schwächere in der Aufmerksamkeit auf die sinnliche Erscheinung der Dinge liegt, daß bei vielen die Denkkraft ausgebildeter ist als das Auge, daß sich eine größere Befähigung im deduktiven als im induktiven Denken bemerken läßt.

Was endlich das praktische Erwerbs- und Berufsleben anbelangt, so wird man anstellige Gewandtheit und leichte Aneignung des Neuen und Fremden nicht unter die hervortretenden Züge des schwäbischen Charakterbilds aufzunehmen und dem Franken wie dem Rheinländer darin den Vorzug einzuräumen haben. Um so unbedenklicher aber wird man Betriebsamkeit, Sparsamkeit, einen mit Nachdenken verbundenen Fleiß unter die schwäbischen Eigenschaften stellen dürfen. Zwar dem Naturell nach würde sich der Schwabe ein behagliches und beschauliches Genußleben wohl so gut gefallen lassen als andere, aber der Drang der Umstände macht ihn fleißig und sparsam. Die Fruchtbarkeit der Menschen hat den Wettkampf mit der Fruchtbarkeit des Landes stets siegreich überstanden, aber dadurch auch zu stetiger Steigerung der Arbeit oder Beschränkung der Be-

dürfnisse genöthigt. Ansehnlicher Reichthum ist in den Dörfern und Landstädten selten und erhält sich bei größerer Kinderzahl und gleichem Erbgang nicht leicht durch mehrere Geschlechter. Die große Masse des Volks, besonders der Landbewohner, ißt, ohne große Unterschiede der Lebensweise, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts. Fleiß und Sparsamkeit geben sich da von selbst und mögen im Lauf der Zeit zu einem traditionellen Erbgut geworden sein; wenigstens trifft man sie in der Regel auch da, wo keine Nöthigung dazu vorläge. Der Reiche wird seine bessere Lage weit häufiger verdecken als zur Schau stellen; man wird ihn häufig klagen und selten prahlen hören. Schwindler, Großsprecher, Verschwender sind im Ganzen seltene, auffällige und gemiedene Erscheinungen; man wird wohl, zumal auf dem Lande, leicht zehn Geizige auf Einen Verprasser zählen. Größer als die Gefahr der Verschwendung ist die der gewagten Spekulationen und unüberlegten Bürgschaften.

Die militärischen Stammeseigenschaften endlich finden schon in dem alten Wort der Kaiserchronik ihre Anerkennung: „Die Swaben sin guote Rekken und wol wighaft." Das Zeitalter der Ritter und Landsknechte, die fast unaufhörlichen Kämpfe und Fehden der württembergischen Grafen mit ihren Nachbarn, mit kleinen und großen Gegnern bieten dafür genügende Zeugnisse. Die Zeiten des Herzogthums sind der Entwicklung jener Eigenschaften weniger förderlich, da die Verfassung den Herzogen die Unterhaltung stehender Truppen verwehrte, die militärische

Organisation des schwäbischen Kreises bei seiner Zersplitterung eine höchst unvollkommene war und die Schwaben fast nur als Söldlinge im fremden Werbedienst vereinzelt in allen Heerlagern und Welttheilen kämpften. Dagegen boten die langen und großen Kriege der französischen Revolution und Napoleonischen Aera, sowie die neuesten Kämpfe um Deutschlands Machtstellung und nationale Einigung württembergischen Truppen reichsten Anlaß, kriegerischen Muth und ausdauernde Tapferkeit zu bewähren.

Der ganze vorstehende Versuch einer Stammescharakteristik wird nun freilich den Eindruck machen müssen, daß die Merkmale, die hier als schwäbische Stammeszüge gelten, große Aehnlichkeit mit denjenigen haben, in welchen man häufig das ganze deutsche Volk gegenüber von andern Nationen zu charakterisiren pflegt. Die centrifugale Richtung, der reflektirende Ernst, der idealistische und ideologische Zug werden in der That auch in einer allgemeineren Zeichnung des Deutschen eine Stelle finden müssen. Wenn nun das obige Bild gleichwohl kein verfehltes sein sollte, so würde daraus folgen, daß man nicht mit Unrecht den Schwaben schon einen potenzirten Deutschen genannt hat, sofern einige der nationalen Eigenschaften, gute wie schlimme, beim Schwaben in noch etwas stärkerer Markirung hervortreten, als bei den andern Stämmen. Es ist auch in der That wohl denkbar, daß in den deutschen Großstaaten die langen Kämpfe und Berührungen mit den slavischen Nachbarn, die politisch gebotene Zusammenfassung aller Machtmittel dem Volksgeist eine straffere Form und disziplinirtere

Haltung gaben, daß in der norddeutschen Niederung wie auf der bayerischen Hochebene die Gleichförmigkeit der Naturbedingungen ein schärfer begrenztes Stammesgepräge begründeten, daß am mittleren und unteren Rhein, in der schönen Heimath des begabtesten unter den deutschen Stämmen, die Verflechtungen in die deutsche und europäische Politik gebundenere Zustände und vielfachere Störungen einer selbständigen Entwicklung schufen, während hier in dem gesegneten, reich gegliederten und abgeschlossenen Winkel das deutsche Wesen gleichsam sich selbst überlassen war und seinen Reichthum wie seine Mängel und Einseitigkeiten in freiem Spiele entfalten durfte.

Das vorstehende Charakterbild hatte zunächst nur die Nord- und Niederschwaben, die Bewohner des Neckarlandes, des Schwarzwalds und der Alb im Auge und ist auf den Oberschwaben in vielen Punkten weniger anwendbar. Nach geographischen und geschichtlichen Verhältnissen stehen die Oberschwaben Württembergs ihren Stammesbrüdern zwischen Iller und Lech näher als den nördlich von der Donau Wohnenden. Bei gleichen Grundanlagen hat hier die geringere Volksdichtigkeit, die zerstreute Wohnart auf Höfen und Weilern, der relative Mangel an industrieller Entwicklung, der größere bäuerliche Wohlstand stabilere, befriedigtere, behaglichere Zustände geschaffen. Der Oberschwabe bildet das Mittelglied zwischen dem Schwaben und Bayern. Die Kräfte des Beharrens sind stärker in Staat, Kirche und sozialen Verhältnissen. Der reflektirende, in sich gekehrte Ernst des Altwürttembergers

ist weniger bemerkbar. Er erfreut sich im Ganzen eines sorgenloseren Daseins und braucht sich weniger zu plagen, als der Unterländer, unter dessen mancherlei Spottnamen auch der des Hungerleiders ist. Auch die Geselligkeit hat daher einen heitereren und volksthümlicheren Charakter. Die Empfänglichkeit und Befähigung für Musik und bildende Künste scheint stärker, der Sinn für die Regionen des abstrakten Denkens schwächer zu sein als bei den Niederschwaben.

Noch in anderem Sinne als der Oberschwabe bildet in Württemberg der Franke nur den Ausläufer eines Stammes, der jenseits der Landesgrenze seine vollere Heimath hat. Die württembergischen Franken gehörten demjenigen Theil des fränkischen Kreises an, in welchem die Zersplitterung des Territoriums die größte Ausdehnung erreicht hatte, und ebenfalls die Konfessionen wie die Staatsgebiete in bunter Mischung unter einander lagen. Der praktisch wichtigste Unterschied unter den württembergischen Franken ist der zwischen den Bewohnern der meist schmalen und scharf ausgeschnittenen Thäler, in welchen eine dichte Bevölkerung auf parzellirtem Boden vom Wein- und Getreidebau mit meist beengtem Nahrungsstand lebt, und zwischen den Bewohnern der ausgedehnteren Plateaus, die in Weilern und Höfen mit geschlossenem Grundbesitz und in ansehnlichem bäuerlichem Wohlstand leben. Die letzteren haben hiedurch mehr Berührungspunkte mit den Oberschwaben, die ersteren mit den Bewohnern des Neckarthales. Die Grenzlinien zwischen Schwaben und Franken

sind äußerlich, sowie den Stammesmerkmalen nach unvermittelter und schärfer gezogen, als zwischen Nieder- und Oberschwaben. Schon die Dialektsverschiedenheit ist weit größer und hat weniger Zwischenstufen. Den reich begabten Stamm der Franken hier in einem seiner kleinen Bruchtheile zu charakterisiren, kann nicht die vorliegende Aufgabe sein. Dem Schwaben gegenüber fallen an dem württembergischen Franken die gefälligeren Umgangsformen, die weichere und fließendere Rede, die größere Gewandtheit und Lenksamkeit leicht ins Auge. Seiner Geselligkeit ist ein leichterer und fröhlicherer Ton eigen. Es haben sich mehr eigenthümliche Sitten und Gebräuche erhalten als im Schwabenlande. Kirchlicher Sinn ist dem Franken in gleichem Maße beizulegen wie dem Schwaben. Die evangelische Kirche hat jedoch daselbst noch reichere Kultusformen und mehr Eigenthümlichkeiten. Der Pietismus und das Sektenwesen sind weniger vertreten.

Außer diesen Grundformen der Stämme sind mancherlei Mischungen und Schattirungen zu bemerken, die durch das Hinzutreten geschichtlicher Erinnerungen und der konfessionellen Unterscheidung gebildet oder verstärkt werden. So wird in Ulm das oberschwäbische Naturell durch das evangelische Bekenntniß und große reichsstädtische Erinnerungen modifizirt. Hall ist das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet. In Heilbronn weht pfälzische und rheinländische Luft. Am Oberlauf von Kocher und Jagst kreuzen sich schwäbische, fränkische und bayrische Elemente. Am obern Neckar greifen katholische, vorderösterreichische und reichs-

städtische Gebiete in das alte evangelische Stammland herein. Reutlingen und Eßlingen sind neuwürttembergische Enklaven des Stammlandes, deren reichsstädtische Erinnerungen vor Allem an dem langen Kampfe für ihre Unabhängigkeit gegen den mächtigeren Nachbar haften. Im katholischen Oberschwaben bilden einige ehemalige Reichsstädte paritätische Oasen. Auch die kleinsten der zahlreichen Reichsstädte haben bis auf den heutigen Tag mancherlei Eigenthümlichkeiten zu bewahren gewußt. Es konnte nicht fehlen, daß alle derartigen Mischungen der Elemente sich auch durch Schattirungen des Volkscharakters ausprägten, und jene Mannigfaltigkeit und reiche Gliederung auf kleinem Raum, von der die ganze Betrachtung ihren Ausgangspunkt nahm, tritt somit auch wieder am Schlusse derselben in volles Licht.

Es mag in diesem Zusammenhang die angemessene Stelle sein, um in einer kurzen Uebersicht die hervorragenden Männer zu nennen, deren Heimath der württembergische Boden gewesen ist. Dieselbe dürfte zugleich in manchem theils zur Bestätigung, theils zur näheren Ausführung des obigen Charakterbildes dienen. Wenn in einer Beschreibung von Württemberg die Naturprodukte des Landes, Mineralien, Flora und Fauna eingehender erwähnt, wenn ferner die durch mechanische Arbeit erzeugten Werthe umständlicher dargelegt werden, so wird es wohl der Mühe werth sein, auch die Fruchtbarkeit des Landes an den Produkten des Geistes und die Leistungen auf dem Felde der intellektuellen Arbeit wenigstens in kürzestem

Umriß zu erwähnen, zumal da gerade hierin eine der glänzendsten Seiten von dem Bilde des Landes und Volkes liegt. Unter der kleinen Zahl von Namen, die durch alle Völker und Jahrhunderte leuchten werden, zweifach, durch Schiller und Kepler, vertreten zu sein, ist für sich allein schon etwas Großes für eine kleine Landschaft des Deutschen Reiches, und doch sind auch die Sterne zweiter und dritter Ordnung noch zahlreich genug.

Es ist billig, mit den Dichtern den Anfang zu machen, da nun doch einmal Schiller jeden andern schwäbischen Namen überstrahlt. Schiller ist zu groß und universell, als daß ihn der einzelne unter den deutschen Stämmen, der ihn erzeugt hat, sich aneignen dürfte; doch wird man in dem idealistischen Zug des Dichters, in dem energischen Drang nach freiester individueller Entwicklung, in der Mischung von Dichter und Denker, in der geringeren Aufmerksamkeit auf die sinnliche Erscheinung der Objekte unschwer noch die Elemente einer schwäbischen Natur unterscheiden können. An Uhland, der sich durch den volksthümlichen Gehalt und die klassische Form seiner Dichtungen unter die ersten und jedenfalls unter die gelesensten und beliebtesten deutschen Dichter gestellt hat, ist jeder Zoll ein echter Schwabensohn. Wieland scheint dem schwäbischen Naturell ferner zu stehen; eine nähere Betrachtung seines inneren Entwicklungsgangs würde gleichwohl in vielen Zügen den Abkömmling einer paritätischen südschwäbischen Reichsstadt, in der sich behaglicher Lebensgenuß und lebendiger Kunstsinn mit mancherlei ernsten Gegensätzen aus-

einander zu setzen hat, noch erkennen. Schubart, Hölderlin, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike haben wohl kaum ein anderes Merkmal als das eines namhaften Dichterrufes gemein, bezeugen aber eben hiedurch den schwäbischen Reichthum an originellen Lebensanschauungen und Geistesformen. Auch in dem Felde der geistlichen Dichtung ist die schwäbische Muse reich und durch Lebende wie durch Gestorbene vertreten. Die Gesangbücher der evangelischen Kirchen Deutschlands enthalten zahlreiche Lieder von württembergischen Verfassern, insbesondere von Philipp Friedrich Hiller und Albert Knapp. Die poetische Ader ist in der That im schwäbischen Stamm weit verbreitet, und außer den zahlreichen Dichtungen, die zur Oeffentlichkeit gelangen, gibt es auch in engeren Kreisen nicht selten schöne Talente, die trotz der Druckfertigkeit unseres Zeitalters mit geistvollen Produkten von trefflicher Form nur den engsten Freundeskreis erfreuen.*)

*) Schwerlich hat irgendwo in der Welt die Liebhaberei und Kunst, Gelegenheitsgedichte zu machen, sei es in lateinischen oder deutschen Versen, größere Verbreitung und Pflege gefunden, als dies im altwürttembergischen Lande der Fall war. Auch in den ganz unliterarischen Regionen fanden sich, was jetzt seltener geworden ist, in Dörfern und Städten da und dort Musensöhne, die, vom Volk Vers- und Reimreißer genannt, Hochzeiten, Kindtaufen, Trauerfälle in selbstgefundenen Formen besingen, und die nicht selten, als mißrathene Genies bald bewundert, bald verspottet, sich in Armuth und Leichtsinn ein bedauerliches Loos bereiten. Mit der Dichtkunst geht die Sangeslust Hand in Hand. Es wird wohl in keinem Land mehr Sangvereine und Liederkränze geben. Der schwäbische Stamm ist reich an schönen Volksliedern; es gibt deren

Auf die Dichter folgen die Theologen und Philosophen. Zu einer dem Stamm angeboren scheinenden Neigung für die Beschäftigung mit übersinnlichen Dingen gesellten sich die großen Seminarbenefizien, um den theologischen Studien, wenigstens bis vor kurzem, die meisten Talente aus den mittleren Ständen zuzuführen, und hiedurch der evangelischen Landeskirche an der Entwicklung des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens in der evangelischen Kirche Deutschlands einen wichtigen und eigenthümlichen Antheil zu verschaffen. Es muß hier genügen, an die Reformatoren Brenz und Oekolampadius, an den Urheber der Konkordienformel Jakob Andreä, an die Theosophen und Mystiker Johann Val. Andreä, Oetinger, Jo. Albr. Bengel zu erinnern. Sodann tritt in der deutsch-evangelischen Theologie zweimal eine Tübinger Schule in bedeutsamer Weise hervor, zuerst die ältere supranaturalistische, die sich an Storrs Namen knüpfte, dann mit weit eingreifenderer Wirkung die

---

viele, die Jedermann kennt, an deren Text und Melodie sich Jung und Alt aus allen Ständen erfreut. Es kann auffallend erscheinen, daß unter diesen Umständen gleichwohl die Dichtung in der schwäbischen Mundart keine bedeutenden Vertreter hat. Es fehlt der Redeweise des Volks weder an Witz und Humor noch an treffenden Bildern und sinnigen Sprüchen, aber dennoch gehört die Mundart nicht zu den mit Liebe gepflegten; sie neigt sich zum Ungefälligen und Derben, und während bei Hebel auch ein gewöhnlicher Gedanke durch das Naive, Anmuthige, Neckische der Mundart gehoben wird, scheint der ostschwäbische Dialekt auch das Bedeutende herabzudrücken. Wenigstens ist es bis jetzt Keinem gelungen, den rechten Ton anzuschlagen. Bei unbestreitbarem Talent sind Sailer, Weizmann u. A. doch stets entweder an der Klippe der Trivialität oder an der der Gemeinheit gescheitert.

neuere, historisch-kritische und radikale, als deren Häupter Baur und Strauß gelten. Neben den gelehrten Theologen dürfen als eine für Württemberg charakteristische und an sich seltene Erscheinung solche nicht unerwähnt bleiben, die, ohne literarische Thätigkeit und ohne in weiteren Kreisen bekannt zu werden, durch eine bedeutende Persönlichkeit von tiefer und eigenthümlicher religiöser Erregung einen Kreis von Jüngern und Anhängern neben oder außer der Kirche um sich zu sammeln und demselben das bleibende Gepräge ihres Geistes aufzudrücken wissen, wofür sich z. B. die Stifter der beiden Hauptrichtungen des württembergischen Pietismus, Pregizer und Michael Hahn, der Gründer der Kornthaler Gemeinde Hoffmann, sowie dessen Sohn, das Haupt des Tempels des Volkes Gottes in Palästina, der Stifter der Sekte der Harmoniten in Amerika Rapp, und der Gründer des Bruderhauses in Reutlingen Gustav Werner anführen lassen. Noch ist hier als an eine eigenthümlich württembergische Erscheinung an die Reihe frommer und beredter, oft geistvoller Prediger und Homileten, Georg Konrad und Karl Heinrich Rieger, Ludwig und Wilhelm Hofacker, auch Steinhofer zu erinnern, deren Schriften theilweise zu den verbreitetsten und gelesensten Büchern in deutscher Sprache gehören.

Ein interessanter Beleg für die theologische Triebkraft des schwäbischen Stammes ist es endlich, daß es auch auf katholischer Seite eine Tübinger Schule gibt, die durch Möhler, Drey, Hirscher u. A. gegründet und vertreten, eine der hervorragendsten Stellungen in der neueren Ent-

wicklung der katholisch-theologischen Wissenschaft in Deutschland einnimmt.

Auch in der Geschichte der deutschen Philosophie ist der schwäbische Name glänzend vertreten, und es gibt unter den Nachkant'schen Philosophen sehr wenige, die sich mit Schelling und Hegel an umfassender und tiefgreifender Wirkung auf das gesammte geistige Leben ihrer Zeit vergleichen ließen. Neben ihnen sind aus der älteren Zeit Georg Bernhard Bilfinger, einer der angesehensten Vertreter der Leibnitz-Wolff'schen Schule, Bardili, der Kritiker der Kant'schen Erkenntnißlehre und Vorläufer Hegels, sodann aus neuerer Zeit als origineller und selbständiger Denker Karl Planck zu nennen. Ebenso nehmen unter den Philosophen der Gegenwart mehrere Württemberger eine hervorragende Stelle ein.

Nächst der Poesie, Theologie und Philosophie sind es die Geschichts- und Staatswissenschaften, an denen württembergische Gelehrte einen hervortretenden Antheil genommen haben. Es genüge, unter den Historikern Sattler, Schlözer*), Gottlieb Jakob Planck, Spittler, Pfister, Stälin, die schon unter den Theologen genannten Baur und Strauß, welch letzterer ebenso noch unter den Philosophen, Literarhistorikern und Publizisten anzuführen wäre, sowie Schwegler und Gfrörer, sodann im Felde der Staatswissenschaften die

*) Schlözer gehört den fränkischen Landestheilen an. Auch Eichhorn, der Begründer des deutschen Staats- und Kirchenrechts, stammt aus einer Familie des württembergischen Frankens (von mütterlicher Seite her bekanntlich auch Goethe).

beiden Moser, den Nationalökonomen Fr. List, Robert Mohl und Paul Pfizer zu nennen.

In Mathematik und Naturwissenschaften gehört Kepler, der Entdecker der Planetenbahnen, zu den größten Gelehrtennamen aller Zeiten und Völker. Aus neuerer Zeit reiht sich ihm durch Leistungen von ähnlicher Tragweite der Physiker Robert Mayer an, der erste Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und des Aequivalents von Bewegung und Wärme. Sodann sind noch die Mathematiker und Astronomen Stiefel, Tobias Mayer, Bohnenberger, die Botaniker Joseph und Karl Friedrich Gärtner, Schübler, v. Martens, Hugo Mohl, der Chemiker Schönbein und der Naturforscher und Techniker K. v. Reichenbach als Forscher, an deren Namen sich bestimmte Fortschritte ihrer Fachwissenschaften knüpfen, zu bezeichnen. Weniger durch literarische Arbeiten als durch geistvolle Vorträge, die sich auf das ganze Gebiet der Naturwissenschaften erstreckten, und fruchtbare Anregungen, die besonders für die vergleichende Zoologie von Bedeutung wurden, verdient K. Fr. Kielmeyer einen Platz in der Reihe der ersten Naturforscher der neueren Zeit.

Als Mediziner von größerer Bedeutung für die Wissenschaft sind Joh. Ferd. Autenrieth, C. A. Wunderlich, W. Griesinger zu nennen, unter den Juristen der Kantianer und Rechtsphilosoph C. H. Gros, der Kriminalist Reinhold Köstlin, der als akademischer Lehrer wie durch eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit hochverdiente K. G. Wächter hervorzuheben. Als Philologen mögen aus älterer Zeit

Nikodemus Frischlin, sein Gegner Martin Crusius und Johann Freinsheim, aus neuerer Zeit der griechische Grammatiker Bäumlein und Wilh. Sigm. Teuffel Erwähnung verdienen.

Unter den schönen Künsten überwiegt die Poesie, deren Material das geistigste ist, hinsichtlich der Ausbildung und Pflege in Württemberg weit alle anderen. Ihr zunächst steht die Musik, für welche viel Empfänglichkeit und Interesse durch alle Kreise vorhanden ist. Große Komponisten hat jedoch Schwaben nicht aufzuweisen; am bedeutendsten ist die produktive Leistung im Choral und Liede. Der Landsmann von Wieland, Knecht, und der Meister im Volksliede, Silcher, dürften an erster Stelle zu nennen sein. In den bildenden Künsten sind die meist oberschwäbischen Meister der älteren Kunst, Martin Schaffner, Zeitblom, Syrlin zu erwähnen. Auch an dem neueren Wiederaufblühen der Kunst ist Schwaben nicht ohne Antheil geblieben, wobei sich häufig noch ein Uebergewicht des Ideengehalts über die Ausführung und Technik bemerken läßt, wie bei den Malern Eberhard Wächter, Schick, Hetsch u. A. Unter den Bildhauern nimmt Dannecker eine ruhmvolle Stelle ein; im Kupferstich sind die beiden Müller, Vater und Sohn, ausgezeichnet.

In der Baukunst gehören die hervorragendsten Werke und Namen noch den früheren Jahrhunderten und meist den Reichsstädten und Klöstern an. Das 17. und 18. Jahrhundert bietet nur Weniges. Im altwürttembergischen Land fehlte den öffentlichen und Privatgebäuden meist Styl und

Schmuck. Die altwürttembergische und evangelische Kirche war den Künsten wenig hold. Unter den Herzogen war Sinn und Geschmack für Kunst nicht besonders vertreten; sie bedienten sich auch vorherrschend fremder Meister. Erst in der neueren Zeit, seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, haben Malerei und in noch höherem Maße die Architektur einen raschen und großen Aufschwung auch durch einheimische Meister gefunden.

Die dem schwäbischen Naturell am diametralsten gegenüberstehende Kunst, weil sie am meisten ein Herausgehen aus der eigenen Subjektivität erfordert, ist die Mimik, in welcher auch keine namhafte Leistung erwähnt werden kann.

Wenn wir schließlich von dem Felde der Wissenschaft und Kunst auch noch auf das einer höheren praktischen Thätigkeit einen flüchtigen Blick werfen, so läßt sich begreifen, daß der alte schwäbische Kreis mit seiner politischen Zersplitterung und seinen kleinen Verhältnissen der Boden nicht war, auf dem große Staatsmänner und Feldherrn wachsen konnten. Die hervortretendsten Namen sind die von treuen, muthigen und intelligenten Dienern ihrer Fürsten, wie Varnbüler und Wiederhold u. A. Nur den Fürsten selbst war ein freierer und höherer Spielraum gegeben. Wenn wir hier die vorwürttembergischen Zeiten bei Seite lassen und an die größten Söhne des schwäbischen Bodens, die hohenstaufischen Kaiser, sowie an die alte Stammburg des Welfenhauses nur im Vorübergehen erinnern, so haben die zahlreichen Fürsten-, Grafen- und Rittergeschlechter des Landes manche kräftige Gestalten oder

tüchtige Herrscher aufzuweisen. Vor allem aber ist das württembergische Regentenhaus reich an bedeutenden Persönlichkeiten; es hat in den Eberharden der Grafenzeit hervorragende Heldengestalten ihres Zeitalters erzeugt, in den Herzogen Ulrich, Friedrich, Karl Alexander, Karl Eugen und König Friedrich zwar gewaltsame, zum Theil wilde Naturen, aber reichbegabte und hochstrebende Herrscher; endlich die trefflichsten Regenten und Väter ihres Landes, „im Frieden gut und stark im Feld", in den Herzogen Eberhard und Christoph und in König Wilhelm.

Im gleichen Verlage erschienen:

Kleine Schriften.

Von

Dr. **Christoph Sigwart,**
Professor an der Universität Tübingen.

Erste Reihe.

Zur Geschichte der Philosophie. Biographische Darstellungen.

Zweite, berichtigte und vermehrte Ausgabe.

Klein 8. 1889. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Inhalt: Cornelius Agrippa von Nettesheim. — Theophrastus Paracelsus. — Giordano Bruno vor dem Inquisitionsgericht. — Thomas Campanella und seine politischen Ideen. — Johannes Kepler. — Zum Gedächtniß Schleiermacher's. — Jakob Schegk.

Dem Aufsatz über Giordano Bruno sind 2 Facsimiles beigegeben.

Zweite Reihe.

Zur Erkenntnißlehre und Psychologie.

Zweite Ausgabe.

Klein 8. 1889. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Inhalt: Ueber die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft. — Der Kampf gegen den Zweck. — Ueber die Natur unserer Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Größen. — Der Begriff des Wollens und sein Verhältniß zum Begriff der Ursache. — Die Unterschiede der Individualitäten. — Ueber die Eitelkeit.

Früher erschienen im gleichen Verlage:

Reden und Aufsätze

von

Gustav Rümelin,

Kanzler der Universität Tübingen.

Klein 8. 1875. M. 3.20. Gebunden M. 3.60.

Inhalt: I. Reden: Ueber den Begriff eines socialen Gesetzes 1867. — Ueber Hegel 1870. — Ueber das Rechtsgefühl 1871. — Ueber den Begriff des Volkes 1872. — Ueber die Lehre von den Seelenvermögen 1873. — Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral 1874. — Ueber die Reichsoberhauptsfrage. Frankfurt 1849. — Rede zur Feier des Geburtstags des deutschen Kaisers 1874. — II. Aufsätze: Zur Theorie der Statistik I. 1863 und II. 1874. — Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation. — Ueber die Malthus'schen Lehren. — Stadt und Land. — III. Kleine Betrachtungen und Bekenntnisse vermischten Inhalts. 1) Allerlei: Menschliche Lebensdauer. — Der Militäraufwand. — Die Oekonomie der Aemter. — Moralstatistik und Willensfreiheit. — Furcht und Mitleid in der Tragödie. — Zu Hermann und Dorothea. — Eintheilung der Universalgeschichte. — Strauß. — 2) Wider den neuen Glauben. — 3) Wider die Formeln des alten Glaubens.

Reden und Aufsätze

Neue Folge

von

Gustav Rümelin,

Kanzler an der Universität Tübingen.

Klein 8. 1881. M. 4.60. Gebunden M. 5.—.

Inhalt: I. Reden: Ueber den Zusammenhang der sittlichen und intellectuellen Bildung 1875. — Ueber einige psychologische Voraussetzungen des Strafrechts 1876. — Festrede zur Verkündigung der Ehrenpromotionen beim Universitäts-Jubiläum 10. August 1877. — Ueber die Arbeitstheilung in der Wissenschaft 1877. — Ueber Gesetze der Geschichte 1878. — Ueber das Wesen der Gewohnheit 1879. — Ueber die Idee der Gerechtigkeit 1880. — II. Aufsätze: Zur katholischen Kirchenfrage. — Ueber den Wahlmodus für den Reichstag. — Eine Definition des Rechts. — Erinnerungen an Robert Mayer. — Altwürtembergisches: 1) Nicolai und sein Reisewerk über Schwaben. 2) Das alte gute Recht. — Ueber das Objekt des Schulzwangs. — Zur Uebervölkerungsfrage. — Miscellanea I—III.

Die

Berechtigung der Fremdwörter.

Nebst Fremdwörterverzeichniss.

Von

Gustav Rümelin,

Kanzler der Universität Tübingen.

Erste bis dritte Auflage. 8. 1887. M. 1.60.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22400 7903